

DIETRICH, L. F. [BEARB.]

# Geschichte des Gartenbaues

in allen seinen Zweigen von den frühesten Zeiten bis zur Gegenwart

Schäfer  
Leipzig  
1863

*II Fals*  
Geschichte

des

# Gartenbaues

in allen seinen Zweigen

von den frühesten Zeiten bis zur Gegenwart.

Nach den Quellen bearbeitet

von

L. F. Dietrich

(Verfasser der Encyclopädie der Gartenkunst).



Leipzig,

Verlag von Ernst Schäfer

1863.



## Vorwort.

---

Obwohl man in neuester Zeit die hohe Wichtigkeit der Culturgeschichte allgemein anerkannt und die verschiedensten Zweige derselben bearbeitet hat, so hat man doch bisher eine Geschichte des Gartenbaues nicht versucht. Und doch ist gerade der mit den ersten Anfängen menschlicher Gesittung zusammenfallende Gartenbau so enge mit den geistigen und materiellen Interessen, mit dem ganzen innern und häuslichen Leben der Einzelnen, wie der Völker, verknüpft, daß eine Geschichte desselben als einer der wichtigsten Zweige der Culturgeschichte erscheinen muß und uns tiefe Blicke in das Menschenleben, in die Culturverhältnisse der verschiedensten Zeiten thun läßt.



Wenn die homerischen Gartenschilderungen uns unwillkürlich in die stillen patriarchalischen Verhältnisse jener Zeiten einführen, so werden uns dagegen die Anlagen des le Nôtre zu einem Spiegel des Zeitalters Ludwigs XIV. und entrollen die heutigen Parks die ganze Geistes- und Ideenrichtung der Neuzeit vor unsern Augen. Es sind das Wahrheiten, die man bisher nur darum nicht erfaßte, weil man noch nie darauf gefallen war, die Geschichte der Gartencultur in ihrer Ganzheit zu erfassen und zu überschauen.

Als der Verfasser des vorliegenden Buchs den Plan zu seiner „Encyclopädie der gesammten niederen und höheren Gartenkunst“ entwarf, welche in der Arnoldischen Buchhandlung in Leipzig vor Kurzem erschienen ist, war es seine Absicht, in derselben auch den geschichtlichen Theil des Gartenbaues möglichst zu erschöpfen; allein der unter der Bearbeitung sich häufende Reichthum des Stoffes und die Pflicht, den Umfang der erwähnten Encyclopädie nicht zu sehr zu erweitern, damit

dieselbe nicht für viele von denen, für welche sie bestimmt ist, zu theuer werde, legten den Zwang auf, das gesammelte geschichtliche Material zum größten Theile zurückzulassen. Es erscheint nun dasselbe hiermit für sich allein, gleichsam als ein Nachtrag der genannten Encyclopädie.

So fleißig indeß der Verfasser in älteren und neueren Schriftstellern gesammelt hat, so gesteht er doch gern ein, daß noch Manches für spätere Bearbeiter der Gartengeschichte zu thun bleibt, hofft aber, daß sein Werk, wenn gleich nur erster Versuch auf einem bisher vernachlässigten Acker doch einestheils nicht ohne Verdienst sei, und anderntheils von vielen Freunden des Gartenbaues, so lange nichts Vollkommneres geboten ist, werde willkommen geheißen werden. Uebrigens wird auch der Verfasser seine Studien nicht mit dem vorliegenden Buche als beendigt betrachten, vielmehr nie aufhören, der so höchst anziehenden und wichtigen Geschichte des Gartenbaues seine volle Aufmerksamkeit zuzuwenden und fleißig zu sam-

meln, um vielleicht selbst binnen einigen Jahren mit einem die Gestaltungen des Gartenbaues in allen Zeiten und bei allen Völkern schildernden, mit einem Worte: die Geschichte der Gartencultur allseitig erschöpfenden Werke das Ziel zu erreichen, welches ihm vorschwebt.

---

# Inhalt.

---

	Seite
1. Einleitendes . . . . .	1
2. Die Gärten der ältesten Völker des Orients . . . . .	7
3. Die Gärten der Griechen . . . . .	18
4. Die Gärten der Römer . . . . .	45
5. Die Gärten des Mittelalters . . . . .	71
6. Die botanischen Gärten . . . . .	77
7. Zur Geschichte der Treibhauscultur . . . . .	95
8. Der französische Gartengeschmack . . . . .	100
9. Die Obstkultur der Neuzeit . . . . .	120
10. Der englische Gartengeschmack . . . . .	139
11. Die Gartenbaugesellschaften . . . . .	170
12. Die Wintergärten . . . . .	177
13. Heutiger Zustand des Gartenbau's in verschiedenen Ländern . . . . .	182
a) Dänemark . . . . .	182
b) Norwegen . . . . .	187
c) Rußland . . . . .	187
d) Türkei . . . . .	189
e) Italien . . . . .	196
f) Holland . . . . .	202
g) Amerika . . . . .	203
h) China . . . . .	208
i) Madeira . . . . .	218

## VIII

	Seite
14. Beiträge zur Geschichte der Lieblingsblumen und Modepflanzen . . . . .	229
a) Die Rose . . . . .	231
b) Tulpe und Hyacinthe . . . . .	266
c) Stiefmütterchen, Reseda, Verbene, Alpenrose, Cro- cus, Azalea, Geranium, Pelargonien, Camellie, Georgine, Nelke . . . . .	270
d) Drangen . . . . .	275
e) Orchideen . . . . .	276
f) Palmen und Cycadeen . . . . .	277
g) Victoria regia . . . . .	278

## 1. Einleitendes.

Die Anfänge des Gartenbaues reichen so weit zurück, wie die Anfänge der menschlichen Cultur oder der Menschheit überhaupt. Daher erzählen die ältesten Religionsquellen, die Zendbücher und die Bibel, daß die Gottheit selbst den ersten Garten anlegte und darin „allerlei Bäume aufwachsen ließ, lustig anzusehen und gut zu essen.“ In diesem ersten Garten, den Paradiesos, den Garten Eden, wurden die Stammeltern des Menschengeschlechts, der Meschia und die Meschiana der persischen Sage, versetzt. Dort verlebten sie die Zeit einer kindlichen Unschuld, aber erlagen auch der listigen Versuchung des bösen Principis. Sie wurden vertrieben, aber wohin sie und ihre Nachkommen sich auch wandten, da pflanzten sie auch wieder Gärten, und jedenfalls muß man den Gartenbau als die früheste Art der Bodencultur betrachten, aus welcher der Ackerbau hervorging und in die er schließlich mit dem steigenden Werthe des Bodens wieder übergehen wird, in den bevölkertsten Ländern der Erde, z. B. in China, zum Theil schon wieder übergegangen ist.

Um aber in die Geschichte des Gartenbaues einen klaren Blick thun zu können und der Wichtigkeit der Gärten bewußt zu werden, müssen wir uns zunächst

vergegenwärtigen, was man unter einem „Garten“ zu verstehen habe. Es ist aber dasselbe eins der ältesten Wörter der indogermanischen Sprachen und hat, wo und in welcher Gestalt es uns auch entgegentreten mag, stets den Grundbegriff einer Umzäunung, einer durch Umschließung erfolgten Sicherung des Eigenthums, so daß Garten und Besitz zwei zusammenfallende Begriffe sind. So bedeutet das griechische *χορτος* und das angelsächsische *gearda*, das schwedische *Gärd* und das dänische *Giärde*, einen Zaun, so wie im Wendischen *gradin*, einzäunen, und *gard*, ein Statetenwerk. Auch im Deutschen mag in alten Zeiten dieselbe Bedeutung gegolten haben, mit der offenbar noch so manche andere deutsche Worte zusammenhängen, z. B. Hürde und Gerte.<sup>1)</sup>

Ferner bedeutet dann das Wort den mit einem Zaune, einer Hecke oder auf ähnliche Art eingeschlossenen Ort selbst, und in dieser Bedeutung tritt es uns in zahlreichen Abwandlungen und Begriffen entgegen. Zu den namentlich in ältern Sprachen vorkommenden Beispielen gehören in dieser Beziehung das lateinische *Cohors*, *Chors*, ein eingeschlossener Ort, englisch *Yard*, das mittlere lateinische *Curtis*, dänisch *Gaard*, ein Hof, das mittlere lateinische *Girata*, *Gordus*, *Gortium*, ein Fischweiher, *Garenne* (Kaninchengehege) und hundert andere. Insofern mit dem Umzäunen zugleich der Begriff des Verwahrens zusammenfällt, hängt mit Garten auch das französische *garder* (wahren, warten) und das deutsche *Gatter* zusammen. In weiterer Ausdehnung bezeichnet dann das Wort einen befestigten Ort, ein Schloß, eine Burg, einen Palast, eine Stadt —

<sup>1)</sup> Vgl. *Abelung's grammat.-kritisches Wörterbuch* II, S. 420 f.

Bedeutungen, welche im Deutschen ebenfalls veraltet sind, in andern Sprachen dagegen uns noch häufig entgegengetreten. Das polnische Grod, russisch Gorod, böhmisch und wendisch Hrod, Hrad, schwedisch Gärd, so wie ähnlich klingende hebräische und chaldäische Wörter bedeuten theils eine Burg, theils eine Stadt. Daher enden so viele Städte in und außer Deutschland auf gart (russisch grod), wie Stuttgart, Stargart, Belgart &c. Das gothische Gards hatte die Bedeutung Haus, wie das dänische Gaard, und in der deutschen Sprache erinnert uns an diese Bedeutung noch das Wort Zehrgarten, mit welchem man das Vorrathshaus oder Gewölbe bezeichnet, in welchem die zu den Bedürfnissen des Hofes gehörenden Speisemittel aufbewahrt werden und dessen Aufseher der Zehrgärtner genannt wird.<sup>1)</sup>

Sehen wir also ab von dem persischen Paradies, dem armenischen Pardes und ähnlichen Wörtern, deren Bedeutung und Ursprung wir nicht mehr zu entziffern vermögen, so haben alle mit unserm Worte „Garten“ zusammenhängenden Ausdrücke den Begriff der Eigenthumsficherung durch Umfriedigung; und da ferner alle Cultur nur von der Sicherung und Bebauung eines festen Besizes ausgegangen ist, so erscheint uns der Gartenbau nothwendig als Ursprung aller Cultur. So weit wir daher die Culturvölker nach ihren Anfängen zurück verfolgen können, finden wir auch Gärten bei ihnen und zwar stets das Schöne mit dem Nützlichen in diesen Gärten gepaart, wohin schon die oben erwähnten Worte der biblischen Urkunde „allerlei Bäume lustig anzusehen und gut zu essen“ deuten. Keineswegs können wir uns daher einverstanden erklären mit der

---

<sup>1)</sup> Vgl. L. F. Dietrich, Encyclopädie der Gartenkunst, S. 344.



von so vielen Schriftstellern wiederholten Ansicht des sonst verdienstvollen Hirschfeld,<sup>1)</sup> daß man es weit früher gelernt habe, schöne Gebäude zu errichten und vortreffliche Gemälde auszuführen, als Gärten wohl anzulegen, und daß die Gartenkunst bei den Alten keine so merkwürdige Vollkommenheit gewonnen habe, als die übrigen Künste. Es ist ein solches Urtheil aus verschiedenen Gründen zu kühn. Zunächst können wir uns keinen genauen Begriff von den Gärten der ältesten Völker machen. Die Ruinen der Baudenkmäler sind geblieben, aus Trümmern derselben vermögen wir uns nach Jahrtausenden noch ein Bild des Ganzen zu machen, — aber von den durch alte Schriftsteller gefeierten Gärten ist keine Spur geblieben. Gärten können ihrer Natur nach nicht dauern. Bäume sterben ab, und neue Bäume schießen aus dem Boden empor; Gräser überziehen die einstigen Wege und Wildniß entsteht mit reißender Schnelligkeit da, wo die wohlgeordneten Anlagen waren, wenn ihnen nur wenige Jahre die sorgsame Pflege des Gärtners fehlt. Während Bauwerke Jahrtausende überdauern, ist in einem vernachlässigten Garten vielleicht nach einem Jahrzehent der ursprüngliche Plan nicht mehr zu erkennen. Könnten diesem natürlichen Verlaufe gemäß Gartenanlagen der Vorzeit nicht bis zu unsern Zeiten dauern, um uns zu einem Urtheil über den Werth oder Unwerth derselben zu befähigen, so würden aber zweitens auch dann, wenn wir sie noch mit unsern Augen prüfen könnten, unsere Urtheile nur einseitig sein. Nach welchen andern Ansichten sollten wir über ihre Schönheit und Zweckmäßigkeit urtheilen, als nach unsern gegenwärtigen Begriffen?

---

<sup>1)</sup> Theorie der Gartenkunst, Bd. I, S. 1.

Nun ist es aber ausgemacht, daß nichts absolut schön ist, daß der Begriff des Schönen nach den Völkern und Zeiten der endlosten Abwechslung fähig ist. So wie die von uns als geschmacklos betrachteten alt-französischen Gärten zu ihrer Zeit für schön gehalten wurden und gehalten werden mußten, weil sie der ganzen damaligen geistigen und geselligen Richtung entsprachen; so wird — in vielleicht früherer, vielleicht späterer Zukunft — auch der heutige Gartengeschmack als ungeeignet betrachtet werden. Enthalten wir uns daher all der dreisten Urtheile, welche von Kent bis zum Fürsten Büchler alle Autoren über Gartenkunst aussprachen und die verschiedenen Encyclopädien der neuern Zeit nachschrieben. Schön ist, was dem zufälligen oder nothwendigen Geschmack einer Zeit, eines Volks, eines Individuum entspricht, und die Gärten der ältesten Völker, die ersten, der Entwicklung aller andern Künste vorangehenden Gärten konnten demnach das relative Prädicat schön eben so wohl verdienen, als die mit dem größten Kostenaufwande in neuester Zeit gemachten Anlagen.

Allerdings mochten die ersten Gärten mehr auf den Nutzen berechnet sein, als man jetzt einem schönen Garten erlaubt. Die Umfriedigung sorgte für die Sicherheit des Besizes, und innerhalb dieser Umfriedigung wurden Kräuter und Früchte für den Genuß erzogen. Aber gewiß stets suchte man das Schöne mit dem Nützlichen zu verbinden. Man pflanzte Bäume und Sträucher, welche erquickenden Schatten gewährten, man errichtete Ruheplätze unter ihnen, verpflanzte durch Farbpracht oder Wohlgeruch sich auszeichnende Blumen in die Gärten, man suchte selbst durch die Anordnung der Nutzpflanzen dem Schönheitsfinn zu genügen. So wenig-

stens ergibt es sich aus den auf uns gekommenen ältesten Nachrichten über Gartenanlagen. Wir werden dieselben im Nachfolgenden näher kennen lernen.

Bemerken müssen wir hier noch, daß bei dem Gartenbau, wie bei dem Landbau der alten Völker die Bewässerungsanstalten eine wichtige Rolle spielten. Wärme und Wasser wurden von allen Völkern der alten Welt als die einzigen Agentien des Pflanzenwachstums betrachtet, wie es auch in der Bibel, freilich den Lehren unsrer Chemiker entgegen, heißt, daß Alles vordem in Wasser bestanden und aus Wasser geschaffen sei. In der That sind die Resultate außerordentlich, welche durch die richtig geleitete Bewässerung erzielt wurden. Der lebendigste Beweis, was die Kunst in dieser Hinsicht zu leisten vermag, und wie öde, unfruchtbare Sandwüsten durch gut geleitete Bewässerungsanstalten zu fruchtbaren, üppig grünenden Gefilden umgeschaffen werden können, sind die jetzt verödeten Wüsten von Peru und Kleinasien, welche ehemals unter dem Einfluß der Cultur eine ganz andere Gestaltung zeigten. Peru war zur Zeit der Eroberung durch die Spanier ein allenthalben fruchtbares Land. Ungeheuere Wasserleitungen, von denen einige noch jetzt vorhanden, schafften das Wasser aus den hohen Gebirgen in die Ebenen. Die rohe Zerstörungslust der Spanier erstreckte sich leider bei der Eroberung jenes blühenden Landes auch auf diese Wasserleitungen, deren Einrichtung und Erbauung uns jetzt noch Zeuge ist von dem hohen Culturzustande und der unermüdeten Thätigkeit der Urbewohner von Peru. Ganze Provinzen, die früher durch die Einwirkung der belebenden und befruchtenden Kraft des Wassers zu üppigen, grünenden und allenthalben bebauten Landschaften umgewandelt worden waren, sind seit der Zer-

störung jener Wasserleitungen wieder das geworden, was sie auch zuvor gewesen sein mögen, nämlich öde Sandwüsten. Ein gleiches Beispiel geben uns die ehemals herrlich fruchtbaren Länder von Babylonien und Mesopotamien, welche diese Fruchtbarkeit lediglich den zahlreichen Bewässerungsanstalten zu danken hatten, die in großartigen Systemen von Kanalbauten aus dem Euphrat und Tigris abgeleitet und über das Land netzartig verbreitet wurden. Jetzt findet man da, wo vormals die größten Städte standen, nur todte Sandsteppen, auf denen kümmerlich wenige Pflanzen ihr Dasein fristen, und ehemals waren es, unter dem Einfluß der befruchtenden Kraft des Wassers und der menschlichen Thätigkeit, die Paradiese der alten Welt, welche sich eben so sehr durch ausnehmende Fruchtbarkeit, wie jetzt durch Unfruchtbarkeit, auszeichneten.

## 2. Die Gärten der ältesten Völker des Orients.

So wie alle Anfänge der Cultur uns nach dem Orient verweisen, so finden wir dort auch die ersten Spuren einer höher ausgebildeten Gartenkunst. Leider sind aber die Nachrichten, welche auf uns gekommen sind, höchst lückenhaft und gehören zum Theil dem Gebiet der Fabel an. Letzteres mag namentlich hinsichtlich der zu den sieben Wundern der alten Welt gezählten Hängenden Gärten der Semiramis der Fall sein. Wie Semiramis selbst mehr der Fabel, als der Geschichte angehört, so auch wohl ihre obwohl durchaus nicht unmöglichen Gärten, die schon einer der ältern lateinischen Schriftsteller <sup>1)</sup> ein vulgatum Graecis fabu-

<sup>1)</sup> Curtius, Buch V, Cap. 1.

lis miraculum nennt. Den uns überlieferten Beschreibungen zufolge<sup>1)</sup> bestanden die von Semiramis etwa 2000 Jahre vor Chr. in Babylon angelegten hängenden Gärten aus mehreren übereinander angelegten Terrassen, deren oberste die Höhe der gleichfalls von ihr erbauten 50 Klafter hohen Stadtmauer hatte. Die ganze Anlage war viereckig und jede Seite derselben hielt 400 Fuß. Von einer Terrasse zur andern führten breite Treppen. Das ganze, aus starken Gewölben errichtete Kunstwerk war mit einer 22 Fuß dicken Mauer umgeben. Auf den die Anlage tragenden Gewölben lag zunächst ein Pflaster von Steinen, die 16 Fuß lang und 4 Fuß breit waren. Dann folgte eine Schicht von Harz und auf diese hatte man wieder zwei Schichten von Steinen, die mit Mörtel zusammengefügt waren, gelegt. Diese Schichten waren wieder mit Platten von Blei bedeckt, auf denen endlich die Erde ruhte, welche den Boden des Gartens ausmachte und so hoch aufgetragen war, daß auch die größten Bäume bequem darin Wurzel schlagen konnten. Die mannigfaltigen Unterlagen von Steinen, Harz, Blei dienten nicht nur, die Feuchtigkeit von den tragenden Gewölben abzuhalten, sondern sie bewirkten auch, daß das Erdreich beständig feucht blieb. Auf der obersten Terrasse befand sich ein Wasserbehälter, der durch Triebwerke sein Wasser aus dem Euphrat erhielt und mittelst dessen man nach allen Terrassen Wasser hinleiten und die Gärten bewässern konnte.<sup>2)</sup>

<sup>1)</sup> Curtius, a. a. O.; Diodor II, 4; Strabo 15.

<sup>2)</sup> Eine bildliche Darstellung der hängenden Gärten versuchte Fischer von Erlach, Entwurf einer historischen Architectur, Epz. 1725, Taf. III. daraus in verkleinertem Maßstabe in Krüniz ökonom. Encyclop., Bd. 76, Fig. 850,

Man hat die Hängenden Gärten schon darum bezweifelt, weil der griechische Schriftsteller Herodotos, der Babylon selbst besuchte und alle Merkwürdigkeiten der Stadt ausführlich beschrieb, nichts von ihnen erwähnt hat und der einzige verdächtige Berossus von ihnen aus eigenem Zeugnisse berichtet. Wir können demnach wenig auf die Wahrheit der Sage geben, glauben aber gleich hier bemerken zu dürfen, daß man die Idee solcher lustiger Gärten in spätern Zeiten öfter verwirklicht hat. So hatten namentlich die Römer in den Zeiten der Ueppigkeit ihre „hängenden Gärten“ (*Horti pensiles*) auf den Dächern der Häuser, doch hat kein einziger der alten Schriftsteller etwas Genaueres über ihre Einrichtung gemeldet, sondern ist ihrer immer nur im Vorbeigehen gedacht <sup>1)</sup>, woraus man vielleicht schließen kann, daß sie eine zu häufige Spielerei des Luxus waren, um einer Beschreibung zu bedürfen. Die *Horti pensiles* des Tiberius konnte man sogar hinschieben, wohin man wollte, zur Winterszeit selbst unter Dach bringen. Auch das Mausoleum des Augustus kann hier erwähnt werden. Es war auf einem mäßigen Hügel errichtet, der mit Gemölben unterbaut war, bestand aus fünf sich über einander erhebenden Terrassen und trug auf seiner Spitze eine Pyramide, auf welcher die Bildsäule des Kaisers von Erz stand. Die breiten Gänge auf den Terrassen waren mit stets grünenden Bäumen besetzt. Man zeigte im vorigen Jahrhundert noch die Reste dieses Mausoleums. <sup>2)</sup> — Welsch <sup>3)</sup> bemerkt, daß zu seiner

<sup>1)</sup> Plin. H. N. 15, 14; Seneca Thyest. 462; Senec. ep. 122; de ira 1, 16; contr. 5. 9. Vgl. Ch. A. Klotzi progr. de nemoribus in tectis aedificiorum Romanorum. Jen. 1762.

<sup>2)</sup> Vestigi del Antichità di Roma. Tab. 36.

<sup>3)</sup> G. H. Velschii locus Athenaei de hortis in navi Hieronis

Zeit zu Venedig und Genua Paläste gestanden hätten, auf deren Dächern lustige Gärten angelegt gewesen wären. Von einem dem Grafen von Maffei gehörenden Palaste in Verona erzählt Volkamer,<sup>1)</sup> daß auf dessen flachen Dache ein mit Blumen und Bäumen versehen, mit Springbrunnen und Statuen geschmückter Garten gewesen sei. Nach dem Zeugniß des Conrad Celtes und Gobanus Hessus hatte auch Kaiser Friedrich II. an seiner Burg zu Nürnberg hängende Gärten angelegt. Von ähnlichen an der bischöflichen Burg zu Passau ist in Krüniz ökonomischer Encyclopädie<sup>2)</sup> die Beschreibung und Abbildung gegeben. Das unsers Wissens neueste Beispiel sind die Schwebenden Gärten in Limerick (Irland).<sup>3)</sup> Ein Privatmann, Namens William Roche, hatte dort 1808 die Idee, nahe bei seinem Hause schwebende Gärten zu erbauen. Er führte zuerst mehre Wölbungen auf, deren Inneres er als Magazine benutzte. Die Höhe derselben über dem Straßenpflaster war zwischen 25 und 40 Fuß. Auf diesen Gewölben wurden drei Terrassen in amphitheatralischer Form erbaut. Die höchste derselben war mit Gewächshäusern versehen, die durch Wärmröhren geheizt wurden. In einem dieser Gewächshäuser wurden mit Erfolg Neben, Ananas, Pfirsichen u. cultivirt. In andern findet man Drangenbäume und andere Pflanzen südlicher Länder. Jedes warme Gewächshaus stand überdem mit einem gewöhnlichen in Verbindung. Die

---

regis Syracusani expositis; de hortis Adonidis et hortis pensilibus, in den Misc. Nat. Cur, a. 1672, Obs. 31.

<sup>1)</sup> Volkamer's Continuation der Nürnberg'schen Hesperidum, Nürnberg. 1714.

<sup>2)</sup> Bd. 16; S. 166.

<sup>3)</sup> Weissenfee'r Blumen-Zeitung, Jahrg. 1831, Nr. 21.

mittlere Terrasse war für hohe Pflanzen und Fruchtbäume bestimmt. Auf der untersten cultivirte man Blumen aller Art, zwischen denen sich auch die Melonen- und Gurkenbeete befanden. Eine vier Fuß breite Treppe führte von einer dieser Terrassen zur andern. Die Seitenterrassen waren 150 Fuß lang und 30 Fuß breit; die in der Mitte 180 Fuß lang und 40 Fuß breit, die untere 200 Fuß lang und 100 Fuß breit, den zu den Melonen bestimmten Raum nicht mit einbegriffen, der 40 Geviertfuß maß. Das Ganze nahm einen Raum von mehr als einem englischen Acre ein. Die Vorderseite dieses sonderbaren Gebäudes war 200 Fuß lang. Die oberste Terrasse erhob sich bis auf 70 Fuß über das Straßenpflaster. Von diesem Punkte hatte man eine prächtige Aussicht über die Stadt und ihre mit schönen Landhäusern geschmückte Umgegend, die vom Shannonfluß durchschlängelt wird. Die auf den Terrassen befindliche Erdschicht war 5—6 Fuß tief. Die Magazine im Innern der Wölbungen waren durch große, fest zusammen gestützte, mit einem starken Mörtel verbundene Steinplatten gegen das Eindringen aller Feuchtigkeit bewahrt, welche unmittelbar durch Bleiröhren abgeführt wurde. War die Witterung trocken, so konnte man diese Röhren verstopfen und die Feuchtigkeit zurück halten, die alsdann über den ganzen Garten verbreitet wurde. Das Regenwasser wurde in besondern Cisternen aufgefangen und allmählich verbraucht. Der Dünger wurde durch besondere Maschinen vertheilt. Dieser merkwürdige Bau hatte 15,000 Pfd. Sterling (180,000 rhein. Gulden) gekostet; der Eigenthümer bezog aber außer dem Ertrag der Gärten und Gewächshäuser noch den Vortheil, daß er die Magazine vermiethte, für welche ihm von der Regierung jährlich 300 Pfd. Sterling



(3600 rhein. Gulden) bezahlt wurden. Man konnte mehr als 2000 Fässer Wein darin unterbringen. Die Natur ihrer Bauart schützte sie gegen Feuersgefahr und ihre Festigkeit bewahrte sie gegen Einbrüche, während die Gleichförmigkeit ihrer Temperatur die Verdunstung der in ihnen befindlichen Flüssigkeiten verhinderte. — Wir kehren nach dieser Abschweifung zu den alten Gärten des Orients zurück.

Hinsichtlich der Syrer wissen wir aus einer von Plinius <sup>1)</sup> gemachten Mittheilung, daß sie sehr geschickte Gärtner waren. Ihre Gärten waren entweder im innern Hofe des Hauses, der ein regelmäßiges Viereck bildete, oder wenigstens ganz nahe am Hause. In der Mitte war oft ein Springbrunnen oder doch ein Wasserbehälter angebracht. In Gärten, die von dem eigentlichen Wohnhause etwas entfernt waren, hatte man auch Gartenhäuser. Dieselben waren umzäunt und die in sie führenden Thüren konnten verschlossen werden.

Herodot erzählt uns von den Gärten des phrygischen Königs Midas, die wegen ihrer vielen Rosen gewöhnlich mit dem Namen Rosengärten bezeichnet wurden. Man hat seinen Bericht für fabelhaft erklärt, aber immerhin mag ihm Wahres zu Grunde liegen. Es ist bekannt, daß an den pangäischen Bergen zwischen Makedonien und Thrakien von jeher besonders schöne Rosen wuchsen, <sup>2)</sup> und gerade hierher setzte man die Gärten des Midas vor seiner Auswanderung nach Phrygien. In ihnen wurde der alte Silen gefangen, und indem die Dichter jene bacchischen Scenen schilderten, wovon wir in Virgils Hirtengedichten <sup>3)</sup> noch eine

---

<sup>1)</sup> Hist. nat. 20, 16.

<sup>2)</sup> Theophrasti Hist. plant. 6, 6.

<sup>3)</sup> Ecl. 6, 19.

schwache Nachahmung besitzen, wurde natürlich auch der schöne Park des Midas mit allen Farben der Dichtkunst ausgemalt.

Auf einem sichern historischen Boden treten wir nun aber, wenn wir uns zu den Paradeisen der Perser wenden, obwohl wir auch hinsichtlich dieser wenig Bestimmtes wissen, sondern die Summe unsrer Kenntnisse nur aus wenigen oberflächlichen Stellen alter griechischer Schriftsteller schöpfen können. So viel ist gewiß, daß die Perser einen hohen Sinn für die Schönheiten der Natur besaßen und daß namentlich das edle Geschlecht der Achämeniden, dem auch Kyros entstammte, in der ganzen weiten Monarchie Gartenanlagen gründete.<sup>1)</sup> Kyros Grab lag mitten in einem schönen Garten. Es wird uns von einem Garten erzählt, dessen Plan der jüngere Kyros eigenhändig entworfen hatte und in welchem er eine spartanische Gesandtschaft mit Stolz unherführte.<sup>2)</sup> Vielleicht würde man aber denselben heutigen Tags unschön finden, denn die Bäume waren in symmetrischen Reihen gepflanzt. Von der Größe der persischen Paradeise erhalten wir einen Begriff, wenn wir erfahren, daß Alexander in einem derselben eine Musterung über 13,000 Mann hielt und in einem andern mit seinem Jagdgesolge über 4000 Hirsche erlegte. Wie es scheint, erfüllten die oft meilenlangen Paradeise alle Zwecke der Gärten: sie waren Obstgärten, zugleich Lustgärten, in denen man Erholung genoß oder ritterliche Uebungen anstellte, und Thiergärten, in denen man Wild hegte. „Die gegenwärtig im Garten be-

---

<sup>1)</sup> S. die Belege dafür in Briffon, de regio Persarum principatu, p. 107 sq. Vgl. Anacharsis Reisen V, S. 114.

<sup>2)</sup> Xenoph. Memor. V, p. 829.

findlichen Thiere schenke ich Dir," läßt Xenophon den Großvater Astyages zu seinem Neffen Kyros sagen, „und noch verschiedene andere will ich zusammentreiben lassen; diese kannst Du dann, sobald Du reiten gelernt, verfolgen und mit Bogen und Wurfspeer erlegen, wie die großen Männer.“<sup>1)</sup>

Ueberhaupt waren die Paradeise bei den reichen Persern ein nothwendiger Theil des Luxus, wie heutigen Tags die Parks solches sind. Daher hatten auch die Großen des Reichs, so gut wie die Könige, ihre Paradeise. So wird von den Gärten des Tissaphernes, Satraps von Lydien unter Dareios Nothos, erzählt, daß es in denselben schattenreiche Gebüsch, Springbrunnen und herrliche Grasflächen gab.<sup>2)</sup>

Wenden wir uns schließlich zu den Hebräern, so haben wir Gründe, unsre Erwartungen nicht zu hoch zu spannen. Zwar folgert Winer,<sup>3)</sup> daß die hohe Ausbildung, welche die Gartenkunst nach Plinius Zeugniß bei den Syrern erreicht hatte, nicht ohne Einfluß auf die ihnen benachbarten Hebräer geblieben sein könne; zwar erwähnt Professor Cohn aus Breslau in einem vor der fünften Versammlung des Wissenschaftlichen Vereins in Berlin gehaltenen, sehr flüchtig zusammengestellten Vortrag über Geschichte der Gartenkunst,<sup>4)</sup> daß nach Humboldt's Zeugniß den arischen und semitischen Völkern der Sinn für natürliche Schönheit angeboren sei, allein den Beweis dafür hinsichtlich der Semiten zu führen, dürfte schwer halten. Wir werden

---

<sup>1)</sup> Cyrop. I, p. 11.

<sup>2)</sup> Vgl. Brissou, a. a. D.

<sup>3)</sup> Biblisches Realwörterbuch, Bd. 1, S. 384 u. d. W. Gärten.

<sup>4)</sup> Abgedruckt in der Hamburger Garten- und Blumenzeitung, Jahrg. 1856, S. 125.

noch jetzt keinen unter ihnen finden, der sich als Maler Anerkennung zu erwerben vermöchte, also gewiß eben so wenig als Gartenkünstler. Uebrigens möge der Gartengeschmack der Hebräer gewesen sein, wie er wolle, Freunde der Gärten waren sie nach vielfachen Beweisen der Bibel, <sup>1)</sup> ihre Könige hatten Gärten bei ihren Palästen, <sup>2)</sup> gleich wie die Bürger an ihren Häusern, <sup>3)</sup> und die nächsten Umgebungen von Jerusalem waren reich an Privatgärten. Die Gärten dienten ihnen theils zum Nutzen, <sup>4)</sup> theils zum Vergnügen, <sup>5)</sup> und enthielten außer den Fruchtbäumen auch Blumen und wohlriechende Pflanzen. <sup>6)</sup> Man verrichtete in den Gärten seine Andacht, <sup>7)</sup> badete sich in den dort befindlichen Bässen <sup>8)</sup> und ließ sich gern an schattigen Stellen derselben begraben. <sup>9)</sup> Auch zur Abgötterei wurden die Gärten gemißbraucht. <sup>10)</sup> Daß es bei den Hebräern bereits Gärtner gab, ergibt sich daraus, daß Maria Magdalena den auferstandenen Herrn für einen solchen hielt. <sup>11)</sup> Darin stimmten die hebräischen Gärten mit denen der übrigen Völker des Alterthums überein, daß die künstliche Bewässerung in ihnen stets als ein Haupttheil der

<sup>1)</sup> Hohesl. 4, 16. Euf. 4.

<sup>2)</sup> 2 Kön. 9, 27. 21, 18. 26, 25, 4. Neh. 3, 15. Jer. 39, 4. 52, 7. vgl. Euf. 1, 5.

<sup>3)</sup> 1 Matt. 14, 12. Euf. 4. Luc. 13, 19.

<sup>4)</sup> Jer. 29, 5. 28. Amos. 4, 9. 9, 14. 1 Kön. 21, 2.

<sup>5)</sup> Hohesl. 4, 13. Euf. 7. vgl. Barhebr. chron. p. 462.

<sup>6)</sup> Hohesl. 4, 13 ff. 5, 1. 6, 1. 10. vgl. Mischn. Maase-roth 2, 5.

<sup>7)</sup> Matth. 26, 39. Joh. 18, 1.

<sup>8)</sup> Euf. 15, 4.

<sup>9)</sup> 2 Kön. 21, 18. 26. Joh. 19, 41.

<sup>10)</sup> 1 Kön. 14, 23. 2 Kön. 16, 4. Jes. 1, 29. 65, 3. 66, 17. Bar. 6, 69.

<sup>11)</sup> Joh. 20, 15.

Cultur erscheint, <sup>1)</sup> und ein Räthsel bleibt es noch immer für uns, wie man überall diese künstlichen Bewässerungen und das Spiel der Springbrunnen ermöglichen konnte. <sup>2)</sup>

Was den Obstbau betrifft, so wurde er in Palästina gewiß ebenfalls schon in sehr frühen Zeiten betrieben. Daß Noah bereits den Weinstock pflanzte, ist allgemein bekannt. Der Apfelbaum wird zwar nur an wenigen Stellen erwähnt, wo besonders der angenehme Geruch seiner Früchte gepriesen wird, aber im Talmud ist vielfache Rücksicht auf seine Cultur genommen. <sup>3)</sup> Der Feigen-Maulbeerbaum, die Sykamore, wurde namentlich in den Thälern angepflanzt. <sup>4)</sup> Der Feigenbaum wurde in Palästina mit großem Fleiß erzogen und nebst der Traube den vorzüglichsten Producten desselben zugezählt. Man unterschied Früh-, Sommer- und Winterfeigen, so daß man also den größten Theil des Jahres hindurch Früchte hatte. Außerdem trocknete man die letztern und formte sie in kuchenartige, runde oder viereckige Massen, um sie besser aufzubewahren, so wie auch zu versenden. <sup>5)</sup> Einer der wichtigsten, vielleicht der wichtigste Fruchtbaum war die Dattelpalme, die in Palästina sehr häufig wuchs, namentlich um Jericho, welches davon den Namen der Palmenstadt

---

<sup>1)</sup> Jes. 1, 30. 58, 11. Jer. 31, 12. Hohesl. 4, 15. Vgl. Joseph. bell. jud. 5, 2.

<sup>2)</sup> Vgl. über den Gartenbau der Hebräer Winer, a. a. O., Schroeder, de hortis Hebraeorum, Marb. 1722; R. Bradley descript. oeconomiae et horticultrae veterum, London 1725.

<sup>3)</sup> Mischna Chil. 1, 4. Maaser. 1, 4. vgl. Joseph Antiqq. XVII. 7.

<sup>4)</sup> 2 Sam. 5, 23. 2 Chron. 1, 15.

<sup>5)</sup> S. Winer, bibl. Reallexikon, u. Feigenbaum.

führte.<sup>1)</sup> Neben den Datteln wurden auch Mandeln von Jakob seinen nach Aegypten ziehenden Söhnen mitgegeben, deren Cultur sich später bis an die Phöniciſche Küſte ausbreitete. Daß auch Nüſſe gezogen wurden, dürfte ſich aus der einzigen Stelle ergeben, wo Salomo<sup>2)</sup> ſagt: „Ich bin in den Ruſſgarten hinabgegangen.“ Häufiger wird dagegen, ſowohl in der Bibel, wie im Talmud, der Granatapfelbaum theils als wildwachſend, theils als cultivirt erwähnt. Nach Sichel<sup>3)</sup> iſt jedoch darunter nicht unſer Granatapfel, ſondern die Pſiſche zu verſtehen.

Was die übrigen Länder von Aſien betrifft, ſo haben wir nur wenige Nachrichten von ihnen. Daß in Indien ein außerordentlicher Weinbau getrieben wurde, werden wir weiter unter zeigen. In Syrien, ſüdöſtlich vom kaſpiſchen Meere, war ebenfalls, nach Strabo's Zeugniß, ein großer Ueberfluß an Wein und Feigen. Die nördlicher wohnenden Maſſageten lebten, wie uns Herodot im erſten Buche ſeiner Geſchichte erzählt, während des Winters von den Obſtfrüchten, die ſie im Sommer einfammelten, tranken auch den aus Baumfrüchten gekelterten Moſt. Indeß war der Reichthum an Obſt in der Umgegend des kaſpiſchen Meeres vielleicht ein natürlicher, nicht eine Folge der Cultur, denn noch jetzt ſollen nach dem Zeugniß neuerer Reiſenden in jenen Gegenden von Aſien die Obſtbäume wild wachſen. Smelin erzählt uns, daß die Vorgebirge und Ebenen des perſiſchen Irack mit Wäldern von Orangen, Granaten, Pſiſchen, Apricoſen und andern Fruchtbäu-

<sup>1)</sup> Joſeph. Antiqq. XV, 4. 2. Vgl. Winer a. a. O. unter Dattelpalme.

<sup>2)</sup> Hohesl. 6, 10.

<sup>3)</sup> Geſchichte der Obſtcultur, S. 119 ff.

men bedeckt wären. Nach Tavernier tragen in den Ländern südwestlich vom kaspischen Meere die Berge und Hügel die schönsten Wälder von Nußbäumen, Feigenbäumen und andern Fruchtbäumen, an deren Stämmen sich Reben von gleicher Güte hinanschlingen. Was das alte Kolchis oder das heutige Imirette anbetrifft, so sagt Göldestadt: „Nirgends habe ich Obstbäume so häufig und so natürlich gemengt gefunden, wie in der Nachbarschaft des Phasis oder des Rion. Am Samarmado sind viele kleine Gehölze in der Form von Lustwäldern, die aus hohen mit Reben umschlungenen Wallnußbäumen, Maulbeerbäumen, Feigenbäumen, Pflirschen, Dattelpflaumen, Aepfel-, Birn-, Pflaumenbäumen, Quitzen und Kastanien bestehen.“ Auch Reinegg sagt von dem nördlichen Theil dieser Länder: „Ich mag des Ueberflusses an Aepfeln und Birnen, Apricosen, Pflirschen, Feigen und Nüssen nicht einmal gedenken, da die Natur ganze Berge voll Kastanien, ganze Hügel mit Olivenbäumen, ganze Granat- und Lorbeerwälder hervorgebracht hat.“ — Sehr möglich also, daß jene Gegenden Asiens das Vaterland unsrer Obstbäume sind und diese sich von dort allmählig über Europa verbreitet haben.

---

### 3. Die Gärten der Griechen.

Die Griechen bewohnten zum Theil Gegenden, die zum Gartenbau vorzüglich geeignet waren, und außerdem mußte ihr lebhafter Geist, ihr Sinn für das Schöne, der zeitig von ihren Philosophen angeregte Trieb zur Naturforschung, sie früh zum Gartenbau hinführen. In der That lassen sich auch die Anfänge des-

selben bis auf die mythischen Zeiten zurückführen, und schon in dem alten Dichter Homer, der mindestens 900 Jahre vor Christi lebte, finden sich Schilderungen, welche hohen Sinn für den Gartenbau und einen nicht gemeinen Zustand dieses letztern beurfunden.

In der Odyssee <sup>1)</sup> beschreibt Homer den Garten des Phäaken-Königs Alkinoos in einer Weise, die zwar viel dichterischen Schmuck enthält, aber uns dennoch zeigt, in welcher Gestalt man sich zu seiner Zeit das Ideal eines schönen und vollkommenen Gartens gedacht habe. Wir theilen die betreffenden Verse nach der Uebersetzung von Voss hier mit:

Außer dem Hof erstreckt ein Garten sich, nahe der Pforte,  
Eine Fuß in's Geviert, und rings umläuft ihn die Mauer.  
Dort sind ragende Bäume gepflanzt mit laubigen Wipfeln,  
Voll der saftigen Birne, der süßen Feig' und Granate,  
Auch voll grünen Oliven und rothgesprengter Aepfel.  
Diesen erlei et die Frucht nie Miskmachs oder nur Mangel,  
Nicht im Sommer noch Winter, das Jahr durch, sonder beständig  
Vom anathmenden West treibt dieß und anderes zeitigt.  
Birne reißt auf Birne heran, und Aepfel auf Aepfel,  
Traub' auf Traube gelangt, und Feige auf Feige, zum Vollwuchs.  
Dort auch prangt ein Gefilde von edelem Weine beschattet.  
Einige Trauben umher auf ehenem Raume gebreitet  
Dorrien am Sonnenstrahl, und andere schneidet der Winzer,  
Andere keltert man schon; hier stehn noch Herlinge vorwärts,  
Eben der Blüth entschwellend, und andere bräunen sich mählig.  
Dort auch, zierlich bestellt, sind Beet' am Ende des Weinlands,  
Reich an manchem Gemächs und stets schön prangend das Jahr durch.  
Auch sind dort zwo Quellen: die ein' irrt rings in dem Garten  
Schlängelnd umher, und die andr' ergießet sich unter des Hofes  
Schwell' an den hohen Palast, woher sich schöpfen die Bürger.

Das Merkwürdige, daß der Garten das ganze Jahr hindurch Früchte trägt, hat man in verschiedener

<sup>1)</sup> 7. Gesang, V. 112 ff.



Weise zu erklären versucht. Böttiger <sup>1)</sup> meinte, es liege der obigen Schilderung eine phöniciſche Schifferſage von den glücklichen Obſtgärten Heſperiens oder der weſtlichen Hyperboreer zu Grunde; Funke <sup>2)</sup> erinnert daran, daß es zwei Mal im Jahre tragende Aepfel-, Birnen- und Feigenbäume gebe und daß durch geſchickte Benützung der frühern und ſpättern Sorten, ſo wie kluge Benützung des abſchüſſigen, alſo in ſeinen Theilen der Sonne verſchieden ausgeſetzten Terrains in einem milden Klima die Möglichkeit gegeben ſei, zu jeder Zeit des Jahres an einzelnen Bäumen Früchte zu haben; noch Andere haben die Meinung ausgeſprochen, daß durch geſchickten Schnitt das Blühen der einzelnen Bäume bewirkt worden ſei; — allein wir meinen, es ſei überflüſſig, die Schilderung eines Dichters in ſolcher Weiſe zu zerſtauben. Uns genügt, daß mit derſelben der Beweis gegeben iſt, daß in jenen frühen Zeiten bereits mit den Wohnungen der griechiſchen Könige Gärten verbunden waren, und zwar Gärten, die nicht nur dem Nutzen, ſondern auch dem Vergnügen dienten:

duftende Beete

Voll baſſamiſcher Kräuter und tauſendfarbiger Blumen.

Die Bewäſſerung, welche uns in allen Gärten des Alterthums entgegentritt, fehlt natürlich auch in dem des Alkinoos nicht. Daß aber die Scheidung des Gartens des Alkinoos in eine Baum- und eine Kräuterpflanzung die Muſterform für alle Anlagen der Art bei den Griechen geweſen ſei, das zeigen auch die Münzen der ſpättern Phäaken, der Korſthrenſer und der von Korſthra aus-

<sup>1)</sup> Im Neuen Deutſchen Merkur, Jahrg. 1800, Febr. S. 135 ff. u. März, S. 281.

<sup>2)</sup> Real-Schulleſikon, Bd. 2, S. 942.

gegangenen Pflanzstädte Dyrhachium und Appollonia. <sup>1)</sup> Auf einer großen Anzahl Münzen dieser Städte findet man auf der Rückseite ein Viereck, das deutlich einen eingezäunten Platz, in Felder abgetheilt, darstellt. Diese Abbildungen sind nicht auf allen Münzen gleich. Die gewöhnlichste, besonders auf Münzen von Dyrhachium, hat außer der äußern Einfassung eines regelmäßigen Vierecks innen wieder einen Durchschnitt, der das Viereck der Länge nach in zwei Oblongen theilt, in welchen man wieder mehre kleinere runde und längliche Abschnitte entdeckt. Auf einigen andern Münzen ist das große Viereck in vier regelmäßige kleinere zerschnitten, in welchen dann wieder kleinere Beete vorkommen. Die Hauptlinien durch den viereckigen Platz deuten offenbar die Hauptwege an, welche den ganzen Garten durchschnitten.

Der Garten des Alkinoos war mit einer Mauer umgeben; andere hatten Hecken oder Zäune als Befriedigung, und zwar wählte man zu letztern schon in den frühesten Zeiten stachelige Gewächse. So schildert Homer <sup>2)</sup> wie Odysseus nach seiner Rückkehr auf Ithaka seinen Vater Laertes im Obstgarten beschäftigt findet:

Aber Odysseus

Gilt in das fruchtbepflanzte Gefild', um den Vater zu prüfen.  
Und nicht Dolios fand er, da weit er den Garten hinabging,  
Noch sonst einen der Knecht', auch die Söhne nicht; alle zugleich nun  
Sammelten Dorngesträuch, daß befriedigt würde der Fruchthain,  
Draußen im Feld; und er selber, der Greis, war Führer des Wegs,  
Ihn nur fand er, den Vater, im schöngeordneten Fruchthain,  
Welcher ein Bäumchen umgrub. Ihn hüllte ein schmutziger Leibrock,  
Grob und häufig geflickt; auch ein paar stierlederne Schienen

<sup>1)</sup> Vgl. Eckhel's gründliche Bemerkungen ad numos anecdotos, p. 106, und in der Doctrina numorum, T. II, p. 178.

<sup>2)</sup> Odyssee, Gesang 24, B. 220 ff.

Trug er gekleidet um die Beine, dem ritzenden Dorne zur Abwehr, Handschuh auch an den Händen, vor Stachelgewächsen.

Dann beginnt Odysseus die Anrede an den Vater, der ihn noch nicht erkannt hat, mit den Worten:

Greis, nicht fehlet dir Kund in tüchtiger Gartenbestellung,  
Sondern schön wird Alles gepflegt: kein einzig Gewächs hier,  
Weder Rebe noch Obst, kein Delbaum, Feigen- und Birnbaum,  
Keins der Beer' auch vermißt die gehörige Pflög' in dem Garten.

Sicher lernen wir aus diesen Versen die Achtung kennen, in welcher der Gartenbau stand, denn der greise Laertes, der Vater des Odysseus, leitete selbst die Pflege des Gartens und legte, gleich einem seiner Knechte gekleidet, selbst Hand an.

Hirschfeld <sup>1)</sup> hat an der Symmetrie in den oben geschilderten homerischen Gärten Anstoß genommen und sagt: „Dieses Beispiel der Nutzbarkeit und der Einfachheit in den Gärten mußte den spätern Griechen, die immer noch in Homer ihren Lehrer erkannten, beständig vor Augen schweben und ihnen zur Regel werden, von welcher abzuweichen, sie sich nach aller Vermuthung nicht erlaubten.“ Er hat hierbei übersehen, daß Homer keineswegs nur die Regelmäßigkeit der Pflanzung kennt, welche in Nutzgärten unumgänglich nöthig ist, sondern in seiner Schilderung der Grotte der Kalypso <sup>2)</sup> auch ein herrliches Bild eines schönen Naturparks entfaltet, und daß dieses Bild von den spätern Griechen in der Wirklichkeit nachgeahmt ist. Seine Worte sind:

Ringsher wuchs um die Grotte des grünenden Haines Umschattung,  
Erle zugleich, und Pappel, und balsamreiche Cypresse.  
Dort auch bauten sich Nester die breitgefiederten Vögel,  
Habichte, sammt Baumeulen, und sammt breitzüngiger Krähen

<sup>1)</sup> Theorie der Gartenkunst, Th. 1, S. 10 f.

<sup>2)</sup> Odyssee V, 63 — 73.

Wassergeschlecht, das kundig der Meergeschäfte sich nähret.  
Hier auch breitete sich um das Felsengewölb' ein Weinstock,  
Rankend in üppigem Wuchs und voll abhangender Trauben.  
Auch vier Quellen ergossen gereiht ihr blinkendes Wasser  
Nachbarlich neben einander, und schlängelten hierhin und dorthin,  
Wo rings schwellende Wiesen hinab mit Violett und Eppich  
Grüneten.

Man sieht, daß Homer mit seinem Takt Alles an die richtige Stelle setzt. Die Obstgärten des Alkinoos und Laertes würden bei einer Schilderung der Wohnung einer Nymphe übel angebracht gewesen sein, daher tritt hier an ihre Stelle ein Landschaftspark, dem nichts von dem fehlt, was ein Pücker-Mustau für einen solchen verlangen kann: vor Allem ungeschminkte Natur. Kühlender Schatten und erfrischende Bewässerung sind der Hauptcharakter dieses Hains, aber es fehlt ihm auch nicht an irgend einer belebenden oder verschönernden Zierde. Mit sinnigem Naturgefühl sind Bäume gewählt, welche sich nicht nur durch edlen Wuchs auszeichnen, sondern auch die gefälligste Gruppierung, die angenehmsten Contraste des verschiedenen Grüns bewirken konnten. Mit den weiter ausästenden schwarzgrünen Erlen und hellerbelaubten Pappeln ist die zierliche, schlankte Cyresse verbunden, deren in der heißesten Tageszeit ausgehauchter, kräftiger Harzgeruch ihr den Beinamen „die Balsamreiche“ verschaffte und die auch in jenem Waldamphitheater vorkommt, welches Ovid <sup>1)</sup> sich um Orpheus Zaubertöne freiwillig erheben läßt. Zur Belebung dieser Bäume fehlt es nicht an Vögeln, aber auch diese sind sinnig ausgewählt, ganz wie sie für die

<sup>1)</sup> Metamorph. X, 86 sqq. Die Römer hatten wirklich dergleichen Waldamphitheater in den mit ihren Meierhöfen verbundenen Parks, wo ein als Orpheus gekleideter Slave das Bild aus dem Walde zusammenblies, s. Varro de re rust. III, 13.

wilde, freiwüchfige Natur passen: Habichte, Eulen, Krähen. Auch der Felsen wird in geeigneter Weise decorirt, und zwar mit dem schönbelaubten Weinstock, den die Alten vielfach zu dergleichen Ausschmückungen verwandten, indem sie ihn bald an den Stämmen hoher Bäume hinanleiteten, bald von Felsenparticeen in malerischen Gewinden hinabhängen ließen. Damit es aber bei aller Einfachheit nicht an Abwechslung fehle, so breitet sich zwischen den Baumgruppen eine Wiesenmatte in sanftem Abhange aus, die von vier Bächen durchschnitten und bewässert wird. Nur in der Zusammenstellung von Beilchen und Eppich fanden schon die Alten etwas Unschickliches. Vielleicht mit Unrecht. Es ist ja keineswegs nöthig, daß wir beide als neben einander stehend denken; die Beilchen blüheten an den höhern und trocknern Stellen, während der Eppich an den Wasserrändern stand, die man noch jetzt in dergleichen Anlagen mit schönen Blattgewächsen zu schmücken pflegt.<sup>1)</sup>

In ähnlicher Weise, wie wir hier die Umgebung der Grotte der Kallypso geschildert sahen, schmückten die alten Griechen, und nach ihnen die Römer, auch die künstlichen in ihren Gärten angebrachten Grotten, welche sie *Nymphäen* nannten und die vielleicht so geschmackvolle Anlagen waren, daß sie mit allen Anlagen der Neuern den Vergleich aushalten dürften. Ueberhaupt muß der Gartengeschmack bei den Griechen sehr allgemein und sehr ausgebildet gewesen sein, wie wir schon aus dem Umstande schließen können, daß die Dichter derselben mit so großer Vorliebe Gärten schilderten.<sup>2)</sup>

<sup>1)</sup> Indes finden wir auch bei andern Dichtern Beilchen und Eppich zusammen gestellt, s. Athen. XIV, 7.

<sup>2)</sup> Vgl. die von Bernsdorf in den Poet. Min. T. IV, P. I. gesammelten dichterischen Gartenbeschreibungen.

Jeder Athener hatte bei seinem Landhause einen Garten, der theils zum Nutzen, theils zum Vergnügen eingerichtet war, und selbst die Höfe der Stadthäuser waren wenigstens mit einigen Feigenbäumen, Myrtenhecken, Rosen- und Veilchenrabatten geschmückt. Zugleich wurde durch öffentliche Gartenanlagen für die gesorgt, welche keinen eigenen Garten haben konnten. Ein solcher Volksgarten war auch die berühmte Academia vor dem dipylischen Thore von Athen. Anfangs war es ein müßter, sumpfiger und ungesunder Ort gewesen, aber Kimon ließ die Sümpfe austrocknen und Platanen-Alleen anpflanzen, wodurch der Ort zu einem sehr anmuthigen Spaziergang ward, und Hipparch ihn mit einer Mauer umgeben.<sup>1)</sup> Zwar haben auch über diese Anlage die neuern Gartentheoretiker ihren Tadel ausgesprochen, aber ebenfalls mit Unrecht. Für Volksgärten sind gerade, von Bäumen beschattete Baumgänge am zweckmäßigsten. Nur in solchen Anlagen genießt man wahren Reiz derselben, die versammelte Volksmenge überschauen zu können, und es kommt uns nichts irriger vor, als die öffentlichen Anlagen bei einer großen Stadt nach jetzt beliebter Weise mit großen Rasenflächen auszustatten, die in den heißen Sommertagen zu einer versengten Wüstenei werden, und so diejenigen, welche nach Beendigung ihres Tagewerks in das Freie eilen, zu zwingen, in den glühenden Strahlen der Sonne oder den Einwirkungen rauher Winde ausgesetzt zu wandeln, anstatt die gehoffte Erquickung und Erholung zu finden.

In den schönen Schattengängen der Akademie war das berühmteste Gymnasion der Athener, in ihnen errichtete Plato seine philosophische Schule, gleich wie Aristoteles

---

<sup>1)</sup> Pott. Arch. übers. von Rambach, I, 89.

seine Schüler unterrichtete, indem er mit ihnen in den Schattengängen des Lyceum zu Athen wandelte. Unmöglich konnte die freie Natur, die schöne Umgebung, der labende Schatten, die belebende Ausdünstung der Bäume ohne Einfluß auf Lehrer und Lernende bleiben. Es war eine Nothwendigkeit, daß der Geschmack der Griechen so heiter und rein wurde, wie die Luft um die Wohnung ihrer Musen. Unstreitig gewinnen die Geschäfte des Geistes einen geschwindern und glücklichern Fortgang, wenn wir von Gegenständen umgeben sind, die ihrer Natur nach sanfte und angenehme Eindrücke auf uns hervorbringen. Die Schönheit und Heiterkeit der Gegend schmeichelt nicht bloß dem äußern Sinne, sie erwärmt nicht bloß unsere Lebensgeister zu einer schnelleren Bewegung; sie belebt auch die Einbildungskraft mit frischen Bildern und erhöht durch die Anmuth, die sie in den innern Sinn ergießt, zugleich die ganze Thätigkeit des Geistes. Daher zogen es Weisen der Griechen vor, in den Hallen der Natur ihren Unterricht zu ertheilen.

In Verbindung mit der Vorliebe für Gärten stand auch die Neigung, sich in denselben beerdigen zu lassen, die bei den Griechen eben so stattfand, wie bei den Völkern des Orients.<sup>1)</sup> Da, wo man die angenehmsten Stunden seines Lebens genossen hatte, wollte man auch im Tode ruhen.

Wenig ist es, was wir von den in Italien und Sicilien wohnenden Griechen wissen, aber gleichwohl können wir den Beweis führen, daß auch sie die Gärten als ein nothwendiges Bedürfniß zu einem angenehmen

---

<sup>1)</sup> S. die Monographie über die *νηποτάκια* von van Goens. Utrecht 1763.

Leben ansahen. Auch sie hatten ihre von Garten-Anlagen umgebenen Landhäuser und benutzten die Räume bei ihren städtischen Wohnungen zu kleinen Anlagen für Blumen und immergrüne Sträucher. Als der Tyrann Hiero von Syrakus einst auf den Einfall gekommen war, ein Riesenschiff zu erbauen, wie kein zweites je wieder von einem Stapel gelaufen,<sup>1)</sup> durfte auch auf diesem ein Garten nicht fehlen. Der Theil des Berdecks, welcher zu diesem Zwecke bestimmt war, wurde mit Blei und irdenen Platten belegt, über welche die Erde kam. Lauben aus Epheu und Weinranken waren angebracht und die dazu erforderlichen Gewächse standen in Kübel mit Erde.

Wir haben gesehen, daß schon in dem Garten des Alkinoos Beete für Blumen waren und die Culturgeschichte lehrt uns, daß die Griechen zu allen Zeiten große Freunde der Blumen blieben. Die Anwendung dieser zu Kränzen und zum Schmuck bei den verschiedenen Hauptmomenten des Lebens reicht bei ihnen, wie bei fast allen Völkern in die vorhistorischen Zeiten zurück. Dionysos war ihnen der Gott der Blumen, wie der Bäume und des Weins; man ließ ihn bald in dem Blumenland Phyllis, bald auf dem rosenreichen Pangaon, bald in den Rosengärten Makedoniens und Thraciens wohnen und gab ihm den Beinamen Anthios, d. h. der Blumige. Ehe er aber Blumen hatte, wand er Epheu um sein Haupt, und Aphrodite bekränzte ihn, als er aus Indien zurückgekehrt war. Er nahm den Kranz, den sich Ariadne auf der Insel Naxos aus dem Theffion geflochten hatte, nach seiner Vermählung mit

---

<sup>1)</sup> Athen. Deipn. V, 10, p. 207.



ihr unter nächtlichem Himmel und warf ihn hinauf zu den Sternen, wo er noch heute als Sternbild glänzt.

Den ersten Gebrauch der Blumen machten die Götter in Form von Kränzen und selbst Jupiter wurde von den übrigen Göttern nach der Besiegung der Titanen mit einem Blumenkranze geschmückt. Es waren daher Kränze und Blumen der ausschließliche Schmuck der Götterbilder, der Priester, der Opfernden und der Opferthiere, und Kränze dienten selbst als Opfergabe. Späterhin wurden Heroen und verdienstvolle Personen auch außer dem Dienste des Altars bekränzt. Homer läßt zwar seine Helden sich noch nicht der Kränze bedienen, aber es kommen Ausdrücke und Redensarten bei ihm vor, die von Kränzen entlehnt sind. Die Sieger in den Kampfspiele erhielten Kränze, und bald gehörten diese, so wie Blumen überhaupt, zu den heiter-sinnigen Charakteren der Feste im Alterthum. Blumenkränze hängte man an die Thür der Geliebten, mit Blumen bekränzt schritt das Brautpaar zum Altar, und mit Blumenkränzen und Blumensträußen waren die Pforten des Hauses geziert, in welches die Neuvermählten eingeführt wurden. Mit Blumenkränzen gingen die Krieger zum Gefecht, und mit ihnen geschmückt kehrten die Sieger in die Arme der Ihrigen zurück. Mit Blumen bekränzte man den Becher bei den Gastmählern, und die Geladenen trugen Kränze zur Verherrlichung der Feier. Auch die Leichen wurden mit Blumenkränzen und grünen Zweigen bedeckt, ehe sie beerdigt wurden. Man hatte entweder diesen Gebrauch von den feierlichen Spielen entlehnt und wollte gleichsam dadurch andeuten, daß der Verstorbene nun seinen Kampf vollendet habe; oder man wollte die Freuden damit bezeichnen, die seiner erwarteten, oder man bezweckte

überhaupt damit, die Hochachtung gegen ihn an den Tag zu legen. Denjenigen, welche als Sieger bei öffentlichen Spielen mit einem Kranze beehrt waren, wurde dieser sowohl während der Schaustellung des Leichnams, wie bei der Beerdigung aufgesetzt. Auch die Gräber wurden mit Blumen und Kränzen bedeckt, besonders mit Eppich und mit purpurfarbenen und weißen Blumen, z. B. Amaranthen, Jasmin, Rosen &c.

Ueberhaupt verstanden es die Griechen schon, sinnige Unterschiede der Bedeutung in die verschiedenen Blumen, Schmuckgewächse und Früchte zu legen. Zum Theil sind dieselben bis auf unsere Zeiten geblieben, und deshalb mögen die wichtigern derselben nach einer Zusammenstellung von R. V. Landerer <sup>1)</sup> hier mitgetheilt werden.

Die Zweige des Lorbeerbaumes waren das Symbol des Ruhmes und des Verdienstes. Der Lorbeerbaum war dem Apollo geheiligt, der selbst mit dem Lorbeer geschmückt war. Die, welche in Delphi das Orakel befragen wollten, schritten mit Lorbeerkränzen auf dem Haupte zu demselben. Auch die Priester des Apollo trugen Lorbeerkränze, so wie schon in den ältesten Zeiten ein Lorbeerzweig und Lorbeerkranz Attribut der Dichter war. Auch die Bilder der Eltern und Ahnen wurden an Festtagen mit diesen Zweigen geschmückt.

Die Myrte war der Aphrodite heilig, wie sie es noch jetzt ist, denn als die Göttin dem Schaume des Meeres entstieg war, suchte sie sich zu verstecken, und das dicke Gebüsch, welches sie fand, war ein Myrtenstrauch. Er barg die schöne Göttin und war ihr seitdem geweiht. Myrtenhaine wurden von den Griechen

---

<sup>1)</sup> Ausland, 1858, S. 277 ff.

und den Römern geliebt, und in den Gärten umfaßte man die Blumenbeete mit Myrten.

Die Pinie war dem Dionysos geheiligt und die Thyrsusstäbe seines Gefolges trugen an der Spitze einen Pinienzapfen. Bei den irthmischen Spielen erhielten die Sieger Kränze aus den Zweigen des Pinienbaumes.

Die Cypresse war dem Pluto heilig und beschattete noch heute im Orient die Stätten der Hingeschiedenen. Amor hatte Pfeile aus Cypressenholz, und auch Götterbilder waren aus solchem geschnitten.

Das Keuschlamm, *Vitex agnus castus*, wurde für das älteste der Gewächse, das wohl grünend aus der Vorzeit übrig blieb, gehalten. Im Heratempel auf der Insel Samos stand dieser Strauch zu den Füßen der Göttin, die unter ihm geboren war. Die athenischen Frauen bestreuten mit den Blättern desselben bei den Theismophorien ihre Sitze und Betten.

Der Epheu war ebenfalls dem Dionysos heilig; mit Epheuranthen war der Thyrsusstab umwunden, und mit Epheu wurde der festliche Pokal umkränzt. Dem Dichter und Sänger schlang er sich um die Schläfe. Epheu war das Symbol ewiger Verjüngung, unverwelklicher Jugend und Kraft. Insbesondere schrieb man ihm und dem Kraute Amethyst, welches daher auch seinen Namen erhielt, die Kraft zu, die Trunkenheit zu verhindern.<sup>1)</sup>

Der Delbaum war der Minerva heilig, denn diese selbst pflegte die Olive zuerst bei ihrem Tempel auf der

---

<sup>1)</sup> Athenäus rühmt von den Blumenkränzen überhaupt, daß sie die Kopfschmerzen linderten und vertrieben, und Mnesitheus und Kallimachos, zwei griechische Aerzte, hatten ganze Bücher über die Kränze und deren medicinischen Kräfte geschrieben. Plin. H. N. XXI, 3.

Akropolis von Athen, von wo dieses geheiligte Geschenk der Göttin über Attika, dann weiter über ganz Griechenland und dessen Colonieen verbreitet wurde. Der Zehnt des Ertrags der Delbäume von Athen wurde für den Schatz der Göttin eingesammelt, die außerdem eigene mit Hecken umgebene Olivenpflanzungen besaß. Delzweige waren und sind noch jetzt das Symbol des Friedens, so wie sie auch zur Befruchtung der heimkehrenden Sieger benutzt wurden.

Der Feigenbaum war nach der Sage ein Geschenk der Demeter. Als Phytalos die Göttin in seinem Hause gastfreundlich empfangen hatte, schenkte ihm diese einen zahmen Feigenbaum. Seitdem wurde derselbe über ganz Griechenland verbreitet und hieß vorzugsweise der heilige Baum, da vorher die Menschen sich nur mit Eicheln genährt haben sollen. Uebrigens hatte die Feige bei den Alten auch noch eine heilige, mystische Bedeutung, indem sie als Symbol der Fruchtbarkeit galt.

Der Maulbeerbaum war den alten Griechen Symbol der Klugheit, weil er im Frühjahr erst spät treibt, wenn keine Kälte mehr zu befürchten ist.

Im Gegensatz galt der Mandelbaum als Sinnbild der Voreiligkeit und übertriebenen Thätigkeit, weil er in Hellas schon im October und November wieder treibt und blüht, dann aber oft durch die eintretenden Fröste vernichtet wird.

Der Granatapfelbaum war der Persephone geheiligt; er war bei den Hellenen ein Symbol der Fruchtbarkeit und spielte eine Rolle bei den Mysterien.

Der Apfel war wegen seiner Kugelform ein Symbol der Vollkommenheit auf der Welt und wurde so, um die Herrschaft anzudeuten, zum Reichsapfel der Kaiser. Zugleich war er ein Symbol der Liebe.

Die Quitte wurde von den Alten hoch gepriesen; sie war der Aphrodite heilig, ein Symbol der Liebe, des Glücks und der Fruchtbarkeit, daher sie zu den Mysterien gehörte. Die Neuvermählte mußte von einer Quitte essen, ehe sie zum hochzeitlichen Lager schritt.

Der Nußbaum war gleich den eicheltragenden Bäumen dem Zeus geheiligt. In dem Augenblicke, wo die Braut in das hochzeitliche Gemach geführt wurde, streuten die Hellenen Nüsse unter die Gäste und die Kinder, damit Zeus dem neuvermählten Paare Fruchtbarkeit schenken möge. Weil die Nüsse beim Aufwerfen auf den Boden wieder zurückprallen, so galten sie für ein Symbol der Munterkeit.

Von der Weispappel hieß es, daß Herkules sie vom Flusse Alheron in Ihesprotien gebracht und sich ihres Holzes bedient habe, dem Zeus zu opfern; daher glaubten die Elier, kein anderes Holz bei den Opfern des Zeus verwenden zu dürfen.

Auch des Stinkbaumes, *Anagyris foetida*, mag hier Erwähnung geschehen. Die Blätter dieses schönen Strauches, dessen Blüthen und Früchte denen des Johannisbrotbaumes ähneln, verbreiten, wenn sie zerrieben werden, einen sehr unangenehmen, stinkenden Geruch, daher die alten Griechen bei erneuter Anregung einer verdrießlichen, unangenehmen Sache sagten: „Schüttle mir den Stinkbaum nicht.“

Was die Orangenfrüchte betrifft, so hielt man sie für die goldenen Früchte der Hesperiden, welche Herkulus nach Griechenland gebracht habe. Athenäus erzählt, daß es bei dem Gange zum Tode oder bei der Begleitung einer Leiche bei den meisten Völkern Sitte gewesen sei, eine Citrone als ein Zeichen der Trauer in der Hand zu tragen.

Von hoher Bedeutung war den alten Griechen der Mohn. Er war das Symbol des Kreislaufes der Zeit, so wie das der Erde und ihrer Fruchtbarkeit; zugleich war er der Demeter heilig und gehörte in das Mysterieskästchen. Auch war diese Pflanze der Hera geheiligt, ihr Bild und ihr Tempel war mit derselben geschmückt. Neuvermählte trugen oft an ihrem Hochzeitsfeste Kränze von Mohnblumen. Der Mohnkopf war das Attribut des Schlafes und seines Sohnes Morpheus, des Traumgottes, mit seinem phantastischen Gefolge. Die Stadt des Schlafes war der Mythe zufolge mit Mohnstauden und mit Mandragora umgeben, und am Eingange des Palastes des Morpheus stand Mohn.

Die Meerzwiebel galt den alten Griechen für eins der größten Heilmittel. Pythagoras lernte ihren Gebrauch von den Aegyptern kennen und soll durch sie und den aus ihr bereiteten Essig sein Leben auf 170 Jahre verlängert haben.

Die schon erwähnte Mandragora (Uraun) spielte bereits bei den Griechen die mystische Rolle, wie noch später im Mittelalter. Wegen ihrer betäubenden Kraft galt sie für eine der Pflanzen, mit denen die mythische Stadt des Schlafes umgeben sei. Aus ihren Wurzeln schnitt man Figuren, die als Amulette gegen Hexerei und Uebel jeder Art dienten.

Die Narciſſe war den Eumeniden, der Demeter und der Persephone heilig. Ihre Entstehung hatte man mit einer Mythe in Verbindung gebracht. Der schöne Narcissus hatte die Liebe der Göttin Echo und vieler andrer Nymphen verachtet; als er aber sich in einer Quelle erblickte, da verliebte er sich in sich selbst, starb darüber vor Gram und ward in die Blume verwandelt, welche noch seinen Namen führt.

Der Asphodill, eine der häufigsten Pflanzen im Orient gehörte der Trauer und den Todten an. Daher wurde er auf die Gräber gepflanzt; er war der Persephone heilig und gehörte zu den Pflanzen der Thesmophorien. Zugleich schrieben ihm die Hellenen Wunderkräfte gegen Schlangenbiß und Skorpionstich, gegen Zauberei und Gift zu.

Die Rose war die Lieblingsblume, doch schweigen wir hier von ihr, um Wiederholungen zu vermeiden. Wir werden später ausführlicher von ihr sprechen.

Das Veilchen war das Symbol des jährlichen Wiederaufblühens der Erde, bezeichnete auch wegen seiner dunklen Farbe und seiner zur Erde geneigten Blume den Tod. Daher war es in die Mysterien der Cybele und den Raub der Persephone verwebt. Die Tochter des Atlas wurde, als sie vor Apollo floh, in ein Veilchen verwandelt. Athen hieß in den frühesten Zeiten das „Veilchenumduftere.“

Die Lilie war seit dem grauesten Alterthume das Symbol der Unschuld und der Sittsamkeit; sie sollte aus der Milch der Hera entsprungen sein. Aphrodite Urania trug eine Lilie in der Hand. Lilien, Rosen und Veilchen waren Attribute der wahren Schönheit. Bei den Römern ward die Lilie auch zu dem Symbol der Hoffnung und dem Bild eines Thronfolgers.

Der Schwertel, Gladiolus, gehört zu der Mythe vom Raube der Persephone; als Todtenblume zwischen dem Wechsel des Lebens und des Todes, zwischen der Ober- und der Unterwelt, stand sie am Eingang zum Orkus. Mit ihren Blüthen bekränzten sich die jungen Mädchen bei den Hochzeitfesten ihrer Gespielinnen. Die schwarzen, schiffähnlichen Züge auf den Blüthen mancher Arten deuteten die Alten als die Wehflagen des

Apollo, als er seinen Liebling, den schönen Hyacinth, der alsdann in die Blume gleichen Namens verwandelt wurde, unglücklicher Weise mit der Wurfscheibe getödtet hatte.

Der Eppich, *Apium graveolens* L., war den Göttern der Unterwelt heilig, Symbol der Trauer und der Thränen. Die Gräber der Verstorbenen wurden mit ihm bestreut und bekränzt. Wenn Jemand ohne Hoffnung daniederlag, so sagte man: „Es giebt nur Eppich für ihn.“ Ein Kranz von Eppich war auch ursprünglich der Preis des Siegers in den istsmischen Spielen, bis man denselben mit dem Fichtenfranze vertauschte.

Auf den Blumen des Rittersporns wollte man die Buchstaben *A J A* lesen, was man auf den Helden Ajax bezog, aus dessen Blute die Pflanze entsprossen sei, daher sie nun dessen Namen als Wehklage trage.

Die schöne Aldonis sollte dem Blute des Abdonis, nach andern der Thräne der Aphrodite entsprossen sein.

Der Safran war der Ceres und den Eumeniden geweiht.

Muß man nicht aus diesen kurzen Notizen, die sich noch bedeutend vermehren ließen, schließen, daß die Griechen hohen Sinn für die Natur hatten und dieselbe mit sinnigen Augen anschauten? Gewiß sind daher die im Irrthum, welche — da uns wohl Statuen, nicht aber Gärten und Haine der Griechen erhalten sind — meinen, der Geschmack an der plastischen Kunst habe bei ihnen den Geschmack an der Natur beeinträchtigt.

Zum Schluß dieses Abschnittes müssen wir noch einen Blick auf die Obstdultur der alten Griechen werfen. Daß dieselben schon in dem heroischen Zeitalter ihre Obstdgärten hatten und bei der Erziehung und Pflege der Fruchtbäume bestimmten Grundsätzen folgten, haben



wir bereits gesehen. Auch in den mit Griechenland eng verbundenen, nördlich von demselben gelegenen Ländern blühte der Obstbau schon sehr zeitig. In Makedonien hob namentlich Amyntas, 500 v. Ch., den Obstbau, indem er feinere Sorten aus Persien kommen ließ und zu deren Anpflanzung die zweckmäßigsten Befehle ertheilte. Daß in Thrakien der Obstbau häufig betrieben wurde und daselbst vielleicht noch älter, als in Makedonien war, beweist die Erzählung von einem gewissen Gumolpus, der durch die eleusischen Mysterien von Thrakien aus die Cultur der Obstbäume in Griechenland eingeführt haben soll. Gehört auch diese Erzählung der Mythe an, so deutet sie doch immer darauf, daß die Griechen selbst das hohe Alter der Obstcultur in Thrakien anerkannten.

Verlassen wir aber jene Zeiten, aus denen nur die Sage zu uns herüber hallt, so finden wir, daß zu des makedonischen Alexanders Zeiten der Obst- und Weinbau sehr lebhaft in Griechenland betrieben wurde. Selbst in dem Peloponnes, wo sich die herben Holzäpfel und Holzbirnen lange erhalten hatten, waren diese einem schmackhaften Obst gewichen. Auf den Tafeln der Griechen traf man die edlen Birnen von Thasos, die süßen Feigen von Siphon, die herrlichen Nüsse von Euböa nebst den schönsten Wein aus Lesbos, Chios und Kos. Von der Stadt Athen weiß man, daß sie schon damals ihre besondern Obstverkäufer (Dporopolen oder Dporonen) hatte, gleichwie andere besondere Händler, die Lachnopolen, Gemüse feil hielten.<sup>1)</sup>

Auch wissenschaftlich hatte man den Obstbau zu

---

<sup>1)</sup> Sicler, Geschichte der Obstcultur, Bd. 1, S. 133.

betreiben angefangen, doch sind leider die Werke der Schriftsteller, welche ihn behandelten, nicht auf uns gekommen. Demofrit schrieb ein eigenes Werk über die Physiologie der Obstbäume, wie des ganzen Gewächsreiches überhaupt; Androtion und Mneſter handelten die besondere Pflege der Obstbäume ab. Erhalten ist uns dagegen des Aristoteles Schrift „über die Gewächse.“ In ihr finden wir die ältesten auf uns gekommenen Nachrichten über das Veredeln der Obstbäume, dessen Anwendung indeß von vielen Schriftstellern bis in die mythischen Zeiten zurückversetzt wird.<sup>1)</sup> Als der eigentliche Vater, nicht nur der griechischen Obstcultur, sondern der Pomologie überhaupt, ist aber Theophrastus, der kenntniß- und talentreiche Schüler des Aristoteles zu betrachten. Seine „Naturgeschichte der Gewächse,“ so wie sein Werk „über die Ursachen der Gewächse“ können noch heutigen Tages mit großem Nutzen gelesen werden. Wir erfahren aus denselben, daß die Griechen in der Zeit nach Alexander die folgenden Obstgattungen kannten und cultivirten:

1) Birnen. Nach der Meinung des Theophrast wuchs die Birne, gleich allen andern Obstarten, ursprünglich nicht als Baum, sondern als Strauch. Die Früchte des in den Wäldern wildwachsenden Birnstrauchs waren aber ungenießbar und zu nichts nütze; erst, indem man sie zu Bäumen erzog und mit Aufmerksamkeit behandelte, erzielte man schmackhafte Früchte von ihnen. Man unterschied drei Hauptsorten: a) Achras und Döhne, säuerlich schmeckende, wilde Birnen; b) Apia, schöne, gut gemachte Birnen, die nur in Gärten unter

---

<sup>1)</sup> Nach Macrobius, Saturn. 2, 7. lehrte Saturn den Bewohnern Italiens das Pfropfen.

zweckmäßiger Pflege, nie wild, erwachsen; c) Amamelis, eine Birnensorte, welche durch Veredlung der Birnen auf Apfelstämme erzogen worden war. Diese Sorte kam daher theils den Äpfeln und theils den Birnen sehr nahe, war eine Art Apfelbirne. Vorzüglich in Italien wurde sie in den nachfolgenden Zeiten fleißig angepflanzt und war vielleicht die Stammform unsrer Bergamotten.

2) Äpfel. Von diesen gab es mehrere Sorten, welche fast alle gut waren. Man unterschied namentlich Früh- und Spätsorten. Die erstern trugen im Frühjahr, die andern im Herbst. Wer erinnert sich hierbei nicht an den Garten des Alfinooz.

3) Medische Äpfel, wahrscheinlich Citronen. Theophrast <sup>1)</sup> erzählt von ihnen, daß er die Bäume in Töpfen erziehe, daß die Früchte ziemlich rund, mehr ins Gelbliche, als ins Rothe fallend seien und ihr Fleisch nicht zum Genuße, sondern mehr dazu geschikt sei, sich einen guten Athem zu verschaffen, überhaupt wohlriechend.

4) Punische Äpfel, d. h. Granatapfel, nach den Beschreibungen der Alten mit im wilden Zustande ungenießbaren und giftigen Früchten.

5) Pfirsichen, damals indeß, wie es scheint, noch nicht vollständig akklimatisirt. Theophrast erzählt, die Pfirsichen wüchsen an einem großen, starken, mit vielen Wurzeln und einer schwarzbraunen Rinde versehenen Baume, der in der Form des Holzes sowohl, wie der Blätter und der Blüthen mit dem damaligen Birnbaum in Aegypten, viele Aehnlichkeit hatte. Die Frucht selbst glich der Birnfrucht sehr an Gestalt, wurde

---

<sup>1)</sup> Naturgeschichte der Gewächse IV, 4.

reif, wenn sich schon wieder Blüthen angesetzt hatten, war außerordentlich saftig und hatte ein volles, zartes Fleisch; die Farbe spielte ins Grüne und in der Mitte des Fleisches befand sich ein von harter Schale umgebener Kern. Theophrast behauptet, keine einzige Frucht zu kennen, welche gleich viel Saft besäße, der ganz vorzüglich süß wäre. In Griechenland könne sie aber nicht gut gezogen werden, da sie nur in Aegypten wohl-schmeckend wäre; selbst auf der Insel Rhodos bringe es der Baum nur zu Blüthen und einzelnen Früchten. Wir bemerken hier, daß nach Diodoros die Pflaumen von den Persern unter Kambyses aus Aethiopien nach Aegypten gebracht wurden, nach Galen aber aus Persien stammten, wo sie sogar giftig waren, und erst durch die Verpflanzung nach Aegypten zum Genuß tauglich wurden.

6) Pflaumen. Man hatte zwei Sorten: die eine erwuchs zu einem hohen Baume, die andere blieb niedrig. Beide waren aber gute Sorten, entweder durch Pflege und Wartung gut gemacht oder ursprünglich gut. Außer ihnen gab es noch eine dritte, welche wild wuchs, klein und unansehnlich war, Früchte von sehr herbem Geschmack hatte und daher von den Schriftstellern nur im Vorbeigehen genannt wird. Vielleicht unsere Hecken- oder Schlehe? Theophrast sagt, daß die edle Pflaume ursprünglich aus Aegypten und zwar aus der Gegend um Theben stamme, wo sie außerordentlich häufig wachse und von den Einwohnern nicht nur roh genossen, sondern auch sehr verschiedenartig in der Haushaltung angewandt würde. Den Geschmack schildert er sehr angenehm und süßlich.

7) Mispeln. Von diesen kennt Theophrast schon drei Sorten. Die erste hieß Anthedon, die zweite

Sataneia, die dritte Anthedonoides. Alle drei waren von runder Apfelfigur und schmutzigbrauner Farbe. Ihr Fleisch war eßbar, doch etwas adstringierend, in demselben viele Kerne, die bei einigen Sorten mehr, bei andern weniger holzig waren. Die vorzüglichste Sorte war die Sataneia. Diese hatte ein weißes, lockeres Fleisch, war ziemlich groß und ihre Kerne nicht holzig. Die andern Sorten waren nicht so groß, ihr Fleisch mehr gelb, nicht so fein, weit derber, aber von vorzüglichem Geruch. Man konnte sie alle genießen, wenn sie recht reif geworden waren. Merkwürdig bleibt, daß der Baum zu Theophrast's Zeit sehr hoch erwuchs und das Blatt wie ein Epheublatt gestaltet war. Allein die Beschreibungen, welche wir aus jenen frühen Zeiten von Gewächsen besitzen, stimmen sämtlich sehr wenig mit der heutigen Beschaffenheit derselben, und wir müssen nothwendig annehmen, daß durch Cultur und andere Einflüsse seit 2000 Jahren bedeutende Veränderungen im Pflanzenreiche vorgegangen sind.

8) Kirschen. Theophrast kannte zwei Sorten: den Kerasos und den Diospyros. Der Kerasos war, wie aus seiner Beschreibung deutlich zu ersehen ist, unser heutiger Süßkirschbaum. Von dem Diospyros dagegen finden wir keine Beschreibung. War es vielleicht die Sauerkirsche?

9) Cornelskirschen. Man unterschied zwei Arten, den männlichen und den weiblichen Cornelskirschenbaum, von denen der erstere ein festeres, der letztere dagegen ein mit starker Markröhre versehenes Holz hatte.

10) Speierlinge. Man unterschied runde, mit süßem, lieblichem Geschmack, und längliche, die

öfter sauer und herbe waren. Der Baum war früh (schon mit dem dritten Jahre) tragbar und setzte so reichlich Früchte an, daß sie fast in Trauben hingen.

11) Feigen. Wir finden zwei Sorten: a) die Cypriſche Feige, welche beſonders auf der Inſel Kreta angepflanzt war und mit unſern gemeinen Feigen übereinſtimmt; und b) die Aegyptiſche oder Bohnen-Feige, die beſonders in Syrien und auf der Inſel Rhodos wuchs, und deren Frucht ſchotenartig ausſah, aber von gutem Geſchmack und durchdringendem Geruch war.

12) Wein. Obgleich die Pflege des Weinstocks in die ältesten Zeiten zurückreicht, so scheint man doch in der Blüthezeit Griechenlands daselbst nur wenige Sorten beſeſſen zu haben. Theophrast nennt nur ſechs: a) den dunkelrothen Wein; b) den weißen; c) den grauen; d) den Phalaſtras, welcher von ſeinen Wurzeln aus in vielen, nur gegen 1 Fuß langen Reben erwuchs, mit ſchwarzen, ſüßen Beeren, runden, ungetheilten, kleinen Blättern; e) den Aphytāos und f) den Aſkanthōn, von denen nichts Näheres mitgetheilt wird. Indeſſen war der Anbau des Weinstocks über ganz Griechenland verbreitet, und nach den Aeußerungen einiger Schriftſteller, namentlich des Pausanias und Athenäus, gab man ihm ſo viele Namen, wie Länder waren, in denen er gebaut wurde.

13) Maulbeeren. Man erzog in Griechenland nur eine Sorte, die zu einem ziemlich anſehnlichen Baume erwuchs. Außerdem nennt Theophrast noch die Aegyptiſche Maulbeere, welche aber in Griechenland nicht fortkommen wollte und offenbar die bekannte Maulbeerfeige iſt.

14) Mandeln. Sie wurden in zwei Varietäten.

der süßen und der bitteren, häufig und überall in Griechenland gezogen.

15) Wälsche Nüsse. Erwähnt werden: die persische Nuß, die Königsnuß und die Euböische Nuß. Besonders auf den olympischen Gebirgen wuchsen sehr viele Wallnußbäume.

16) Haselnüsse. Man hatte längliche und runde. Theophrast sagt, daß man sie durch die Cultur veredelt habe, so daß die Früchte größer und die Kerne schmackhafter geworden wären.

17) Kastanien. Man nannte sie auch Jupiters-Eicheln, Königsnüsse, Pontusnüsse und Herakleotische Nüsse, welche beide letztern Namen auch Haselnußsorten ertheilt wurden. Ob es aber verschiedene Sorten der Kastanien gab, ist nicht zu ermitteln.

18) Brombeeren und Himbeeren wurden gleichfalls cultivirt und dadurch größere und wohl-schmeckendere Früchte erlangt.

Was nun die Cultur dieser Obstarten betrifft, so war sie zu der Zeit des Theophrastos bereits in einem höhern Grade ausgebildet, als sie heutigen Tages in manchen Gegenden Europa's ist. Man achtete auf die Bodenverschiedenheit, legte besondere Baumschulen an, veredelte nach allen noch üblichen Methoden, übte den Schnitt in kunstgerechter Weise, wählte die passenden Düngerarten aus u. d. Dabei fehlte es nicht an Gärten, in denen die besten Obstfrüchte gepflegt und gewartet wurden. Und diese Gärten waren mit Kunst und Geschmack angelegt, so daß Ergänzungen für das Auge zugleich mit allen möglichen Reizungen für den Gaumen abwechselten. Besonders berühmt war der liebliche Garten des Epituros, dann die Gärten des Madermos, des Alkibiades, des Theophrastos u. a. m. Aber zu

allen Zeiten Obst genießen zu können, hatte man auch bereits die sogenannten Oporotheken, d. h. Orte, an denen das Obst in seiner Frische und Güte aufbewahrt wurde.

Werfen wir jetzt noch einen letzten Blick auf Griechenland zur Zeit Alexanders des Großen, so finden wir auf seinen Inseln Chios, Lesbos, Thasos, Andros, Skyros, Keos, Rhodos, Kreta, Kypros u. den vorzüglichsten Weinbau; in Attika und Sikyon baute man besonders Feigen, auf die man so sehr hielt, daß man deren Ausfuhr strenge untersagte; in dem Peloponnes wurden Birnen und Äpfel erzogen; Böotien hatte Wälder von Obstbäumen, so wie Euböa von Nußwäldern bedeckt war; Phokis, Aetolien, Akarnanien, Epeiros, besonders aber das glückliche Thessalien brachten alle Arten von Obstfrüchten hervor, und namentlich waren die Phokischen Birnen berühmt und wurden weit versendet; in Makedonien und Thrakien kultivirte man neben den andern Obstfrüchten vorzüglich Mandeln, Nispeln und Corneliskirschen. Auf gleicher Culturböhe standen aber damals auch andere zahlreiche Länder, in welche jetzt Verödung eingezogen ist. In Kleinasien waren Pontus, Phrygien und Karien wegen ihrer Fülle an Obstfrüchten berühmt. In Großasien waren es Syrien und Indien, um Myssa herum, besonders aber Karamanien, wo zur Zeit des Zugs Alexanders des Großen nach Indien der Weinbau so hoch gestiegen war, wie vielleicht noch nie in einem Lande, seit die Erde durch Menschenhände cultivirt ist. In diesem Lande allein war Alexander vermögend, ein Bacchusfest in seiner ganzen Herrlichkeit zu feiern. Viele Tage zog er durch dasselbe mit seinem ganzen, gegen 80,000 Mann starken Heere, ein stetes Bacchusfest feierend. Man höre folgende



Beschreibung davon: <sup>1)</sup> „Hier — nemlich in Gedrosien, dem jetzigen Beludschistan — ließ er sein Heer eine Zeit lang ausruhen, worauf er mit einer Art von fort-dauerndem Bacchusfeste sieben Tage lang durch Karamanien zog. Er selbst fuhr langsam mit seinen Freunden auf einem Wagen, gezogen von acht Pferden, und schmausete Tag und Nacht öffentlich an einer Tafel, die auf einer Erhöhung auf dem Wagen befestigt war. Ihm folgte eine Menge anderer Wagen nach, deren einige mit purpurnen und gestickten Teppichen, andere mit umschattenden, beständig grünen und frischen Zweigen geschmückt waren, auf welchen die andern Freunde und Feldherren Alexanders mit Kränzen auf dem Kopfe saßen und ebenfalls zechten. Hier sah man keinen Schild, keinen Helm, keinen Spieß, sondern eitel Schalen, Flaschen und Krüge, welche die Soldaten am Wege aus großen Fässern und andern Geschirren theils während des Marschirens, theils auch liegend und einander zutrinkend, füllten. Zugleich ertönten allenthalben die Musik von Harfen und Flöten, Gesänge und das Lärmen lustiger Weiber. Es herrschte mit einem Worte eine so bacchische Lustbarkeit, als wenn Gott Bacchus selbst dabei gewesen wäre.“

Aegypten enthielt damals der Pflirsichen, Maulbeerbäume, Granatäpfel und Pflaumen von vorzüglichster Güte eine große Menge. Kurz, wohin wir uns auch wenden in jenem Zeitraume, da sehen wir sorgsam gepflegte Obstpflanzungen, da bemerken wir, wie die verschiedensten Arten der Obstfrüchte in mehreren sich durchkreuzenden Zügen näher nach dem Westen rücken, um sich über Europa's Gefilde zu verbreiten.

---

<sup>1)</sup> Plutarch, im Leben Alexander's des Großen.

Was aber Griechenland betrifft, so fehlen uns aus der spätern Zeit die Nachrichten über seinen Garten- und Obstbau, so daß es fast scheinen könnte, als seien diese zugleich mit seiner politischen Größe gesunken.

---

#### 4. Die Gärten der Römer.

Wann der Garten- und Obstbau zuerst in Italien eingeführt sei, liegt völlig im Dunkel; daß es aber in einem sehr frühen Alterthume geschehen sei, das beweisen die alten Landesgottheiten Vertumnus, Pomona, Flora. Der erstgenannte, Vertumnus, soll ein alter König von Etrurien gewesen sein, der den Tusciern die Kunst lehrte, nicht nur Obst- und Weingärten, sondern auch Lustgärten anzulegen. Daher verehrten ihn noch die spätern Römer als den Gott der Baumfrüchte. Zu seiner Zeit soll auch Pomona gelebt haben, die von Ovid als geschickte Obstgärtnerin geschildert wird. Sie verstand sich besonders auf die Wartung der Obstbäume, kannte die Kunst des Beschneidens, das Pfropfen und Oculiren. Sie ward zu einer Göttin der Obstbäume erhoben, gleich wie Flora, die letzte der obengenannten, zu einer Göttin der Blumen. Etwas Genaueres über den Garten- und Obstbau in Italien wissen wir jedoch aus den frühern Jahrhunderten nicht. Wir lesen von einem Garten des Tarquinius Superbus, des letzten der römischen Könige, wir finden das Wort hortus in den Gesetzen der zwölf Tafeln, wir erfahren, daß die Gallier zu einem Einfall in Italien durch die Kunde von den schönen Früchten dieses Landes verlockt wurden, wir wissen aus zahlreichen Stellen der lateinischen Classiker, daß die alten Römer den Landbau hoch ehrten

und mit Vorliebe betrieben — aber das Alles reicht nicht aus, um uns auch nur ein schwaches Bild von der Art des Gartenbaues in Italien vor dem Jahre 200 v. Chr. zu machen.

Erst mit Marcus Priscus Porcius Cato wird etwas Licht für uns. Dieser durch strenge Rechtlichkeit berühmte Mann, welcher als Censor die alte Einfachheit der Sitten bei den Römern wieder herzustellen strebte, war etwa 200 Jahre v. Chr. zu Tusculum, einem seiner Familie gehörenden Landfitze geboren. Er war ein ausgezeichnete Landwirth, der mit seinen Knechten arbeitete, als wäre er einer von ihnen, und gleiche Kost mit ihnen genoß. Aber ihm war es nicht genug, seinen Umgebungen mit gutem Beispiel voranzugehen, sondern er wollte auch den Fernerstehenden und den Spätern nützen und schrieb daher ein Buch „über den Landbau,“ welches wir noch besitzen und in welchem auch eine Lehre des Obstbaues enthalten ist. Da er, als Feind aller griechischen Wissenschaft, bei der Abfassung seines Werks gewiß keinen griechischen Quellen gefolgt ist, sondern, was er schrieb, aus eignen Erfahrungen schöpfte, so haben wir ihn als einen der Väter des Obstbaues mit Recht zu betrachten, wie denn auch seine Landsleute ihm ihre Anerkennung nicht versagten. Schließen dürfen wir aber aus seiner Schrift, daß schon vor ihm sich der Obstbau in Italien auf einer ziemlich bedeutenden Stufe befand, denn er nennt uns von den von ihm aufgeführten Obstgattungen mehr Spielarten, als Theophrast in seiner Aufzählung der griechischen Obstarten etwa 200 Jahre früher aufführte. Von den Birnen führt er 6, von den Äpfeln 7, von den Feigen 6, von den Pflaumen nur 1, von den Nüssen 4, von dem Wein 8, von den Oliven 9 Sorten an. Darin

belehrte er über die Anlage von Baumschulen, über die Vermehrung der Obstsorten durch Ausläufer, durch Ableger in freier Erde und in Töpfen, durch den Astpflock (nur bei Oliven), durch Pfropfen, Oculiren und Ablactiren, über den Baumschnitt und die Pflege des Bodens um den Baum, so wie endlich über den Weinbau und die Weinbereitung.

Hundert Jahre nach Cato schrieb Varro seine drei Bücher von der Landwirthschaft. Während dieses Zeitraumes hatte die Obstkultur unter den Römern schon bedeutende Fortschritte gemacht, und man hätte zu Varro's Zeit schon eine ganz artige Bibliothek von Schriftstellern über die Landwirthschaft, folglich auch über den Obstbau, sammeln können. Ausgezeichnete Männer unter den Griechen, Karthagern, Kleinasiaten, Alexandrinern und Römern hatten sich auf diesem Felde der Schriftstellerei bewegt. Varro selbst<sup>1)</sup> führt deren nicht weniger als 50 an. Von allen denen, welche er nennt, sind uns nur zwei oder drei, und diese noch dazu verstümmelt, übrig geblieben.

Varro erzählt in seinem Werke, daß Italien zu seiner Zeit von dem einen Ende der Apenninen bis zum andern, von Calabrien bis zu den Alpen, ganz mit Obstbäumen bedeckt war. Er sagt: „Ist nicht Italien so häufig mit Obstbäumen bedeckt, daß es durchaus als ein Obstgarten erscheint? Bedecken wohl Phrygien, das doch Homer das weinreiche nennt, mehr Weinstöcke, als dieses Land? Enthält Argos, das von eben diesem Dichter das kornreiche genannt wird, mehrere Früchte? Gibt es irgend ein Land, in dem aus einem einzigen Morgen Landes 12—15 große Fässer Weins gewonnen

<sup>1)</sup> De re rustica I, 1.

werden könnten, wenn dieses doch in mehreren Gegenden Italiens der Fall ist?“ Wir erfahren dann ferner von ihm, daß auch schon die südlichen Provinzen von Gallien, die Gegend um Massilia — das heutige Marseille — daß Spanien die edelsten Obfrüchte, die edelsten Weine enthielten.

Was die Sorten des Obstes betrifft, so führt Varro manche an, welche Cato noch nicht gekannt hatte, so die Citronen (welche aber damals noch untauglich zum Genuß waren und aus denen erst später durch fortgesetzte Cultur genießbare Sorten entstanden), acht neue Weinsorten und die Kirschen. Es wird uns von den alten Schriftstellern <sup>1)</sup> versichert, daß es vor Lucullus keine Kirschen in Italien gegeben habe, dieselben dann aber innerhalb 120 Jahren über das ganze römische Reich und bis nach Britannien verbreitet wären. Lucullus soll nach Befiegung des Mithradates, Königs von Pontus, den Kirschbaum aus Pontus mitgebracht und bei seinem Triumphe einen herrlichen, ganz mit Früchten bedeckten Baum mit aufgeführt haben. Die Botaniker haben indeß diese Nachricht stets bezweifelt und angenommen, daß es höchstens eine besondere Art, vielleicht die Sauerfirsche, gewesen sein könne, welche Lucullus nach Italien gebracht habe, da der Süßkirschbaum offenbar in den Waldungen Europa's, namentlich auch Italiens, heimisch gewesen sei. Erst in neuerer Zeit hat Targioni die erwähnte Erzählung von Lucullus wieder in Frage gestellt. <sup>2)</sup>

Gleichzeitig mit dem Obstbau hatte sich die ganze

---

<sup>1)</sup> Plinius H. N. 15, 30. Athen. Deipn. 2, 11. Tertull. Apolog. 11.

<sup>2)</sup> Vgl. Hamburger Garten- und Blumenzeitung, 1856, S. 9.

Gartencultur in reißender Schnelligkeit vervollkommenet, und das um so mehr, da die Römer seit den frühesten Zeiten eine vorherrschende Neigung für das Leben in der freien Natur besaßen. Die Römer hielten die Zeit der Ruhe und des Vergnügens auf dem Lande für so wichtig, daß man nach ihrer Dauer die eigentliche Länge des Lebens maß. Der Consul Marcus Plautius rechnete die Jahre, während welcher er Ehrenstellen bekleidet oder Feldzüge gemacht hatte, von seinem wahren Leben ab, das er nach der Aufschrift seines noch erhaltenen Grabmals unweit Tivoli nur auf neun Jahre gebracht hatte, denn auf so viel belief sich die Zeit, die er auf seinem Landgute verlebte. Die besten Schriftsteller, namentlich die Dichter, wetteiferten, die schöne Natur und das Landleben zu erheben und die Phantasie ihrer Mitbürger durch malerische Beschreibungen für Land- und Gartenbau zu gewinnen.

In den Zeiten des Verfalles der römischen Republik war der Luxus in Folge der aus allen von den Römern unterworfenen Ländern herbeigeschleppten Reichthümer, auf eine Höhe gestiegen, welche er seitdem noch nirgends wieder erreicht hat. Die einfachen Meiereien der ältern Zeit wandelten sich nun in prachtvolle Lustanlagen um, die einfachen ländlichen Sitze gestalteten sich in Paläste, in denen für jeden Genuß des Lebens gesorgt war. Ganz Italien schien in einen zusammenhängenden Garten verwandelt, und das nöthige Getreide wurde aus den unterworfenen Ländern geholt. Das Gewühl der volkreichen Stadt Rom mißfiel dem vornehmen Römer, und sobald er nicht im Staatsdienste beschäftigt war, so eilte er entweder nach einem der prachtvollen Badeorte, wie z. B. Bajä, wo sich ein großer Theil der vornehmen Welt vereinigte, oder auf

seine Villa, wo er einem persischen Satrapen gleich lebte, obgleich wir gestehen müssen, daß mancher Römer das Landleben auch in edler Weise benutzte und seine Zeit während desselben zwischen dem Feldbau und philosophischen Studien theilte.

Was würde der strenge Cato gesagt haben, wenn er anderthalb Jahrhunderte später Italien wieder gesehen hätte? Zu seiner Zeit war es gewöhnlich, daß der Besitzer und Herr einer Villa ein einziges Gemach für sich und eins für das Gesinde hatte. Jetzt würde er bloß in dem Hauptgebäude der Villa allein ein Schlafgemach, ein Morgen-, ein Mittags- und ein Abendgemach, zwei Speisesäle, eine Bad- und Ringstube, eine Bibliothek und noch eine unzählbare Menge kleiner Cabinette gefunden haben. Zu seiner Zeit erbaute man die Villen aus Kalk, Thon und gewöhnlichen Steinen; das Hausgeräth in ihnen war aus den von den benachbarten Wäldern gelieferten Holzarten gefertigt. Jetzt hätte sich ihm ein Gebäude dargeboten, das gleichsam nur aus einem einzigen Stück Marmor gemeißelt schien, mit den prächtigsten Colonnaden von allen Säulenordnungen umgeben und mit einem Hausgeräth ausgestattet, zu dem die Wälder der entferntesten Länder das Hausgeräth hatten beitragen müssen. Aus der Hofflur waren die Viehställe und andere Wirthschaftsgebäude, waren alle Geräthschaften zum Landbau, war der Dünger verschwunden. Jetzt umgab dieselbe ein bedeckter Marmorgang, allenthalben traf das Auge auf Statuen, Werke griechischer und römischer Künstler; man ging auf Marmor einher und hier und da lud ein von hohen Platanen beschatteter Marmorsitz bei einem lustigen Springbrunnen zur Ruhe in erquickender Kühle ein. Trat man aus dem alten Catonischen

Meierhöfe hinaus in das Freie, so fand man zuerst vor sich einen Weinberg, dann erst den Garten, darauf eine Weidenpflanzung, dann den Delgarten, dann eine Wiese, dann ein Fruchtfeld, hinter diesem niederes Buschholz, welches allmählig zu niedern Bäumen und endlich zu einem Eichenwalde sich erhob. Jetzt umgab die Villa zunächst der Garten, zum Theil parkartig, zum Theil auch in dem Geschmack angelegt, welchen man in neuerer Zeit den französischen genannt hat. Man suchte vorerst Genuß für das Auge, sodann Schatten, endlich Befriedigung der Gelüste des Gaumens. Die ehemaligen Winzerhäuschen hatten große verdeckte Gänge, die sowohl zum Morgen-, wie zum Abendaufenthalt eingerichtet waren, die Gartenhäuschen, in denen man die Gartengeräthschaften aufbewahrte, prächtige Salons, kleinen mit Weinlaub umzogenen Ruhesitzen, hier und da Ruhегemächern, die man damals *Diata's* <sup>1)</sup> nannte, weichen müssen. <sup>2)</sup>

Aber auch während des Stadtlebens wollte der Römer, wenn ihm nur einigermaßen Wohlstand gewährt war, der Gärten nicht entbehren. Im Inneren fast jeden Hauses befand sich ein auf allen Seiten von gedeckten Gängen umringter offener Raum. In der Mitte dieses Raumes war ein Wasserbehälter, zur Aufnahme des Regenwassers bestimmt, das von den Dächern herabfloß; in den Häusern der Wohlhabenden spielte häufig ein Springbrunnen in dem von den öffentlichen Wasserleitungen gespeisten Reservoir, das in umfangreichen Häusern sehr groß und mit Fischen besetzt war. Rings herum zog sich ein Rasenplatz, das *Viridarium*

<sup>1)</sup> Vgl. Xenoph. Oekon. 9, 4.

<sup>2)</sup> Vgl. Sidel's Gesch. d. Obstkultur, Bd. I. S. 342 ff.



genannt, auf welchem meist ein Lorbeerbaum stand. War genügend Raum vorhanden, so pflanzte man außerdem Myrten und Platanen an, welche letztere namentlich als die schönsten aller Zierbäume galten. Der ganze innere Hof des römischen Hauses, welcher den Namen Cavaedium <sup>1)</sup> führte, war, so weit es die Vertlichkeit zuließ, mit Pflanzen besetzt; selbst das Atrium bildete davon keine Ausnahme. Dieses letztere war bekanntlich der große Hof zunächst dem Eingang des Hauses, den gewöhnlich die Familie inne hatte, der aber später durch prachtvolle, dem Empfang von Besuchenden gewidmete Säulenreihen verschönert wurde. Wegen seiner nothwendigerweise großen Ausdehnung war er ohne Dach. In der Mitte dieses geräumigen Hofes spielte gewöhnlich ein Springbrunnen, der durch seinen Wasserstrahl die Luft abkühlte; überdies war er von Grasplätzen umringt, Blumenvasen standen auf dem Geländer zwischen den Säulen, so daß man sich an den Eingang eines Landhauses versetzt wähen konnte.

Dem Gras- und Pflanzenwuchs hatten die Bürger einen ausgedehnten Raum bestimmt, der eine noch größere Aehnlichkeit mit einem Lustgarten erhielt, wenn sie das Peristylum, das an das Cavadium stieß, mit Bäumen bepflanzten und ihm eine Grasfläche ertheilten. Dieser Raum war dem gewöhnlichen Familienleben gewidmet, weshalb er so hübsch und passend, wie nur irgend möglich, ausgestattet wurde. In den großen Palästen Roms hatten die Peristhylien einen sehr ansehnlichen Flächeninhalt, und man konnte sich, ohne alle Uebertreibung, in einen wirklichen Garten versetzt

---

<sup>1)</sup> Auch Cavum aedium, Varro L. L. IV, 33. Vitruv. VI, 3. Plin. H. N. XIX, 1.

halten. Statt der Gebüſche oder einzelner Bäume, wie man ſie im Cavadium hatte, gab es hier eine düſtere Myrtenlaube; Reihen von Platanen und Pinien, ſo wie die beliebten Lotoſsbäume, gewährten durch ihren Schatten Erfrischung. Hier fanden alljährlich die Singvögel eine gaſtliche Zufluchtsſtätte und vermehrten ſich in ungeſörter Ruhe. Papagaien, in koſtbaren Käfigen umherflatternd, unterhielten die Vorübergehenden mit ihrem Geplauder. Pfauen, deren ſtolz ausgeſpanntes Gefieder aller Augen auf ſich zog, wurden neßſt andern Hausvögeln ſorgfältig in abgegränzten Räumen gepflegt. Ein größerer Waſſerbehälter lieferte das für die Springbrunnen und für die Beſprengung der Wege nöthige Waſſer. Bei einigen Paläſten der ſpättern Zeit waren dieſe Waſſerbehälter ſo groß, daß man ſie als Fiſchteiche benutzte. In den zunächſt den Mauern gelegenen Theilen des Raumes hatte der Ziergärtner <sup>1)</sup> den Bäumen durch künstlichen Schnitt eigenthümliche Geſtalten gegeben. Künstliche Lauben wurden überall hergerichtet und in ihnen ſtanden eine Marmortafel, ſo wie mit Kiſſen bedeckte marmorne Ruhebänke.

Indeß konnten in der großen Weltſtadt doch nur verhältnißmäßig Wenige, die vom Glück beſonders begünſtigt waren, die von einem Hausgarten gebotenen Freuden genießen, denn bloß die Inhaber großer Häuser und Paläſte, oder ſolcher Wohnungen, die innerhalb der Mauern an den Abhängen der Hügel lagen, hatten Raum genug für ſolchen Luxus. Der größte Theil der 2 Millionen Einwohner, welche Rom unter Auguſt zählte, war in engen Gaſſen auf einen ſehr geringen Raum gedrängt. Dieſer ärmere Theil der Bevölke-

---

<sup>1)</sup> Topiarius genannt, ſ. Plin. Ep. III, 19.

ung mußte sich mit Fenstergärten begnügen und zog in Töpfen — Raute, Salat, Fenchel, Petersilie &c., Gewächse, die wir noch jetzt die nach einem engen Hofe führenden Fenster mancher im vierten Stock wohnenden pariser Familie schmücken sehen. Andere, denen das Geld weniger fehlte, als der Raum, legten Gärten auf den Dächern an, wie wir schon früher beiläufig erwähnten. Aber auch vom Glück Begünstigtere erfreuten sich der Dachgärten, die sie mit Orangen- und Obstbäumen, Oleandern, Lorbeern, Myrten, Erdbeerbäumen &c. in Kübeln besetzten. Selbst große Bäume pflanzte man auf den Dächern in solcher Menge an, daß alte Schriftsteller viel von den schönen Lustwäldern auf den Dächern zu erzählen wissen.

Es ist zu bedauern, daß die alten Schriftsteller uns keinen ausführlichen Bericht über die Gartenanlagen vor der Stadt Rom hinterlassen haben. Nur folgern können wir aus zerstreuten einzelnen Stellen, daß die unmittelbar an die Stadt anstoßenden Gärten den wohlhabenden Classen, deren einziges Ziel der Genuß war, angehörten, und daß in denselben ein gemischter Geschmack herrschte, daß landschaftliche Anlagen mit steifern Formen wechselten. Die mit den Gärten verbundenen Gebäude waren so bequem, daß sie nicht nur zu freundschaftlichen Versammlungen, sondern auch zu längerem Aufenthalte dienen konnten. Die glänzendsten Gartenanlagen vor der Stadt befanden sich auf dem Pincius, der deshalb auch den Namen „Gartenhügel“ führte. Von ihm hatte man eine reizende Aussicht über den größern Theil der Stadt, das Marsfeld und die flaminische Straße. Lucullus hatte hier eine Menge kleinerer Besitzungen zusammengekauft und einen großartigen Park angelegt, der lange ein Gegenstand der Bewun-

derung war. Später ging dieser Garten an die Kaiser über und wurde der Schauplatz mannigfacher Greuel. Messalina wurde in demselben ermordet und unter Adrian wurde er verkauft. <sup>1)</sup>

In der Nähe des Lucullischen Parks, in dem Thale, welches den Quirinal von dem Pincius trennt und auf dem letztern lag der gleichfalls sehr gefeierte Garten des Geschichtschreibers Sallustius, und zwar bis auf den Kaiser Aurelian außerhalb der Stadtmauer, dann von derselben mit eingeschlossen. Er war so angenehm, daß sich die Kaiser, besonders Nero und Aurelian, oft in ihm aufhielten. Nero soll in ihm sein Leben beschloffen haben. Es befand sich in demselben ein Spaziergang, Porticus milliarensis, so genannt von den tausend Säulen, mit denen er geschmückt war. Er war so geräumig, daß man in ihm reiten konnte. Aurelian verschönerte ihn noch, und Spuren von ihm wollte man noch in neuester Zeit in dem Garten des Herzogs Muti unterhalb der Kirche St. Maria Victoria finden. Auf dem erhabensten Theil des Pincius war das Haus und das Forum des Sallust, so wie auch der große Wasserbehälter, aus welchem der Garten bewässert wurde, denn Wasser durfte, wie wir schon wissen, in keinem Garten der Alten fehlen. <sup>2)</sup> Unter August wurden in diesem Garten zwei über 10 Fuß große Leute, Pusio und Secundilla, begraben. <sup>3)</sup>

<sup>1)</sup> Tac. Ann. XI, 1, 32. 37. Alex. Donat. III, 23. Plut. in Lucull. Adlers Beschreibung der Stadt Rom, S. 294.

<sup>2)</sup> Das Bewässern der Gärten geschah durch Röhren, die man in sie leitete (canales oder fistulae aquariae, Plin. Ep. V, 6), und von Blei, Holz oder Thon waren, Plin. XVI, 42, 81. XXXI, 6, 31. Biswellen waren sie so groß, daß man sie Nili oder Euripi nannte, Cic. Legg. II, 11.

<sup>3)</sup> Plin. VII, 16. Borrich. de antiq. u. R. fac. VIII, 5.

Auf dem Quirinal besaß Pomponius Atticus, Cicero's treuer Freund, ein Haus, das sich mit dem anstoßenden Feld tief in ein nicht unansehnliches Gehölz erstreckte.

Auf dem Esquilin, der wegen seiner gesunden Luft sehr gesucht war, befanden sich Park und Felder des Mäcenäs. Von dem thurmähnlich auf dem höchsten Punkte erbauten Palast aus hatte man eine herrliche Aussicht über die ganze Stadt und weithin nach Tibur und Tusculum. Nero soll von hier aus dem Brande Roms zugeesehen haben. Mehrere Schriftsteller erwähnen dieses Gartens.<sup>1)</sup>

Auf dem Palatin, nahe bei mehren andern Palästen, lag das Haus Cicero's, welcher einen den Raumverhältnissen entsprechenden Garten bei demselben hatte.

Setzen wir unsere Wanderung in der Richtung nach dem Circus Flaminius fort, so stoßen wir auf die große Gartenanlage des Servilius, welche der, dasselbst vereinigten Meisterwerke alter Kunst halber berühmt war. Weiter jenseits der Tiber, gerade am Grabmal Hadrians vorüber, gelangt man zu den berühmten Gärten Domitian's und Geta's, noch weiter zu dem übel berufenen Park der Agrippina. Der daran stoßende Janiculus enthielt den großen Garten Julius Martials, welchen sein Vetter, der bekannte Epigrammendichter Martial, so oft verherrlicht hat.

Außer diesen und vielen andern<sup>2)</sup> Privatgärten gab es öffentliche. So vermachte Julius Cäsar dem Volke einen großen Park. Agrippa folgte seinem Bei-

---

<sup>1)</sup> Hor. Od. III, 29, 9. Nardin. IV, 2. Donat. de U. R. III, 23. Borchsch. I. I. VII, 3.

<sup>2)</sup> Einige sind in Funke's Realschul-Lexikon unter Hortus, noch mehre in Sederich's Antiquitäten-Lexikon unter Hortus angeführt.

spiele und vermachte dem Volk seinen in der Nähe des Marsfeldes gelegenen Garten, in welchem nicht nur ein Lustwald war, sondern auch ein Wasserbassin von solcher Größe, daß in ihm Seegefechte dargestellt werden konnten.

Unter der Regierung des Kaiser Augustus lebte der Dichter Publius Virgilius Maro, dessen Werk über den Landbau (von welchem der zweite Theil den Garten- und Weinbau behandelt) ein unerreichtes Meisterstück der didaktischen Poesie ist. Nichts Wichtiges ist in demselben übergangen, und doch hat er alle die Klippen vermieden, an denen so leicht der Lehrdichter scheitert. Selten hat daher ein Gedicht so allgemeines Aufsehen erregt. Es war ganz für die fein gebildeten römischen Großen geschrieben, mit deren Lieblingsgeschmack, dem für ländliche Beschäftigung es so sehr harmonirte, und die mit demselben im geschmackvollsten Gewande ein Lehrbuch erhielten, dessen wohlüberdachte Vorschriften sie während des Nachtrisches aus dem Munde ihres Vorlesers gleichsam spielend anhören konnten.

Später, vielleicht um die Mitte des ersten Jahrhunderts unsrer Zeitrechnung lebte Columella, der uns ebenfalls ein ausgezeichnetes Werk über den Landbau in 12 Büchern hinterlassen hat, von denen das 10. in Hexametern über den Gartenbau handelt und ein Versuch ist, das Virgilische Gedicht zu ergänzen. Ein besonderes Buch des Columella handelt über den Wein- und Obstbau. — Sein Zeitgenosse war der ältere Plinius, der im 14., 15. und 16. Buche seiner Naturgeschichte, eines von vieler Belesenheit, aber wenig Urtheil und praktischer Kenntniß zeugenden Werkes, den Wein- und Obstbau abhandelte. Hundert Jahre später schließt die Zahl der auf gekommenen lateinischen landwirthschaftlichen Schrift-

steller mit Palladius, der in unbeholfener und trockner Schreibweise einen nach den Monaten geordneten Wirthschaftskalender abfaßte. Von zahlreichen andern griechischen und römischen Autoren über Land- und Gartenbau, welche in den ersten Jahrhunderten nach Christus lebten, kennt man nur noch die Namen.

Die Zahl der Obstsorten, welche uns von den eben erwähnten Schriftstellern genannt und zum Theil beschrieben werden, war schon so gestiegen, daß wir nicht wagen dürfen, sie hier zu wiederholen. Weniger wird uns dagegen von Gemüsen und Blumen gemeldet. Und gleichwohl würden wir gewiß irren, wenn wir bezweifeln wollten, daß die Römer, welche besondere Küchengärten <sup>1)</sup> hatten, nicht auch eine reiche Auswahl von Gemüsen gehabt haben sollten. Waren sie doch einestheils so große Freunde der Tafelgenüsse, und führte doch andererseits sogar manche angesehenere Familien, wie die Fabier, Lentuler, Pisonen, Lactuciner u. a. ihre Namen von dem Anbau gewisser Hülsenfrüchte und Gemüse. Eben so würden wir irren, wenn wir aus dem Grunde, weil Virgil nur Narcissen und Rosen, Columella nur Veilchen, Rosen, Lilien, Hyacinthen, Leosojen erwähnt, schließen wollten, daß es mit den Blumengärten damals schlecht bestellt gewesen sei. Noch größer würde unsrer Irrthum sein, wollten wir der sehr verbreiteten Ansicht beistimmen, daß überhaupt die Blumengärten in alten Zeiten keinen großen Werth gehabt haben könnten, weil damals noch nicht die zahlreichen Zier- und Modepflanzen der Neuzeit aus fernen, zum Theil überseeischen Ländern eingeführt waren. Die Heimath der schönsten Blumengewächse ist einzig in den

---

<sup>1)</sup> Horti pingues, Virg. Ge. IV, 118. Plin. Ep. II, 17.

milbern Strichen von Europa und in den Ländern um das Mittel- und schwarze Meer. Alle von China und Amerika eingeführten Zierpflanzen sind nicht im Stande, die Rosen, Veilchen, Anemonen, Hyacinthen, Laß, Levkojen, Narzissen, Tulpen, Schwertel zc. aufzuwiegen, die sämmtlich in den von den alten Römern gekannten Ländern, zum Theil in ihrer nächsten Nähe heimisch sind. Gewiß wurden sie cultivirt, und zwar in zahlreichen Spielarten, so wie auch in künstlicher Weise, da Blumen ein unumgängliches Erforderniß des römischen Luxus waren, in ungeheuern Mengen verbraucht wurden und zu keiner Zeit des Jahres fehlen durften. In Neros goldenem Hause hatten die Speisesäle ein bewegliches Deckengetäfel, durch dessen Verschiebungen ein Blumenregen auf die Gäste herabfiel. Bei Helio-gabal's Gastmählern soll dieser Blumenregen sogar in solcher Massenhaftigkeit veranstaltet worden sein, daß einige Gäste unter den Bergen von Rosen, Veilchen zc., unter denen sie sich nicht hervorarbeiten konnten, erstickten. Zur Bekränzung der Gäste im Winter ließ man zu Domitian's Zeit Rosen aus Aegypten kommen oder erzog sie in Glashäusern. Aus den Werken der Kirchenväter erfahren wir namentlich, daß der Luxus in allen Gegenden des römischen Reichs so hoch gestiegen war, daß man selbst im Winter den Fußboden der Speisesäle mit Blumen bestreute. Nothwendig muß man daher folgern, daß man damals bereits in der Treiberei Kenntnisse hatte.

Ueberhaupt ist es zu bedauern, daß wir in der ganzen Geschichte des Gartenbaues nicht nur in der alten, sondern selbst bis zu einer ziemlich neuen Zeit herab, zu wenig bestimmte Beschreibungen finden und meist darauf angewiesen sind, aus zerstreuten Notizen



Folgerungen zu ziehen. Italien war zu den Zeiten des höchsten Glanzes des römischen Reiches mit Gartenanlagen bedeckt. Villa reihte sich an Villa, und jede derselben war von prachtvollen Anlagen umfränzt — aber gleichwohl ist der jüngere Plinius der einzige gewesen, der uns eine nähere Beschreibung von seinen Gärten hinterlassen hat, wenn auch minder ausführlich, als von seinen Landhäusern.

Der Garten seiner Laurentinischen Besizung (bei der Stadt Laurens in Latium) war <sup>1)</sup> mit einem Baumgang eingeschlossen, der hier mit Buchsbaum, dort mit Rosmarin eingefaßt war. An dem innern Umfange des Baumgangs lag ein junger und schattiger Weingarten, der einen weichen und zum Gehen bequemen Boden hatte. Den Garten zierten viele Feigen- und Maulbeerbäume, weil das Erdreich ihnen mehr, als andern Arten, günstig war. Im Garten lag ein Speisesaal, aus welchem man, wiewohl entfernt von der Aussicht nach dem Meere, nicht weniger eine schöne Aussicht genoß. In der weitern Beschreibung, worin Plinius namentlich der Gebäude im Garten und um die Hauptwohnung gedenkt, wird noch eines Gartenaltars oder einer Erderhöhung (wahrscheinlich unsern heutigen Felsenanlagen entsprechend) gedacht, die mit wohlriechenden Beilichen bepflanzt war.

Ausführlicher schildert er <sup>2)</sup> seine Tuscanischen Anlagen (im etrurischen Gebiet), daher wir hier in wörtlicher Uebersetzung wiederholen wollen, was er an einen Freund über dieselben schreibt:

„Deine Sorgfalt und Bekümmerniß hat mich in

---

<sup>1)</sup> Plin. Ep. XVII, 2.

<sup>2)</sup> Plin. Ep. V, 6.

der That sehr gefreut, da Du mir auf die Nachricht, daß ich diesen Sommer über nach Tusciën gehen würde, von diesem Vorhaben abzubringen suchst, indem Du den Aufenthalt daselbst für ungesund hältst. Es ist wahr, die Ufergegend in Tusciën hat eine schwere und ungesunde Luft. Allein mein Landgut liegt weit vom Meere entfernt, am Fuße der Apenninen, die ein sehr gesundes Klima haben. Damit aber alle Besorgniß um mich verschwinde, so erlaubst Du wohl, daß ich Dich über das Klima, die Lage und die Annehmlichkeiten dieser meiner Villa unterrichten darf: vielleicht möchte Dir das Hören und mir das Erzählen einiges Vergnügen verschaffen.

„Die Temperatur der Luft ist im Winter kalt und zum Eis geneigt, so daß Myrten, Oliven und andere Gewächse, die ein beständig warmes Klima verlangen, hier nicht fortkommen. Indes gedeiht doch noch der Lorbeerbaum und grünt sehr schön, ob er gleich bisweilen, so wie um unsere Hauptstadt herum, plötzlich ausgeht. Im Sommer ist es hier außerordentlich mild und schön. Saue Winde erhalten die Luft in beständiger Bewegung, und nur solche wehen hier, höchst selten aber Stürme. Daher sieht man auch viele Greise, Großväter und Urgroßväter von schon erwachsenen jungen Männern. Hier vernimmt man dann uralte Erzählungen und Sagen von unsern Vorfahren, so daß man, ist man hierher gekommen, in einem der vorigen Jahrhunderte zu leben glaubt. — Die Gegend ist ganz vorzüglich! Denke Dir ein ungeheueres Amphitheater, wie nur die Natur es hervorzubringen vermag. Eine breite und weit in die Ferne verlaufende Ebene wird von Gebirgen umgeben. Diese sind bis zu ihren höchsten Gipfeln mit hohen und alten Wäldern bekleidet.

In ihnen gibt es viele und mancherlei Thiere zur Jagd. Bis an den Fuß der Gebirge laufen Gehölze zu Bau- und Schlagholz herab, und zwischen ihnen sind gut angebaute Hügel, denn selten dürfte man, auch bei vieler Nachforschung, einen Felsen finden. Sie sind eben so fruchtbar, wie die Gefilde der Ebene und geben eine zwar etwas spät, aber doch reichlich ausfallende Ernte. Unter ihnen gehen längs ihrer Seite Weinberge hin und gewähren weit und breit nur eine und dieselbe Aussicht. Da, wo sie enden, an ihrer äußersten Gränze, wächst Gesträuch und gibt es Wiesen und Felder, Felder, die nur die stärksten Ochsen mit starken Pflugschaaren zu durchbrechen vermögen, denn der Boden ist so schwer, daß er neun Mal geackert werden muß, um ihn ganz locker zu machen. Dann blumige, immer grünende Wiesen, welche Alee und andere zarte, weiche Gewächse enthalten. So viel es auch hier Wasser gibt, trifft man doch keinen Sumpf, denn der abschüssige Boden sendet alles Wasser, was er nicht einsaugt, in die Tiber. Mitten durch die Gegend strömt sie hindurch, ist schiffbar und bringt alle Früchte von hier nach Rom, aber nur im Winter und Frühjahr, denn im Sommer senkt sich das Wasser und der große Strom sinkt dann zu einem ausgetrockneten Bach hinab. Im Herbst füllt sich ihr Bett wieder an. Die Aussicht auf diese herrliche Gegend von den Bergen herab gewährt eine ganz vorzügliche Wollust, denn man meint dann nicht auf Erde und Gefilde, sondern auf ein Landschaftsgemälde von vorzüglicher Schönheit hinzublicken, so abwechselnd, so bestimmt wird das Auge ergötzt.

„Die Villa, welche an dem Fuße des Hügels liegt, hat eine Aussicht, als stehe sie auf seinem Gipfel, denn die Anhöhe steigt so gemach und sanft an, daß man sich

schon in einer ziemlichen Höhe befindet, wenn man noch gar nicht meint, aufwärts gestiegen zu sein. Im Rücken hat sie die Apenninen, obschon etwas im Hintergrunde. Von diesem Gebirge erhält sie, wenn der Tag auch noch so ruhig und heiter ist, immer einigen Luftzug, der aber ganz und gar nicht scharf und schneidend ist, sondern in der weiten Strecke, die er durchwandert hat, eine laue und milde Temperatur annahm. Ihre Vorderseite ist größtentheils gegen Mittag gerichtet, und lockt die Sonne, so zu sagen, im Sommer gegen sechs Uhr in einem breiten und außerordentlich langen Säulengang (Porticus). In dem Gebäude selbst befinden sich viele Abtheilungen und vor ihm ist ein Vorhof (Atrium) nach Sitte der Alten. Vor dem Säulengange liegt ein Gartenaltan (Xystus), der in viele Felder, die von Burbaum umgeben sind, abgetheilt ist, dann kommt eine mit Burbaum besetzte, schief ablaufende Terrasse, auf welcher der Burbaum in verschiedenen Formen von Thieren geschnitten ist. In der Fläche des Gartens steht ein weiches und sehr sanftes Dorngesträuch. Um ihn herum führt ein Gang (Ambulatio), der von niedrigen und verschiedentlich beschnittenen Hecken umgeben wird. Von ihnen aus läuft ein breiter Weg (Gertatis), fast wie ein Circus, um Burbäume von verschiedenen Figuren und um kleine, durch Kunst verschnittene Bäume herum. Dieses Alles wird von einer Gartenmauer umgeben, welche hoch aufgezogener Burbaum verdeckt und versteckt. Hierauf fällt der Blick zunächst auf eine Wiese, die eben so durch die Natur, wie die so eben angegebenen Partien durch Kunst, gebildet ist, dann wieder auf Felder, andere Wiesen und Gehölze.

„Am dem Ende des Säulenganges erhebt sich der große Speisesaal (Triclinium), aus dessen Thüren man

das Ende des Gartenaltans, und aus dessen Fenstern man die Wiese und vieles Feld erblicken kann. Von letztern aus sieht man auch die Seite des Gartenaltans, alles da, was von der Villa hervorragt, und den Wald nebst dem Gebüsch der anstoßenden Reitbahn (Hippodromus). Gegen die Mitte des Säulenganges (Diaeta) ein wenig zurück, der einen kleinen Hof (Areola) bildet, welcher von vier Platanen beschattet wird. Zwischen diesen strömt Wasser aus einem Becken von Marmor und tränkt die nahestehenden Platanen und den sie umgebenden Rasen. In diesem Gartensaale befindet sich eine Schlafstube (Dormitorium cubiculum), in die weder Licht, noch irgend ein Laut zu dringen vermag, und an ihn stößt ein Speisesaal (Coenatio) zum täglichen Gebrauch mit meinen Freunden. Jener kleine Hof hat wieder einen andern Säulengang in der Fronte, der auf alles Das wieder die Aussicht hat, was gegen den andern (größern) zuliegt. Nahe an der einen Platanen steht wieder ein anderes Ruhezimmer das grün und schattig, und aus Marmor gearbeitet ist, bis auf die Bühne herab. In ihm gibt die herrliche Malerei, welche in ganz täuschenden Darstellungen von Gesträuchen mit Vögeln, die auf denselben sitzen, besteht, der Schönheit des Marmors nichts nach. Gleich daneben ist eine kleine Quelle und in ihr ist ein Becken (Crater), um das herum mehrere springende Wasserstrahlen ein höchst angenehmes Gemurmel erregen. An dem Ende des Säulenganges tritt ein sehr großes Ruhezimmer vor, welches dem Gartensaale am andern Ende gerade entgegengesetzt ist; einige von seinen Fenstern gehen auf den Gartenaltan, andere auf die Wiese, aber gerade vor liegt der Weiher (Piscina), gerade unter den Fenstern und angenehm durch sein Geräusch,

denn das von einer Erhöhung herabstürzende Wasser wird schäumend von einem Marmorbecken aufgefangen. Dieses Ruhezimmer ist im Winter sehr warm, weil es viel Sonne hat. Mit ihm hängt das Wärmezimmer zusammen, und dieses ersetzt, wenn der Tag neblig und unfreundlich, die Stelle der Sonne, nachdem man Hitze in dasselbe eingelassen hat. Darauf folgt wieder ein breites und anmuthiges Auskleidezimmer zum Bade (Apodyterium) mit der kalten Zelle (Cella frigidaria), in der ein sehr schattenreiches und geräumiges Bad (Baptisterium) sich befindet. Will man sich geräumiger und in lauerem Wasser baden, so hat man auf dem Hofe den Weiher und nicht weit davon den Brunnen, aus dem man kaltes Wasser einlassen kann, wenn man es nicht gar zu warm haben will. An die kalte Zelle stößt die mittlere (gemäßigtere), welche von der Sonne reichlich genug beschienen wird. Noch mehr bescheint die Sonne die heiße Zelle (Calidaria), denn diese tritt weit vor. Zu ihr führen drei abwärts führende Eingänge: zwei davon sind gerade der Mittagssonne entgegen; die dritte ist halb im Schatten angebracht. Ueber dem Auskleidezimmer befindet sich das Ballzimmer, in dem mehre gymnastische Uebungen und Spiele vorgenommen werden. Nicht weit vom Bade finden sich Stufen, welche zum verdeckten Säulengange führen (Cryptoporticus), zuerst aber kommt man an drei Gartenwohnungen. Die eine von diesen steht gerade über dem kleinern Hofe, in dem sich die vier Platanen befinden, die zweite über der Wiese, die dritte gegen die Weinberge hin, und jede hat die verschiedensten Horizonte und die verschiedensten Ausichten. An dem Ende des verdeckten Säulenganges ist ein Ruhesgemach angebracht, welches in den verdeckten Gang hineingebaut ist

und seine Richtung nach den Weinbergen, nach der Reithahn und nach den Bergen hin hat. An ihn stößt ein anderes, ähnliches Gemach, das vorzüglich gegen die Winterseite zu liegt. Darauf folgt eine Gartenwohnung, welche die Reithahn (Park) mit der Villa verbindet. So ist die Ansicht und Lage der Villa von der Fronte her.

„Auf der Seite liegt die verdeckte Sommerhalle (Cryptoporticus aestiva) auf einer erhöhten Stelle, die nicht bloß die Aussicht nach den Weinbergen zu hat, sondern sogar mit ihnen verbunden zu sein scheint. In ihrer Mitte nimmt ein großer Gartensalon die reinste Luft aus den apenninischen Thälern auf; dann gewährt sie aus ihren sehr großen Fenstern, so wie aus ihren Thüren die Aussicht auf die Weinberge, freilich nur so, wie es aus einem verdeckten Gange möglich sein kann. Auf der Seite des großen Gartensaals, wo keine Fenster sind, kann man auf einer schneckenartigen Treppe Alles, was zu einem Gastmahl nöthig ist, einbringen. Am Ende liegt das Ruhgemach, das eine nicht minder angenehme Aussicht auf die Halle, als auf die Weinberge hat. Unter ihr liegt eine andere Halle, fast unterirdisch. Im Sommer ist sie vollkommen kalt, wechselt ihre Luft nicht und läßt auch keine ein. Hinter diesen beiden verdeckten Hallen, da, wo der große Gartensaal endigt, fängt der offene Säulengang an, der Vormittags schaurig, Nachmittags warm ist. Von hier aus kommt man in zwei Gartenwohnungen, von denen die eine vier, die andere drei Zimmer in sich faßt, die so wie die Sonne um sie herumgeht, entweder Licht oder Schatten haben.

„Ungleich mehr übertrifft aber diese Einrichtung und Anmuth der Gartenhäuser die Reithahn (Park), welche von ihrem Mittelpunkte aus vollkommen über-

sehen werden kann und mit Platanen umgeben ist. Diese werden ganz mit Epheu bekleidet und grünen unten mit fremdem Laube, wie sie oben mit ihrem eignen prangen. Der Epheu kammert und schlängelt sich um Stamm und Aeste herum und verbindet die nahe stehenden Platanen. Zwischen ihnen steht Burbaum. Ueber die Spitzen des Burbaums erhebt sich der Lorbeerbaum und gibt seinen Schatten zu dem Schatten der Platanen. Hier bricht sich die gerade Straße der Reitbahn an der äußersten Gränze in einen halben Cirkel und verändert die Aussicht: sie wird durch Cypressen umgeben und veredelt, und durch ihre dichtern Schatten immer dunkler und schwärzer. In ihren innern runden Plätzen, denn sie hat deren mehrere, erhält sie den hellsten Tag. Hier stößt sie denn auf Rosenhecken und entfernt die Kälte des Schattens durch die Wärme der Sonne. Hat man sich durch diese Krümmungen alle hindurch gewunden, so stößt man wieder auf einen geraden Weg, und zwar nicht bloß auf einen, sondern auf mehrere, welche alle von Burbaum eingefast sind. Hier kommt nun (auf den von den Wegen eingeschlossenen Plätzen) bald eine kleine Wiese, bald ein Burbaum-Gebüsch, das in tausenderlei verschiedenen Formen beschnitten ist, die bald den Namen des Herrn, bald den des Künstlers sagen, bald wieder ein Platz, der mit Weinstöcken, und dann wieder ein anderer, der mit Obstbäumen besetzt ist. Man trifft in dieser mit so vieler Kunst gedachten Anlage immer ganz überraschend allerwärts auf eine Nachahmung der freien Natur. Der Mittelpunkt ist rund herum mit kleinen Platanen besetzt. Hinter ihnen stehen Dornengesträuche, die erstlich wild und unordentlich stehen, dann aber in Figuren



und Namen verschnitten sind. In der Mitte dieses Platzes befindet sich ein aus weißem Marmor gearbeitetes rundes Gartensopha (Stibadium), über dem ein Weinstock sich herzieht, den vier Säulen von Karystischem Marmor stützen. Aus dem runden Sessel sprudelt Wasser, als würde es durch das Gewicht des Sitzenden gepreßt, aus kleinen Fontainen hervor, wird in einem hohlen Steine aufgefangen, in einem niedlichen Marmorbecken aufgefaßt und hier nach und nach wieder so abgeführt, daß es weder ganz gefüllt werden, noch überfließen kann. Ein aus Muschelschalen verfertigter und schwerer Tisch, auf den man Speisen setzen kann, ruht auf dem Rande des Beckens, ein leichterer, der auf Figuren von Schiffchen und Vögeln steht, schwimmt auf dem Becken. Eine Quelle führt das Wasser ab und zu, denn so wie es, wenn es abströmt, tief zusammen sinkt, eben so hebt es sich wieder durch Kanäle, die mit einander in Verbindung stehen. Dem Gartensopha gegenüber ist ein Gartensalon, der sich der Nachbarschaft der eben erwähnten Grotte so wenig, wie diese seiner, zu schämen hat. Er besteht aus schön polirtem Marmor und geht mit seinen Thüren gerade auf grüne Gebüsche. Auf die andern Seiten gewährt er eine Aussicht aus seinen obern und untern Fenstern. Ein kleines Gartenhäuschen stößt daran. In diesem steht ein Bette, und überall sind Fenster angebracht; dennoch ist das Licht sehr gemildert, da der Baumschatten sehr stark ist, denn ein schöner Weinstock erhebt sich bis an die Spitze des Daches. Hier befindet man sich nicht anders, als in einem Walde; nur dem Regen ist man hier nicht so, wie im Walde ausgesetzt. Auch hier erscheint und verschwindet ein kleiner Quell. An mehreren Orten findet man Ruhebänke von Marmor angebracht,

welche, so wie das Gartenzimmer, die müden Wanderer zu ihrem großen Vergnügen aufnehmen. Kleine Quellen strömen an diesen Sitten vorbei, und durch die Reitbahn hindurch rauscht das Wasser in Röhren, das der leitenden Hand gern folgte; von ihm werden alle Wiesen, alle Gebüsch getränkt.“

So weit Plinius. Allerdings ist es noch immer schwer, sich aus seiner Beschreibung ein genaues Bild seines tuscischen Landhauses zu machen,<sup>1)</sup> allein wir sehen doch ungefähr, daß der eigentliche Garten mehr dem entsprach, was wir ein „Parterre“ nennen, während die Reitbahn ein Park war und das mit unsern Parks gemein hatte, daß er eine Nachahmung der Natur geben sollte. Die Menge der Bauwerke könnte anstößig erscheinen, allein man darf nicht vergessen, daß der reiche Römer mit Gemächlichkeit genießen wollte, und wollen wir aufrichtig sein, so müssen wir gestehen, daß auch wir noch von einem durch die Kunst bequem gemachten Ruhefize aus die Natur mit größerem Behagen genießen, als wenn nur Steinblöcke oder Erdhügel uns zum Sitten einladen. Dagegen werden wir

---

<sup>1)</sup> Scamozzi hat in seiner *Idea dell' Architettura universale* III, 12, eine Abbildung des Laurentinum gegeben; Felibien in *Les plans et les descriptions de deux maisons de campagne de Plin*, Paris 1699, Londres 1707 (auch unter dem Titel *Délices des Maisons de Campagne appellées le Laurentin et la Maison de Toscana*, Amsterd. 1736), so wie auch Robert Castell in the *villas of the Ancients* illustradet, London 1728, suchten beide Landgüter des Plinius zu erläutern, hielten sich aber in vielen Stücken zu wenig an die Beschreibungen des Plinius, wie schon Gesner (*Acta erud. Lips.* 1731, p. 111) bemerkt hat. Von dem Laurentinum versuchte auch Grubfacius (Wahrscheinlicher Entwurf von des jüngern Plinius Landhause und Garten, Laurentin, Leipzig 1760) Plan und Beschreibung zu geben.

in den Augen unsrer Leser die beschnittenen Burzbäume und Dornen nicht zu rechtfertigen vermögen. Ein Ritter Matius soll unter Kaiser August diese naturwidrigen Spielereien erfunden haben und der Geschmack an ihnen dauerte wahrscheinlich in Italien fort, bis er seine Ausbildung in der Neuzeit in den sogenannten französischen Gärten fand.

Es würde unnütz sein, wollten wir nun die Gärten vornehmer Römer, besonders der Kaiser, noch aufführen, welche uns von verschiedenen Schriftstellern aus den letzten Zeiten des römischen Reichs noch genannt werden. Alle unsere Kenntniß beschränkt sich meist nur auf Namen, während uns die innere Einrichtung vollkommen unbekannt ist. Nur so viel ist gewiß, daß der Geschmack an allen Arten des Gartenbaues stets herrschend blieb. Erwähnen wir in dieser Beziehung nur einen Beweis. Als Diocletian 305 freiwillig die Regierung niedergelegt hatte, um sich in die Einsamkeit nach Salona in Dalmatien zurückzuziehen, wo er sich in einer reizenden und gesunden Gegend einen prachtvollen Palast hatte erbauen lassen, widmete er seine Zeit namentlich den Geschäften des Gartenbaues und fühlte sich dabei so glücklich, daß er den Gesandten Maximians, die ihn aufforderten, die Regierung wieder zu übernehmen, antwortete: „Könnte Maximian die Köpfe sehen, die ich mit eigener Hand gezogen habe, so würde er nicht verlangen, daß ich meine glücklich gewonnene Ruhe dem beschwerlichen Ehrgeiz opfern solle.“ — Wenden wir uns nun ohne Weiteres zu den Gärten des Mittelalters.

---

## 5. Die Gärten des Mittelalters.

Barbaren hatten Italien überströmt und die prachtvollen Villen nebst ihren Gärten zerstört, und als endlich die chaotische Fluth der Völkerwanderung sich verlaufen hatte, und das Christenthum sich über den Trümmern der zerfallenen Pracht des römischen Reichs erhob, da war zugleich eine kalte, strenge Richtung der Geister eingetreten, da hielt man die Freude an der schönen Natur nicht für verträglich mit der Religion. Man fing an, die Gegenden für die schönsten zu halten, wo ein Kloster sich neben dem andern erhob. Den Reichen und Mächtigen aber war mehr darum zu thun, durch Gräben, Wälle und Mauern sich zu sichern, als durch anmuthige Gärten das Leben zu erheitern.

Aber zu mächtig wirkt selbst auf den stumpfsten Geist, auf das finsterste Gemüth das Grün der Bäume, der blumige Teppich einer Wiesenmatte. Alle Kasteiungen einer auf Abwege gerathenen Religiosität mochten Aug und Herz nicht gegen die Reize der Natur zu schließen, und so waren denn gerade die Mönche diejenigen, die des verlassenen Landbaues sich wieder annahmen, Gärten anlegten, Weinstöcke und Obstbäume pflanzten. In den schönsten Gegenden, wo zwischen waldbewachsenen Bergen klare Flüsse oder Bäche eine fruchtbare Aue durchschlängelten, wo treffliche Aussichten dem Blicke sich eröffneten, die Natur selbst einen Landschaftsgarten geschaffen hatte, wie ihn die Kunst der Menschen nimmer nachzuahmen vermag, da erbauten sie ihre Klöster, deren Mauern einen Obst- und Gemüsegarten umschlossen, während an dem sonnigen Gelände naher Hügel die Rebe ihre schweren Trauben trug. So

in Italien, Frankreich, England, dann auch in Deutschland und Schottland. Besonders aber waren es die Basilianer und Benedictiner, die sich in dieser Hinsicht auszeichneten.

Die von den Alten erzogenen edlern Obstarten mochten in dem Morgenlande, in Italien, Spanien, dem südlichen Frankreich fortdauernd cultivirt werden. Auch in den Rheingegenden erhielten sich die von den Römern angepflanzten Weinberge und Kastanienwälder wenigstens zum Theil, aber gleichwohl war in den nördlichen Theilen von Frankreich, in fast ganz Deutschland und dem übrigen Norden von Europa des Obstes und der Gartengemüse gewiß wenig anzutreffen. Eine Verordnung, die Karl der Große im Jahre 800 ergehen ließ, kurz zuvor, ehe er Kaiser ward, sagt deutlich, daß man damals noch wenig Gewächse in den Gärten hatte und daß mit der Obstkultur erst der Anfang gemacht wurde. Während der Kreuzzüge sollen durch die rückkehrenden Kreuzfahrer verschiedene Obstsorten, namentlich die Hauspflaume oder Zwetsche, so wie auch manche Gemüse- und Gewürzpflanzen, z. B. Schalotten, nach dem Abendlande gebracht sein.

Der Hauptsitz der Garten- und Obstkultur war im Mittelalter Spanien, wo die Mauren ihre Paläste mit schattigen von Bächen und Springbrunnen bewässerten Gärten umgaben, die obgleich Regelmäßigkeit und künstlicher Schnitt in ihnen herrschten, dennoch landschaftlichen Gärten sehr nahe standen. Die feinsten Obstsorten wurden in ganzen Wäldern erzogen und die Städte waren von Küchen- und Obstgärten umgeben, in denen manches bis dahin in Europa unbekannt gewesene Gemüse, z. B. der von den Arabern aus dem Orient eingeführte Spinat, erzogen wurde. Bei den

eifrigen medicinischen Studien der Araber war es sehr natürlich, daß auch botanische Gärten angelegt wurden, die übrigens auch in andern Theilen Europa's, wie wir später sehen werden, schon in den Zeiten des Mittelalters entstanden.

Im nördlichen Europa stand die allgemeine Unsicherheit des Mittelalters meist dem Gartenbau entgegen. Bei den Landleuten war der Geschmack noch wenig ausgebildet und man begnügte sich daher mit den Hülsenfrüchten, Rüben und Kohllarten, welche man auf dem freien Felde baute; das Hausgärtchen enthielt einige Apfel-, Birnen-, Pflaumen- und Kirschbäume mit schlechten Früchten, außerdem Ysop, Münze, Melisse und andere Gewürzsträucher, so wie den Flieder, dessen Blumen eine Universalarznei bildeten, und vielleicht etliche Rosensträucher. Die Städter, welche in manchen größern Städten bereits einen hohen Grad des Luxus kannten, namentlich seit dem 13. Jahrhundert, suchten sich ihr Leben auch durch Gärten zu verschönern, doch bot der Platz hinter ihren Stadthäusern ihnen wenig Raum dazu. Die Städte des nördlichen Europa, namentlich Deutschlands, waren in unruhigen Zeiten entstanden und nur auf Sicherheit des Aufenthalts berechnet, daher waren die Häuser enge zusammengedrängt. Nur in seltenen Fällen hatte man, wie z. B. in Göttingen, innere und äußere Umwallung und dann zwischen beiden einen Raum für Gärten, der von dem Hauptwalle umschlossen war. Meist fehlte dieser innere Gartenraum, und dann war die Stadt des Mittelalters jedes Baumschattens beraubt, denn in weiter Ausdehnung um die Mauern durfte kein Baum stehen. Es mußte freie Aussicht nach allen Seiten sein, um den nahenden Feind sogleich sehen zu können. Dagegen zogen sich

rings um die Stadt Viehweiden, damit das Vieh bei der Annäherung eines Feindes leicht und schnell durch die Thore geflüchtet werden könnte. Jenseit der Weiden waren die Aecker, die vielleicht hin und wieder einen Holzapfel- oder Holzbirnenbaum trugen.

War aber hinter dem Hause Raum für ein Gärtchen, so wurde dieser mit einigen Ruben besetzt, zu denen breite, mit Sand bestreute, von Burbaum eingefasste Wege führten. Die einschließenden Wände der Häuser wurden mit Wein oder Epheu bekleidet, und auf den Beeten längs der Wege standen Rosen, Beilchen, Laß, Nelken und andere Blumen, so wie auch manche Kräuter und Sträucher mit aromatisch riechenden Blättern. In den Zeiten der höchsten Blüthen von Nürnberg, Augsburg und anderer Handelsstädte ließen sich die reichen Handelsherren auch wohl Orangenbäume aus Italien kommen und stellten sie, nebst Myrten, Rosmarin und Lorbeern auf den Treppen und in den Prunksälen ihrer Häuser auf. Mancher mochte auch ein Glashaus besitzen, das im Winter erwärmt wurde, um zu ungewöhnlicher Zeit Blumen und Früchte zu haben.

Noch mehr mochte aber die Treiberei in den Klöstern ausgebildet sein. Diese hatten in der Regel einen viereckigen, von den Klostergebäuden eingeschlossenen Garten, welchen der sogenannte Kreuzgang umgab, in welchem die Mönche bei ungünstigem Wetter lustwandelten. Lag nun an sich ein solcher Garten schon geschützt genug, so daß es früher in ihm grünte und erst später der Winter seine Macht gegen ihn ausüben konnte, so lag es außerdem nahe genug, daß reiche Klöster diesen kleinen Garten mit einem Glasdache überdeckten und so in einen Wintergarten, in ein ziem-

lich großartiges Glashaus verwandelten. Bestimmtes wissen wir freilich hierüber nicht, aber es gibt Sagen, welche uns einen Blick eröffnen. So heißt es, der berühmte Albertus Magnus (1193 — 1280) habe den römischen König Wilhelm, Grafen von Holland, während eines Winterfrostes im Garten seines Klosters zu Cöln bewirthe. So lange die Tafel gedauert, habe der Garten geblühet, als ob es Frühling sei; nach aufgehobener Tafel aber sei der Frühling verschwunden und der Winter wieder eingekehrt. Die Erzählung ist offenbar ins Wunderbare übertrieben, aber eben so werden Die irren, welche sie geradezu als Dichtung verwerfen. Thatsache ist wahrscheinlich, daß das Gastmahl in einem großen Treibhause des Klostersgartens veranstaltet wurde, wo Albert durch künstliche Wärme Bäume und andere Gewächse, nebst Blumen, den Winter hindurch unterhalten ließ. Je seltener dieser Theil der Kunstgärtnerei damals war, denn neu war sie nicht, da auch die Welt bereits ihre Wintergärten hatte,<sup>1)</sup> desto mehr mußte die Wirkung überraschen, und Albert mochte Einrichtungen getroffen haben, um die Täuschung noch mehr zu befördern. Der Besuch des römischen Königs Wilhelm bei ihm wird nicht bezweifelt. Schwerlich hatte derselbe bei diesem Besuche eine andere Absicht, als den größten Naturforscher seines Jahrhunderts kennen zu lernen und seine Entdeckungen und Werke näher anzuschauen. Zu diesen gehörte aber vermuthlich die Anlage des Treibhauses im Klostergarten, wo Albert den König bewirthete.<sup>2)</sup>

Die auf Burgen wohnenden Ritter bedurften keiner

<sup>1)</sup> S. des Cassianus Bassus Geoponica XII, 5. p. 854.

<sup>2)</sup> Vgl. Ersch' und Gruber's Encycl. Sect. I, Th. 2, S. 364.



Gärten. Obst und Gemüse, wenn sie deren bedurften, mußten ihnen ihre Lehnsmannen liefern und ein Park war die ganze Gegend, über welche sich ihre Burg erhob. Dennoch fehlte selten ein von den Burgmauern umschlossener Raum, der von einem ehrwürdigen Baume beschattet wurde, mit Lauben und Blumenbeeten versehen war, und den Edelfrauen und Edelfräulein einen angenehmen Aufenthalt im Freien bot, von dem aus sie gesichert den Naturpark überschauen konnten, in dessen Mitte sie wohnten. Indes waren auch Alleen durch den Wald gehauen, welche zu besonders schönen Aussichtspunkten führten, und Moosbänke bald in dichtem Gebüsch, bald an einer schönen Wiese oder einem murmelnden Quell angebracht, um in weiterer Ausdehnung die schöne Natur zu genießen, die damals von Vögeln und allen Arten des Wilds in einer Weise belebt war, von der wir uns jetzt keinen Begriff mehr zu machen vermögen.

Selbst der Burghof war bei den größern Burgen nicht ohne Grün. Dieser Hof war, wenn er gefallen sollte, weit und licht, und etwa in der Mitte oder an einem weniger betretenen Ende mit einem Rasenplage und mit einer oder mehreren Linden geziert; <sup>1)</sup> in der Nähe des Rasenplatzes war etwa noch der Brunnen, denn ihn brachte man gern in die Nähe der Linde. „Ein Brunnen unter den Linden,“ oder „ein Brunnen,

---

<sup>1)</sup> „sin knappen heten sich bedaht  
 daz sinu ors waren bracht  
 uf den Hof für den palas,  
 alda der Linden schate was.“ Percival, 432, 7.

So wie ferner von einem Burghofe gesagt wird:

„enmitten druf ein anger.“

Ebend. 565, 3.

dabei drei Linden“ sind ein zu oft wiederkehrendes Bild, als daß sich nicht auch in der Wirklichkeit die Zusammenstellung oft gefunden haben sollte.<sup>1)</sup>

Gegen Ende des Mittelalters erwachte in Italien wieder der Sinn für größere, mit Lust und Kunst eingerichtete Lustgärten. Mit dem neuen Erwachen der Wissenschaften ließ man auch die Werke der Römer und Griechen wieder und begann die Gärten der alten Zeit nachzuahmen. Es fehlt uns zwar an den nöthigen Vorlagen, um uns einen ganz richtigen Begriff von den damaligen italienischen Gärten machen zu können, in deren Anlegung sich namentlich die Familie Medici sehr thätig bewies, aber aus den zerstreuten Stellen in Werken der Dichter und Prosaisker vermögen wir doch so viel zu schließen, daß jene Gärten gerade Wege, beschnittene Hecken und vielfache Wasserkünste enthielten, von den heutigen Gartenkünstlern also für sehr steif angesehen werden würden.

---

## 6. Die botanischen Gärten.

Da die ältesten und berühmtesten der europäischen Pflanzengärten in den Zeiten des Mittelalters entstanden, so finden wir es passend, gleich an diese Stelle eine Uebersicht der Geschichte der botanischen Gärten anzuknüpfen und dieselbe, um Wiederholungen zu vermeiden, bis auf die Gegenwart fortzuführen.

Unter Botanischen oder Pflanzen-Gärten verstehen wir bekanntlich solche, in denen Pflanzen in

---

<sup>1)</sup> Vgl. Leo, über Burgenbau und Burgeneinrichtung, in v. Raumer's historischem Taschenbuche, 1837, S. 238.

größerer oder geringerer Ausdehnung zur Belehrung, namentlich zur Förderung der Pflanzenkunde erzogen werden. Ursprünglich wies man nur den Nutzpflanzen, namentlich den in arzneilicher Hinsicht wichtigen, einen Platz in den botanischen Gärten ein, bis man mit der Erweiterung der Wissenschaft auch die Gränzen der botanischen Gärten immer weiter stecte, auch durch geschmackvolle Anordnung und Gruppierung äußere Schönheit zu erstreben suchte. Dagegen schließt die Verfolgung des rein wissenschaftlichen Zweckes den Betrieb gewöhnlicher Blumengärtnerei aus, namentlich das Erzeugen neuer Spielarten und gefüllter Blumen, hat auch mit der Modelichhaberei, welche bald die eine, bald die andere Pflanze begünstigt, nichts zu thun, sieht es dagegen auf einen möglichst großen Reichthum an Gewächsen der verschiedensten Klimate in ihrer reinen ursprünglichen Form ab.

Die Geschichte der botanischen Gärten fällt mit der Geschichte der Pflanzenkunde überhaupt zusammen. Schon Theophrastos, den wir bereits früher kennen lernten, unterhielt um 370 v. Chr. einen Pflanzengarten und vermachte ihn seiner Schule. Dann finden wir den Pflanzengarten des Antonius Castor erwähnt, welchen der ältere Plinius benutzte. Karl der Große ließ Pflanzengärten in den kaiserlichen Pfälzen anlegen und die Araber begründeten deren in Spanien. Unter den Italienern cultivirte bereits 1310 Math. Sylvaticus in Salerno morgenländische Pflanzen. Venedig ließ 1333 den ersten öffentlichen medicinischen Garten anlegen, von dessen Pflanzen Andreas Amadei sehr treue, noch in Venedig aufbewahrte Abbildungen lieferte. Im 16. Jahrhundert legte Alphons von Este, von Leoniceus Musa, Brassavola, Monardus angeregt, mehre Gärten,

besonders einen auf einer Insel des Po (Belvedere), dem Panai vorstand, an. Ferrara hatte um jene Zeit mehre Gärten mit ausländischen Gewächsen, und Jos. Brassavola legte daselbst ein Gewächshaus an. Auch Padua erhielt 1533 einen Professor der Botanik und einen botanischen Garten.

Auch der botanische Garten zu Pisa ist einer der ältesten. Er wurde 1544 angelegt und sein erster Aufseher war Alessandro Mondella. Noch jetzt befindet er sich ziemlich in seinem ursprünglichen Zustande. Er enthält neben einem Arboretum, bekannter europäischer Bäume, worunter auch die in Deutschland heimischen, Italien aber fremden Fichten- und Eichenarten, mehre dort im Freien ausdauernde Rieseneremplare südlicher Bäume. Die Hauptwege sind mit niedrigen Hecken von *Prunus Lauro-cerasus* und Buxbaum, die Beete für krautartige und einjährige Gewächse mit Steinen umgeben. An der Wand des Wohngebäudes steigen gleich Riesenschlangen einige Exemplare von *Cactus hexagonus* zwischen bengalischen Rosen empor. <sup>1)</sup>

Auf Aldrovandi's Betrieb erhielt 1586 Bologna einen botanischen Garten. In Florenz waren deren um jene Zeit schon mehre, in Neapel besonders der Pinellische berühmt. In Rom unterstützten Cardinäle, namentlich Ad. Farnese, Aldini und Trionfetti, in Sicilien Fürsten, besonders della Catolica, die Anlegung von Pflanzengärten, deren Inhalt immer reicher wurde, seit man begonnen hatte, aus Amerika, Südafrika und Ostindien mit regem Eifer Pflanzen herbeizuholen und der früher kleine Horizont der Botanik sich mit den fort-

---

<sup>1)</sup> Weissensee's Blumenzeitung, 1835, Nr. 23.

dauernden Entdeckungstreisen über den ganzen Erdboden zu erweitern begann.

In Frankreich wurde der botanische Garten zu Montpellier von Belleval zu Ende des 16. Jahrhunderts angelegt, und der zu Paris entstand 1597 unter Robin. Lestterer wurde 1635 zu dem noch bestehenden, berühmten Jardin des Plantes oder königlichen Pflanzengarten. Erster Aufseher wurde der königliche Leibarzt Gui de la Brosse, während der erste Leibarzt, Karl Bouvard, den Titel eines Oberaufsehers erhielt. Unter der Oberaufsicht der ersten Leibärzte Franz Vautier und Anton Vallot (1642—71) kam der Garten sehr zurück, doch hob er sich wieder, als Dionys. Jonquet (1665) zum Professor der Botanik ernannt worden war. Sein Nachfolger wurde 1671 Fagon, der seine Stelle 1683 an den berühmten Tournefort abtrat.

Der älteste botanische Garten in England wurde von der Königin Elisabeth in Hamptoncourt begründet. Sein erster Vorsteher war der frühere Apotheker Johann Parkinson. Der Nachfolger desselben, Leonh. Plukenet, brachte schon eine sehr bedeutende Sammlung von Pflanzen zusammen, die er abbilden ließ. Nächst diesem zeichnete sich der Garten zu Chelsea aus, der 1673 von einer Gesellschaft Apotheker gestiftet wurde und dessen erster, langjähriger Vorsteher Jac. Petiver (gest. 1718) war. Der Garten der Universität Oxford wurde 1632 angelegt und erhielt in dem Braunschweiger Jacob Bobart seinen ersten Vorsteher. 1680 erhielt die Universität Edinburgh ihren botanischen Garten, dessen ersten Katalog Jacob Sutherland herausgab. Außerdem unterhielten der Bischof von London, Heinrich Compton zu Fulham und Johann Tradescant, Vater und Sohn, zu Tradescant in jener Zeit schöne Gärten.

In den Niederlanden war der älteste botanische Garten der zu Leyden, welcher schon 1577 angelegt wurde und eine Reihe berühmter Männer, unter ihnen auch Boerhaave, zu Vorstehern hatte. Einer der reichsten Gärten war der zu Amsterdam, dessen erste Curatoren die Rathsherrn Huddeper von Marsveen und Joh. Commelyn (st. 1698) waren, während Joh. Snijpendal ihn beaufsichtigte. Im Haag unterhielt Sim. Beaumont einen schönen Garten, von dessen Pflanzen Franz Riggelaer 1690 ein Verzeichniß gab. Außerdem bestanden akademische Gärten zu Utrecht, Haarlem, Breda, Brüssel und Groeningen.

In Deutschland bestand während des 16. Jahrh. noch kein öffentlicher Universitätsgarten, wohl aber waren viele berühmte Privatgärten vorhanden, so z. B. der des Joach. Camerarius in Nürnberg. Zu Anfang des 17. Jahrhunderts war der botanische Garten des Bischofs von Eichstädt, Joh. Cornel. von Gemmingen, der berühmteste. Dann gründete Ludw. Jungermann (gest. 1653) aus Leipzig die akademischen Gärten zu Gießen und Altorf. Blühend war auch der Garten des Collegiums der Aerzte zu Nürnberg unter Volckamer's (gest. 1693) Aufsicht. In Jena legte Kollfinck (gest. 1673) den Universitätsgarten an. In Leipzig war der Garten des Rathsherrn Kaspar Bose der berühmteste; auch der Universitätsgarten blühte in jener Zeit unter Paul Ammann, so wie in Halle der Superintendent Joh. Gottfr. Olearius einen reichen botanischen Garten unterhielt. Der kurfürstliche Garten in Berlin wurde 1660 gestiftet und der Leibarzt Joh. Sigm. Elsholz (gest. 1688) gab ein Verzeichniß der darin gebauten Pflanzen.

In Kopenhagen blühte in den letzten Decennien  
Dietrich, Gartenbau.

des 17. Jahrhunderts der botanische Garten unter Otto Sperling's, eines Hamburgers, Leitung. Um dieselbe Zeit wurde auf Olaf Rudbeck's (gest. 1702) Veranlassung der Universitätsgarten zu Upsala und der Garten des Grafen Magnus de la Gardie zu Jakobsdalen (jetzt Ulriksdalen) angelegt. Auch die botanischen Gärten zu Ubo unter Elias Tillands und zu Warschau unter Andr. Gnöffel kamen damals in Aufnahme, so wie in Italien zu den früher erwähnten Gärten verschiedene neue kamen. Der Garten zu Padua war unter Beslings Aufsicht um die Mitte des 17. Jahrh. besonders reich an griechischen Pflanzen. In Bologna folgten sich in der Direction des Gartens Ulysses Aldrovandi, Barthol. und Hyacinth Ambrosini und Jac. Zanoni (gest. 1682). In Rom ließ der Jesuit Ferrari die schönsten Pflanzen des botanischen Gartens des Collegio della Sapienza und des dem Cardinal Farnese gehörenden Gartens durch die großen Meister Guido Reni und Verettini abbilden. Der botanische Garten zu Messina stand um jene Zeit unter Pet. Castelli, der des Fürsten della Cattolica zu Misilmeri unter Franz Cupani (gest. 1710), einem gelehrten Franziskaner.

Im Anfange des 18. Jahrhunderts wurde durch mehrere ausgezeichnete Pflanzenforscher die Reformation Linne's vorbereitet, welcher letztere 1707 zu Roskult im südlichen Schweden geboren wurde und der Botanik ihre jetzige Gestalt gab. Eine Menge der ausgezeichnetsten Männer bearbeiteten in allen Ländern Europa's die Pflanzenkunde nach allen Richtungen, und zahlreiche Reisende durchforschten alle Welttheile, um neue Gewächse nach Europa zu bringen. Dieses rege Leben mußte natürlich auf die Vermehrung der botanischen Gärten und die Erweiterung der schon bestehenden von

größtem Einfluß sein. Pflanzengärten wurden zur Modesache, fehlten bald keiner Universität mehr, wurden auch bei andern Lehranstalten und zahlreich von Privaten angelegt, und zwar nicht nur in Europa, sondern auch in den überseeischen Colonieen.<sup>1)</sup> Es würde uns zu weit führen, wollten wir die Gründung der einzelnen während des 18. und 19. Jahrh. weiter verfolgen. Die größten und reichsten der jetzt bestehenden sind die königl. Gärten von Kew bei London, der kaiserliche Pflanzengarten in Paris, die kaiserlichen Gärten in Wien und Schönbrunn, der königl. botan. Garten zu Schöneberg bei Berlin, der kaiserl. botan. Garten in Petersburg und der botan. Garten der ehemaligen englisch-ostindischen Compagnie in Calcutta. Nur einer der jetzt blühenden Pflanzengärten sei mit kurzen Worten gedacht und zwar besonders des von Kew in der Grafschaft Surrey, 6½ engl. Meile von London, als des berühmtesten.

Werfen wir vor Allem einen Blick auf die Geschichte dieses einzig in seiner Art dastehenden Gartens. — Um die Mitte des 17. Jahrh. waren die Grundstücke, auf welchen jetzt die Gärten von Kew liegen, im Besitz eines Herrn R. Bennet. Nach dessen Tode gingen sie an den Lord Capel über, welcher die Tochter Bennet's heirathete. Dieser war ein großer Liebhaber von seltenen Pflanzen und sammelte mit nicht unbedeutenden Kosten eine große Anzahl derselben in seinen Gärten an. Dadurch wurde der erste Grund zu den später entstandenen großen Gartenanlagen und Pflanzensammlungen gelegt. Dann kam Kew-House an einen Schwiegersohn Capel's, an einen Secretair

---

<sup>1)</sup> Ausführlicheres in Kurt Sprengel's Geschichte der Botanik.



des damaligen Prinzen von Wales, spätern Königs Georg II., Namens Molineux, welcher ein sehr wissenschaftlicher Mann war und sich auf diesem schönen Landfise namentlich mit Astronomie beschäftigte. Ein späterer Prinz von Wales, Sohn Georgs II., war so sehr für das reizende Landgut eingenommen, daß er es im Jahr 1730 von der Capel'schen Familie in Pacht nahm und die Anlagen desselben bis auf etwa 130 Morgen ausdehnte. Nach dessen Tode wurden die angefangenen Arbeiten von seiner Wittwe, Auguste, Prinzessin-Wittwe von Wales, vollendet und zwar unter ihrer eigenen Leitung, da es ihr besonders Vergnügen machte, Alles zu beaufsichtigen. Es war keine kleine Aufgabe, auf dem ursprünglich sandigen und unfruchtbaren Flachlande ein Unternehmen auszuführen, wie das beabsichtigte, allein dem Genie eines Mannes, wie William Chambers, dem die Ausführung übertragen wurde, gelang es, die Schwierigkeiten zu besiegen und aus einer Sandwüste ein wahres Paradies zu schaffen. Im Jahre 1759 ließ die Prinzessin den botanischen Garten anlegen, welcher der Leitung von William Miton übergeben wurde, der mit großem Eifer Pflanzen aus allen Welttheilen herbeischaffte und sie in den von ihm verbesserten Gewächshäusern mit vielem Glück cultivirte.

Im Jahre 1789 wurde Kew-House vom König Georg III. angekauft und bald darauf niedergerissen, das Geräth aber in ein altes unter dem Namen Kew-Palast bekanntes Gebäude gebracht, welches einem Sir Hugh Portman gehörte und im Jahre 1781 für die Königin Charlotte angekauft wurde. Dieses zwar kleine, aber pittoreske Gebäude war längere Zeit der Lieblingsaufenthalt der königlichen

Familie. Die Königin Charlotte zeigte eine sehr große Vorliebe für die Botanik, weshalb Joseph Banks und Aiton eine damals vom Cap eingeführte neue Pflanze ihr zu Ehren *Strelitzia* nannten, denn die Königin war eine geborne Prinzessin von Mecklenburg-Strelitz. Die meisten Gewächshäuser wurden von William Chambers erbaut, und unter ihnen wurde das 114 Fuß lange Warmhaus zu damaliger Zeit als ein Wunder angestaunt. Im Jahre 1768 erschien von Dr. Hill ein Katalog der Pflanzen des botanischen Gartens unter dem Titel *Hortus Kewensis*, der schon im zweiten Jahre eine neue Auflage erlebte. Ein Jahr später erschien von W. Aiton ein Werk in 8 Bänden ebenfalls unter dem Titel *Hortus Kewensis*, in welchem die Beschreibungen der verschiedenen tropischen Pflanzen enthalten sind, die zu verschiedenen Zeiten in England eingeführt wurden, und deren Zahl sich damals schon auf 5600 belief. Aiton starb bald darauf in einem Alter von 63 Jahren (1793). Sein Nachfolger war sein Sohn William Townsend Aiton, der bei Georg III. in gleicher Gunst stand. Die großen Reisen in fremde Welttheile, welche ein Cook, Banks, Brown, Cunningham, Bowie, Masson u. a. unternahmen, sowie besondere Sammler, welche auf königliche Rechnung in südliche Länder geschickt wurden, vermehrten die Sammlungen von Kew ungemein, wodurch eine neue, vergrößerte Ausgabe von Aiton's *Hortus Kewensis* nothwendig wurde, die durch seinen Sohn in 5 Bänden im Jahr 1820 bearbeitet wurde. Es wurden zu verschiedenen Zeiten, besonders aber unter König Georg III., neue Gewächshäuser, Kästen und Mistbeete gebaut, um dem sich immer mehrenden Zuwachs zu genügen, allein nach dem Tode des Königs und des von ihm

so sehr geschätzten Banks litt der Garten bald in Folge des Mangels an protektorischer und wissenschaftlicher Unterstützung. Der Verfall des Gartens blieb dem Publicum nicht lange verborgen, und man hörte bald, daß allgemeiner Wunsch sei, den Garten entweder ganz eingehen zu lassen oder in anderer Form als öffentliches, wissenschaftliches Institut einzurichten. Die Regierung war auch nicht abgeneigt, dem allgemein ausgesprochenen Wunsche zu entsprechen, und es wurde deßhalb auf Antrag der Königin ein Comité ernannt, um die Sachlage einer genauen Prüfung zu unterwerfen, in Folge deren im Jahre 1840 eine Eingabe an das Haus der Gemeinen gebracht wurde, begleitet von einem Bericht des Dr. Lindley, der in Verbindung mit Paxton und Wilson den Garten besichtigte. Zu jener Zeit bestand der Garten aus folgenden Abtheilungen:

- 1) dem Platz unmittelbar um den Palast;
- 2) dem eigentlichen botanischen Garten von 11 Morgen;
- 3) der Gemüse-Treiberei zwischen dem botanischen Garten und der Straße nach Richmond, 6 Morgen;
- 4) dem Park, einer ausgedehnten Ebene im Süden des botanischen Gartens, begränzt von der Straße nach Richmond und dem Flusse, 120 Morgen;
- 5) aus Richmond Old-Park oder New-Park, zwischen der Straße nach Richmond und dem Flusse, beinahe bis in die niedrigeren Theile von Richmond sich ausdehnend.

Der Bericht legte klar dar, daß der Garten in dem Zustande, wie er damals war, der Aufgabe eines großen wissenschaftlichen und für das Publicum beleh-

renden Instituts nicht gewachsen sei, daß eine Erweiterung, andere Einrichtung, neue Gewächshäuser u. nothwendig seien. Eine der ersten Anordnungen war die, daß der Garten und die Gewächshäuser, welche vorher nur wenig zugänglich waren, dem Publicum an jedem Wochentage von 1—6 Uhr, Fremden auch schon früher geöffnet wurden. Die Königin Victoria gewährte die umfassendsten Mittel, um den Garten der nöthigen Reorganisation zu unterwerfen, und diese wurde auch in einer Weise vorgenommen, daß man den Garten nach einigen Jahren gar nicht mehr als den frühern erkannte. Was von seltenen Pflanzen beibehalten werden konnte, das wurde beibehalten, außerdem wurde aber eine große Zahl neuer Anpflanzungen gemacht und zwar in einer Art, daß man kaum bemerkt, wie die neuen Bilder den alten angereicht sind. Außer den Pflanzen im Freien wurden auch die Gewächshäuser theils umgeändert, theils neue und größere erbaut. Vor allen zeichnet sich das große Palmenhaus aus, das im Ganzen 362 Fuß lang ist. Der mittlere Hauptbau bildet ein Viereck von 138 Fuß Länge, 100 Fuß Breite und 66 Fuß Höhe, an welches sich zwei Flügel von je 112 Fuß Länge, 50 Fuß Breite und 30 Fuß Höhe anschließen. In der mittlern Abtheilung geht innen, da wo die Nebensflügel sich an die Kuppel anschließen, eine Gallerie herum, zu welcher eine schlanke Wendeltreppe emporführt, theils um dort oben in der Höhe die Pflege der Pflanzen, theils die Lüftung des Hauses besorgen zu können. Das ganze Gebäude ist mit Ausnahme der Sockeln ganz von Eisen und Glas erbaut. Die Gesamtglasfläche des Hauses beläuft sich auf 45,000 Quadratfuß. Es wurde eine grünliche Sorte Glas von bedeutender Stärke angewendet,

deren Effect auf das Pflanzenwachsthum von der Art ist, daß gar keine Beschattung nothwendig, sondern nur mittelst zweckmäßiger Einrichtungen für genügende Lüftung zu sorgen ist. Mit einer Hand kann die ganze Reihe Fenster eines ganzen Flügels mit leichter Mühe aufgezoogen oder geschlossen werden. Die Heizung geschieht mittelst Wasserröhren, welche in einer Gesamtlänge von 24,000 Fuß unter dem mit durchbrochenen Eisenplatten belegten Boden hin und herziehen. Um keinerlei Rauch in oder bei dem Hause zu haben, wird derselbe in einem 479 Fuß langen Kanal unter der Erde bis in einen hohen Thurm geleitet, welcher das Kamin mas্কirt. Die Pflanzen, welche dieses große Prachtgebäude bewohnen, alle zu beschreiben, würde ganze Bände erfüllen, ja sie nur aufzuzählen, würde schon ein umfangreicher Katalog entstehen. Um eine Andeutung von der Größe zu geben, welche einzelne Exemplare besitzen, mag es genügen, zu sagen, daß z. B. zwei *Caryota urens* die Spitze der 66 Fuß hohen Kuppel nicht nur erreicht haben, sondern so gegen dieselbe anstreben, als seien es das ganze Gewölbe tragende Stützen. In gleichem Verhältniß stehen die andern Palmen, die Bambusen, die Baum-Farren und die riesigen Schlinggewächse, welche sich unter den höchsten Spitzen des Glasgewölbes herumwinden. Von den vortrefflichen Einrichtungen des Hauses sind noch besonders die Apparate hervorzuheben, mittelst deren es möglich ist, jeden Grad von Thau und Regen über alle Pflanzen zu verbreiten, der zu ihrem Gedeihen so außerordentlich zuträglich ist und sie von allen Unreinigkeiten befreit, so daß sie wie in Gottes freier Natur und nicht wie ängstlich gehaltene Gefangene dastehen.

Außer diesem Hauptgebäude ist eine große Anzahl

Gewächshäuser der verschiedensten Größe in dem ganzen Garten zerstreut, deren jedes für besondere Pflanzenfamilien bestimmt ist. Einen eigenthümlichen Anblick gewährt das neue Haus für Fetzpflanzen, in welchem die Rieseneemplare der Cacteen die allgemeine Bewunderung auf sich ziehen. Nicht minder anziehend ist das Haus, in welchem die tropischen Wasserpflanzen, namentlich auch die *Victoria regia*, vegetiren. Ebenso das Orchideenhaus. Ueberhaupt zeigt jede Abtheilung etwas Interessantes. Ein besonderes Gebäude faßt das botanische Museum in sich, in welchem eine sehr reiche Sammlung von Früchten, Hölzern, überhaupt alle mögliche getrocknete Pflanzentheile und Producte, nebst künstlichen Nachbildungen enthalten sind. Unter letztern ist besonders eine aus Wachs gebildete Riesenblüthe der *Rafflesia Arnoldii* hervorzuheben, welche alle Begriffe von Größe übersteigt, die man gewöhnlich von Blumen hat. Die Sammlungen dieses Museums wurden bald so großartig, daß schon 1856 ein neues Gebäude errichtet werden mußte, in welchem die Sammlungen ausgedehnter und deshalb leichter zu besichtigen aufgestellt wurden.

„Nur mit Gewalt,“ sagt Neubert<sup>1)</sup>, dem wir bei dieser Darstellung gefolgt sind, „kann man sich von jedem einzelnen Gebäude trennen, um in ein neues zu treten oder im Freien die zahlreichen Pflanzenwunder anzustauen, zu welchen man auf außerordentlich rein gehaltenen Wegen oder, was in englischen Parks allgemein zulässig ist, auf dem herrlichsten Sammetteppich des grünen Rasens hinzutritt. Pflanzen, welche wir in

---

<sup>1)</sup> Deutsches Magazin für Garten- und Blumenfreunde, Jahrgang 1856, S. 346.

unsern teutschen Gärten nur in Töpfchen und Kübeln in Gewächshäusern zu sehen gewohnt sind, finden wir hier im Freien als riesenhafte Bäume stehen. Welche Prachtexemplare von *Araucaria imbricata* und andern halbtropischen Bäumen stehen hier neben den Riesen unsers Klima's. Das milde Klima Englands gestattet es, eine Menge exotischer immergrüner Sträucher und Bäume im Freien anzupflanzen, welche einem Garten auch im Winter noch den Stempel des Lebens aufdrücken.“

Nächst dem Kew-Garten ist am berühmtesten der Pflanzengarten (*Jardin des Plantes*) in Paris, den wir bereits oben erwähnten. *Tournefort*, *B. de Jussieu*, *Baillant*, besonders aber der berühmte *Buffon*, welcher 1739 zum Director desselben ernannt wurde, haben sich große Verdienste um ihn erworben, was in neuerer Zeit von *Thouin*, *Cuvier*, *Daubenton* und *A. L. de Jussieu* gilt. Er liegt auf dem linken Ufer der Seine im 12. Arrondissement der Stadt, hat einen Inhalt von 84 französischen Morgen, drei Eingänge, und zerfällt seiner natürlichen Beschaffenheit nach in den Untergarten, den Obergarten und den Schweizergarten, welcher an den Untergarten stößt. Unter der Oberaufsicht des Ministeriums sind an ihm zwölf Professoren angestellt, welchen eben so viele Assistenten, vier Präparatoren, ein Bibliothekar, neun Maler und zahlreiche andere Beamte beigegeben sind. Seiner verschiedenen Bestimmung nach wird der Garten in sieben Abtheilungen geschieden. Die erste derselben begreift den Garten selbst. Eine zu beiden Seiten von schönen Lindenalleen eingefasste Straße führt vom Eingange auf dem Quai in gerader Linie zu den naturhistorischen Cabinet. Auf beiden Seiten befinden sich Beete mit Bäumen und niedrigen Ge-

wachsen bedeckt. Mehr ziehen die neuen Treibhäuser durch ihren schönen Bau, wie durch ihren Inhalt an, zu welchem die entferntesten Theile der Welt Beiträge geliefert haben. Bekannt ist, daß ein junger Kaffeebaum, welchen Ludwig XIV. aus dem leydener Garten erhielt, der Vater jener zahllosen Kaffeebäume wurde, denen jetzt Tausende von Menschen auf den Antillen Nahrung und Wohlstand verdanken. Die schönsten Gewächse trifft man auf dem Absage, welcher aus dem Unter- in den Obergarten führt. Hinter diesem findet sich auch das sogenannte Labyrinth, nebst dem Hügel la Gloriette, von welchem man den Garten, wie die Stadt und einen Theil der Umgegend übersieht. Dort prangt auch die Ceder vom Libanon, welche Bernard de Jussieu aus England mitbrachte und 1734 an ihre Stelle pflanzte. Milchhäuschen mit passenden Inschriften und andere niedliche Anlagen geben diesem Theile des botanischen Gartens ein äußerst freundliches Ansehen. Am Fuße des erwähnten Hügels befindet sich die botanische Gallerie, die Wohnung der Administratoren, sowie einiger Professoren.

Die zweite Abtheilung umfaßt die Menagerie. Man sieht hier den Elephanten bei der Giraffe, den Löwen bei dem Tiger, und die Affen bewohnen hier ein Gebäude, welches sie die indischen Pagoden vergessen lassen kann. Die Raubvögel haben ein eigenes Vogelhaus und die Bären bewohnen eine Grube zwischen den Parks und dem botanischen Garten.

Die dritte Section enthält ein Naturalien-Cabinet. Dieses nimmt ein zweistöckiges Gebäude ein, welches östlich vom Garten liegt und durch den Hof und ein eisernes Gitter von diesem getrennt ist. Seine Fassade hat eine Länge von 290 Fuß. Im untern Stock findet man



alle Arten von Garten- und Ackergeräthen in Natur oder modellirt, sowie diejenigen naturhistorischen Gegenstände, deren Größe ihre Aufnahme in dem Cabinet selbst nicht gestattet. In sechs Sälen des ersten und in fünf Sälen des zweiten Stockes findet sich die naturhistorische Sammlung, welche aus acht Abtheilungen besteht. Die zoologische Abtheilung, für welche eine neue Gallerie auf der südöstlichen Seite des Gartens erbaut wurde, ist reich an Versteinerungen aus der Pflanzen- und Thierwelt, sowie überhaupt an Resten urweltlicher Thiere. Cuvier hat dort Alles nach den Bildungsepochen der Erde geordnet, so daß man eine schnelle Uebersicht gewinnt. Der zweite Saal enthält die mineralogische Sammlung, nach Haüy's System geordnet; die dritte Abtheilung umfaßt die Säugethiere, von denen man über 2000 zählt, dann kommen die Vögel, die Reptilien, die Fische, die gegliederten wirbellosen Thiere und endlich die ungegliederten wirbellosen Thiere.

Die vierte Abtheilung des Pflanzengartens enthält die Sammlung der vergleichenden Anatomie. Ihr Gebäude liegt zwischen der Seinestraße und dem Schweizerthale. Begonnen 1775 von Daubenton, wurde sie ebenfalls erst von Cuvier zur Vollkommenheit gebracht. In 15 Sälen sieht man hier Gerippe von Menschen und Thieren aller Zeiten und Zonen, den Riesen Patagoniens neben dem Zwerge des Königs Stanislaus, die Mumie Aegyptens neben der von der Insel Teneriffa. Dabei fehlt es nicht an den verschiedensten Präparaten.

Zur fünften Abtheilung gehört die botanische Gallerie. In drei Sälen findet man Hölzer von Pflanzen, ein Herbarium, eine Sammlung von Schwämmen und

Früchten aus Wachs. In der sechsten Abtheilung findet man die an Pracht- und Kupferwerken reiche, gegen 20.000 Bände starke Bibliothek, und in der siebenten das Amphitheater und die Laboratorien, in denen der Unterricht ertheilt wird.

An Großartigkeit werden die genannten Anlagen weit übertroffen durch den kaiserl. botanischen Garten zu Pawlowsk bei Petersburg, der 1780 auf Befehl der Kaiserin Katharina II. nach Brown's Plane angelegt worden ist. Er hat 107 Werste (30½ Stunde) im Umfange und mehre tausend Gärtnerburschen arbeiten in ihm.

Auch von den bedeutenden außereuropäischen erlaubt uns unser Raum nur wenig zu erzählen. Zudem fehlen uns neueste Nachrichten über die wichtigsten derselben zu Calcutta, Madras, auf Ceylon, zu Batavia und Canton, auf dem Cap, Isle de France, Teneriffa, Jamaica und St. Vincent, in Cayenne, zu Elgin bei Newyork, Charlestown, Santa Fé &c.

Der botanische Garten auf Trinidad liegt nördlich am Port of Spain am Eingange des Thales St. Anne, und ist eigentlich der Garten und Park des Gouverneurs. Er wurde Anfangs der 30er Jahre unsers Jahrhunderts von Lockhardt angelegt und kam dann unter die Leitung des berühmten Purdie. Außer vielen der schönsten und merkwürdigsten Pflanzen von Trinidad enthält der Garten viele seltene und prächtige Gewächse aus andern Welttheilen. Gleich am Eingange weht dem europäischen Besucher durch einen Eucalyptus und einige Casuarinen eine fremdartige Luft entgegen, und selbst der Raie bereut einen Spaziergang durch den Garten nicht, da er hier die nützlichsten Gewächse der Erde, so weit es das Klima erlaubt, nicht in kleiner

Gewächshausbäumchen, sondern in großen, mit Blüthen und Früchten beladenen Exemplaren vereinigt findet. Fast alle sogenannten Gewürzbäume Indiens sind hier zu finden, vom Muskatbaum, der im Schatten eines mächtigen *Pithecolobium Saman* üppig gedeiht, und mehren Zimmbäumen, bis zum Pfefferstrauch und allen Arten des Theestrauchs. Ausländische Palmen gesellen sich mit ostindischen Guttiferen und chinesischen Frucht-bäumen. In der Nähe des Hauses des Gouverneurs hat der thätige Herr Purdie hübsche Blumenanlagen angebracht, wo man unter Anderm von der Farbenpracht der Gesneraceen überrascht wird.

Auch der botanische Garten zu Rio de Janeiro zeichnet sich durch Größe, Ordnung und Sauberkeit aus, was bei dem ziemlich allgemeinen Verfall in Brasilien Staunen erregen muß. Mangobäume, blühend und mit Früchten beladen, stehen am Eingange des Gartens und große Hecken von *Amomum* und *Calceolaria* begränzen die Wege. Hauptzweck bei Anlage dieses Gartens war die Erziehung nützlicher Gewächse, durch welche der Wohlstand Brasiliens gehoben werden könnte; vortreflich sind die Mittel, welche man dazu angewendet, aber die Nation scheint nur geringen Antheil daran genommen zu haben. Die *Vanilla aromatica* sieht man dort mit ihrer angenehmen duftenden Blüthe und der Brotbaum der Südseeinseln bildet eine schattenreiche Allee. Die Mutterpflanzen der Gewürznäglein, des Zimmts, des Pfeffers, der Muskatnüsse und des Thees werden dort erzogen. Eine Abtheilung des Gartens ist nur für Blumen bestimmt: dort findet man die schönsten Gartenblumen Europa's neben duftenden *Heliotropen* und zierlichen *Acacien* von Neuhoiland. Die Gewächse aus kältern Gegenden werden durch

Strohdächer gegen die Einwirkung der zu heißen Sonne geschützt.

---

## 7. Zur Geschichte der Treibhauscultur.

Wir knüpfen an die Geschichte der Pflanzengärten die der Treibhauscultur an, indem wir auch hier von den ersten uns bekannten Anfängen derselben ohne Unterbrechung bis zur neuesten Zeit fortschreiten.

Erst bei den Römern finden wir die Spuren von einem künstlichen Treiben der Gewächse. Wir haben schon früher von dem Blumenluxus in Griechenland und Rom gesprochen. In den Gärten der Römer unter ihren Königen und in den ersten Zeiten der Republik wurden nur sehr wenige Blumen gezogen und bekanntlich sah man in dem Garten des Tarquinius nur Rosen und Moh'n. Als aber der Luxus unter den Herren der Welt einriß, wurde die Leidenschaft nach Blumen so groß und allgemein, daß man glaubte, ihr durch Luxusgesetze Einhalt thun zu müssen; nur um privilegierte Stirnen sollten Blumen sich schlingen dürfen. Aber vergeblich! das Gesetz wurde so oft übertreten, daß von Strafe bald nicht mehr die Rede sein konnte, und nicht lange, so war das im Gesetze Verpönte allgemeines Recht. Rom hatte die Sitte der Befränzungen bei festlichen Gelegenheiten, die übrigens im ganzen Morgenlande herrschte, zunächst aus Athen erhalten. Die Kränze wurden gemeiniglich aus Rosen, Levkojen, Veilchen, Narzissen und Lilien gewunden. Kränze gehörten zum weiblichen Puz, die Priester schmückten sich und ihre Altäre damit, sowie sie unerläßliches Moment eines luxuriösen Mahles waren. Man schrieb den Blumen

die Kraft zu, den Weindunst zu vertreiben, den Kopf zu stärken und beim Klange der gleichfalls bekränzten Becher sanfte Heiterkeit über die Gäste zu verbreiten. Eine ganze Menschenclasse gab sich zu Rom mit dem Binden der Kränze ab; sie wurden bald aus einerlei Blumen, bald aus verschiedenen, kunstreich vertheilt, oft auch so gewunden, daß sie eine gewisse symbolische Bedeutung erhielten.

Es wäre wirklich unmöglich gewesen, eine so große Bevölkerung zu allen Zeiten des Jahres mit Blumen zu versehen, hätte man nicht künstliche Mittel zu der Anzucht derselben verwandt. Und in der That finden wir, daß die alten Römer ihre Treibereien gehabt haben. Columella erzählt von dem Bedecken der Gurken mit Fenstern, um sie gegen den Frost zu schützen <sup>1)</sup>. Martial erwähnt Obsthäuser, welche durch Fenster gegen den Frost geschützt wurden <sup>2)</sup>. Liberius konnte mit Hülfe seiner Treibhäuser das ganze Jahr hindurch seine Lieblingsspeise, Gurken, genießen <sup>3)</sup>, wobei wir im Vorbeigehen bemerken wollen, daß Gurken überhaupt namentlich im Morgenlande von jeher sehr beliebt waren, und noch lange die Israeliten der Gurken gedachten, die sie in Aegypten genossen hatten. Sie waren so sehr die Lieblingsspeise des Volks, daß man die Gurkenfelder, gleich den Weinbergen, durch Wächter in Laub- oder Strohütten bewachen lassen mußte. Nach der Ernte gingen diese Wächter nach Hause, und Jesaias vergleicht daher die Tochter Zions mit einer solchen verlassenen Hütte: „Was noch übrig ist von der

<sup>1)</sup> Colum. XI, 3, 52.

<sup>2)</sup> Mart. VIII, 18, 3.

<sup>3)</sup> Plin. XIX, 5, 23.

Tochter Zion, ist wie eine Nachthütte in den Gurkengärten.“ Die Römer zogen ihre Gurken in Körben oder Kisten mit Erde und Dung, indem sie dieselben mit Fenstern gegen die Kälte schützten. Auch Trauben und Pflirsichen trieben die Römer in dieser Weise, und Alles weist darauf hin, daß sie eigentliche warme Treibhäuser, sowie auch bereits zellenförmig abgetheilte Mauern hatten, wie man sie gegenwärtig in England sieht, deren Räume geheizt wurden, um die Reife des Spalierobstes zu beschleunigen.

Die Verglasung der in den Treibereien verwandten Fenster geschah meist mit dem Lapis specularis, der offenbar unser Marienglas oder Fraueneis war, denn er ließ sich in die dünnsten, bis 5 Fuß langen Blätter spalten, war durchsichtig und konnte zum Gypsbreimen benutzt werden <sup>1)</sup>. Uebrigens hatten die alten Römer auch bereits Glasscheiben in den Fenstern. Don Juan Andres <sup>2)</sup> erzählt: „Zu Pompeji hat man Gläser in einem Fenster entdeckt, die ich noch in demselben eingesetzt sah, wie man sie gefunden.“ Auch in England hat man vor einigen Jahren die Trümmer eines Hauses aus der Römerzeit ausgegraben, und dabei die Reste von Glasscheiben gefunden.

Wir haben schon gesehen, wie mit den Einfällen der Barbaren die Gartenkunst erlag, später aber durch die Mönche gepflegt wurde, und diese wahrscheinlich auch Glashäuser für die zarteren von ihnen cultivirten Gewächse, sowie Obsttreibereien hatten. Doch wurden die Gewächshäuser erst von da an allgemeiner, als man

<sup>1)</sup> Plin. XXXVI, 22. XXI, 14. XXXVI, 5. Vgl. Mineralogie der Alten, von Saunay, I, 34.

<sup>2)</sup> Reisen durch Italien, Th. I, S. 305.

in den kältern Ländern des Nordens das Studium der Botanik auf die Gewächse wärmerer Zonen ausdehnte und zugleich Geschmack an Früchten zu finden begann, welche im Freien nicht reifen, oder selbst nicht einmal wachsen wollten. Namentlich waren Holland und England die Länder, in denen die Treiberei ihre erste und hauptsächlichste Ausbildung erhielt.

In erstem Lande erwarb sich gegen das Ende des 17. Jahrhunderts Boerhaave große Verdienste. Als Professor der Botanik am Leydener Pflanzengarten beschäftigte er sich ernstlich mit der Anlegung von Treibhäusern und war der Erste, der nach physikalischen Gesetzen bestimmte, unter welchem Winkel die Glasdächer, wenn sie so viel wie möglich Sonnenstrahlen auffangen sollten, unter dieser oder jener Breite gegen den Horizont geneigt sein mußten. Linné in Upsala, sowie die meisten Vorsteher botanischer Gärten befolgten sehr bald Boerhaave's Vorschriften.

England besaß zwar schon um die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts etwas Orangerie und die besten Melonenforten; indeß fällt der Anfang der eigentlichen Treibhauscultur erst in das Ende des 17., als die Zeit, wo die Ananas eingeführt wurde, die Frucht, deren Anzucht das Höchste der Treibhauscultur ist, die hinsichtlich dieser eben das ist, was der Pfirsichbaum hinsichtlich des Schnittes der Spalierbäume.

Das erste Gewächs, das in England auf Beeten erzogen wurde, die man zu gehöriger Zeit bedecken konnte, war die Melone, und Karl II. besaß das erste warme Gewächshaus. Der Kanzler Baco aber war es, der den Vorschlag machte, den Gebrauch der Treibhäuser nicht auf die Zucht exotischer Gewächse, wie Orangen und Myrten, zu beschränken, sondern sie auch für ein-

heimische Pflanzen zu benutzen, um in allen Jahreszeiten Blumen und Früchte von ihnen zu gewinnen. Gegen das Ende des 17. Jahrhunderts machte der Herzog von Rutland die ersten Versuche mit gegen den Horizont geneigten Glaswänden, und sie wurden die Vorläufer der Weintreiberei in England. Nicht lange nachher machte Schwizer die ersten Pläne zu Treibhäusern bekannt und gab allgemeine Belehrung über diesen Gegenstand. Um das Jahr 1792 fing man an, sich der Heizung durch Dampf zu bedienen, indeß wurde diese Methode, welche unstreitig der französische Physiker Bonnemain zuerst erfunden und angewendet hat, erst vom Jahre 1815 an recht allgemein.

In Frankreich errichtete Jagon unter der Regierung Ludwigs XIV. zuerst ein paar Treibhäuser mit Glasdächern, die durch Fesen geheizt wurden; sie waren die Vorbilder für die zahllosen Gewächshäuser, welche seitdem in Frankreich entstanden. Im Jahre 1776 kamen die ersten von dem Gärtner Legrand getriebenen Erdbeeren auf die königliche Tafel; das erste Duzend kostete 24 Franken.

In unsern Zeiten ist die Treiberei allgemein. Mit allen größern Gartenanlagen sind Treibereien der verschiedensten Art verbunden, und selbst in den Mittelstädten fehlt es nicht an Gärtnern, welche, wenn nicht Obst, doch wenigstens Gemüse und Blumen treiben. Am großartigsten aber wird die Treiberei in Rußland ausgeübt. Die Mistbeete, Blumen- und Fruchttreiberei steht dort auf einer vollendeten Stufe, als irgend wo in der Welt. Es ist aber auch ganz natürlich, daß man dort mehr Werth auf frühe Früchte, Blumen und Gemüse setzt, die Behandlung mit mancher Sorgfalt verbindet, die das rauhe Klima ohnedieß erforderlich macht,



und so, da man fast Alles durch Kunst gewinnen muß, bei der jährlich in größter Ausdehnung sich wiederholenden Treiberei Erfahrungen sammelt, die der Gärtner in einem von mildern Klima begünstigten Lande nimmer zu machen Gelegenheit hat.

Die merkwürdigste Treibgärtnerei unserer Zeit ist aber wohl die des Herrn Geitner zu Planitz. Seit 1479 brennt dort eins der mächtigsten Steinkohlenlager und aus Klüftungen strömt ein 60—70° R. heißer Wasserdampf, welchen man mittelst Kanälen durch die Beete und Wege der Treibhäuser leitet. Nach langen Windungen treten jene Kanäle in's Freie, der Dampf aber verliert auf seinem oft 100 Ellen langen Wege durch ein Labyrinth von Kanälen so wenig an Wärme, daß er noch immer 60—70° R. heiß ausströmt. Bei dem Bau neuer Warmhäuser werden immer Stellen ausgesucht, die nach dem Aeußern schon bekunden, daß es hier eine Klüftung gibt. Diese Merkmale sind einfach: trockne, feste Erdrinde oder verkümmter Graswuchs; es genügt, daß man für ein Haus von ziemlich 400 Quadrat-Ellen Flächeninhalt das Glück hat, eine einzige Klüftung einzuhauen.

## 8. Der französische Gartengeschmack.

Wir haben bereits erwähnt, daß gegen das Ende des Mittelalters der Geschmack an großartigen Gartenanlagen zuerst in Italien wieder erwachte. Ganz geschlummert hatte die Gartenkunst dort wohl nie, wie wir auch daraus ersehen, daß der bolognesische Senator Peter von Crescenti, welcher im 14. Jahrhundert lebte, im 8. Buche seines Werks über den Landbau die Lust-

Gärten behandelte, doch war es erst das Geschlecht Medici, welches den Hauptanstoß zu einer allgemeinen Belebung einer umfassendern Gartencultur gab. Bis zu den Zeiten von Lorenzo Medici (1445—1492) waren die reichsten Häuser in Italien nur auf den Handel bedacht. Ackerbau und Gartenkunst wurden von ihnen fast vernachlässigt. Er war der Erste, der seine Capitale auf liegende Gründe verwendete, und der erste berühmte Garten, von welchem man seit den mittlern Zeiten in Italien weiß, war der, welchen er hinter der Kirche St. Marco in Florenz anlegte. Die Alleen desselben, so wie die Hallen und Zimmer des dabei befindlichen Palastes waren mit Werken alter und neuer Kunst erfüllt.

Noch berühmter wurden zu Anfang des 16. Jahrhunderts die Gärten Bernhard's Rucellai, hortoricellarii von den gleichzeitigen Schriftstellern genannt. Niemand reiste in Italien, der nicht den reichen und geschmackvollen Rucellai in Florenz besuchte. Sie waren nach Lorenzo's Tode der Versammlungsort der platonischen Akademie und aller einheimischen und fremden Gelehrten. Was Rucellai Kostbares von antiken Statuen aus entfernten Ländern gesammelt hatte, das bildete die vornehmste Zierde dieses Gartens, die offenbar im alten römischen Geschmack angelegt waren, in Lustwäldern, Buschwerk, Alleen, beschnittenen Gängen, Wiesen und Fischteichen, die mit einander abwechselten, bestanden. Durch ihren Ruhm wurde er das Modell, nach welchem man allgemein in Italien Lustgärten anlegte.

Cosmus I. (1519—1574) brachte diesen Garten mit dem Palast Pitti, dem nachmaligen großherzoglichen Residenzschloß, durch Kauf an sich und vergrößerte ihn beträchtlich. Seine Gemahlin, Eleonora von Toledo,

Tochter des Vicekönigs von Neapel, war eine große Liebhaberin von Gärten. Da der Hof noch im alten Rathhause residirte, das nach morgenländischer Art ein plattes Dach hatte, so verschönerte sie dieses mit hängenden Gärten. Sie war die erste, welche den nachmals so berühmten und bis auf die neueste Zeit ziemlich unverändert im alten Geschmacl erhaltenen Garten Boboli bei Florenz mit ausländischen Pflanzen, Blumen und Küchenkräutern besetzte, indeß Cosmus ihn mit Statuen ausschmückte. Auch verwendete Letzterer beträchtliche Schätze, um bei den von ihm erbauten Lustschlössern Castello und Poggio Gärten und Lustwälder anzulegen.

Unter seinem Nachfolger Franz fing man allgemein an, die Lustwälder mit Olivenbäumen, ausgetrockneten Weinstöcken und Obstbäumen zu besetzen. Er selbst ließ neue Pflanzen und Obstbäume aus Spanien und Sicilien kommen, seine Gärten damit zu verschönern. Eben dieß thaten, durch sein Beispiel gereizt, die reichern seiner Unterthanen. Daher kommt es, daß es noch jezt in Toscana viele Weinsorten gibt, die mit den spanischen Aehnlichkeit haben. Besonders förderte er die Cultur der Maulbeerbäume. Er ließ das Lustschloß Pratolino errichten und die daran stoßenden Hügel in Gärten verwandeln, indem er sie mit fremden und einheimischen Gewächsen bepflanzte. Auch den Garten Boboli zu Florenz bereicherte er mit fremden Pflanzen und neuen Kunstwerken. Zu Pisa hatte schon sein Vater Cosmus I. einen botanischen Garten und einen Lehrstuhl der bisher verwahrlosten Botanik gegründet, die Pflanzen dazu aber aus Sicilien, Aßen und Aegypten kommen lassen. Franz, ein größerer Kenner der Botanik, bereicherte nicht nur den pisanischen Garten mit fremden Gewächsen,

sondern legte auch den botanischen Garten zu Florenz an. Durch den Niederländer Joseph Casabona und den Toscaner Lorenz Mazzanga von Barga ließ er Pflanzen in Italien, Sicilien und auf den venetianischen Inseln sammeln.

Sein Bruder und Nachfolger Ferdinand I. hat sich unter allen Fürsten des Hauses Medici am Meisten um den Gartenbau verdient gemacht. Es ist fast unglaublich, welche Mühe er sich gab, welche Schätze er verwandte, um morastige Gegenden auszutrocknen und urbar zu machen. Viele florentinische Handelshäuser kehrten, um dem patriotischen Fürsten zu gefallen, mit ihrem Reichthum in das Vaterland zurück und verwandelten ihre Schätze in liegende Gründe. In kurzer Zeit ward Toscana mit Weinbergen und Olivenwäldern so bedeckt, daß kein Land in Italien damit verglichen werden konnte. Nach dem Maß, wie der Ueberfluß an natürlichen Producten durch den Ackerbau zunahm, wuchs auch der Luxus im Gartenbau. Man bestrebte sich gleichsam um die Wette, die seltensten und schönsten Gewächse aus Asien und Amerika kommen zu lassen, und die vom Großherzog Ferdinand angelegten Gärten waren der allgemeine Gegenstand der Nacheiferung. Die Pflege der Blumen, Obstbäume und ausländischen Gewächse gehörte unter die ritterlichen Uebungen des Adels und ward als ein entschiedenes Merkmal des guten Geschmacks angesehen<sup>1)</sup>. Der großherzogliche Botanicus Casabona hatte aus der Lombardei und Candia, von den Bergen Baldo und Ida die seltensten Pflanzen und Blumen gebracht und den Garten zu Pisa damit be-

---

<sup>1)</sup> Vgl. Jagemann, Geschichte des Gartenwesens in Toscana. in dem Gartenkalender 1783, S. 106 ff.

reichert. Von hier aus wurden sie unter die Liebhaber vertheilt und in ganz Toscana fortgepflanzt. Der Großherzog ließ große Ansaaten von Maulbeerbäumen in seinen Gärten machen und theilte dann die jungen Bäume unentgeltlich an seine Unterthanen aus. In den letzten Jahren seiner Regierung wurden auch die Treibhäuser mit Defen durch einen Venetianer in Florenz eingeführt.

Cosmus II. (reg. 1609—1621), der Sohn des Vorigen, folgte dem Beispiel seines Vaters in der Beförderung der Gartenkunst. Er ließ in den Gärten Pratolino und Castello die Springbrunnen wieder herstellen, bereicherte den Garten Boboli mit Gebüsch, mit seltenen Pflanzen, mit Citronen- und Pommeranzenbäumen. Eben dieß that seine Gemahlin Maria Magdalena von Oesterreich bei dem von ihr erbauten Lustschloß Poggio Imperiale unweit Florenz, und sein Sohn, der Cardinal Johann Carl, in dem ehemaligen Rucellaischen Garten, den er mit Grotten, Statuen, Springbrunnen und seltenen Gewächsen verschönernte. Unter Cosmus II. fingen die Gärten an, durch viele Orangerien berühmt zu werden. Eine Menge köstlicher Weintrauben war nichts Seltenes mehr, während man sie noch zu Cosmus I. Zeit größtentheils von Candia und den Inseln des Archipelagus kommen ließ.

Der berühmte Montaigne, welcher gegen Ende des 16. Jahrhunderts Italien bereiste, hat uns Nachrichten von einigen italienischen Gärten hinterlassen, aus denen man den Geschmack derselben ersehen kann. Er erzählt, daß in den Gärten des Cardinal Cambara zu Bagnaja Wasser mit großer Heftigkeit in Becken gefallen sei, daß in diesen enthaltene Wasser dabei in Orgelpfeifen getrieben und so eine Luftströmung in diesen

veranlaßt haben, während mit Zähnen versehene, ebenfalls durch Wasser getriebene Räder die Tasten der Wasserglocke niederbewegt und diese dadurch zum Spielen von Musikstücken veranlaßt hätten. Auch den Gesang von Vögeln höre man, ebenfalls hervorgebracht in kleinen Pfeifen durch das Wasser, dann aber zeige sich plötzlich, durch ein Getriebe bewegt, ein Uhr auf der Spitze eines Felsens und sofort höre der Gesang der Vögel auf. Dann höre man einen Kanonendonner und das Knattern von Flinten, alles aber durch Wasser hervorgebracht. Von einer hohen Pyramide gingen Wasserstrahlen in verschiedenen Weisen und Richtungen aus. Ebenso erzählt er von den künstlich verschnittenen Hecken, den Alleen, Grotten etc., ist man von allen diesen Dingen völlig bezaubert <sup>1)</sup>.

Addison hat schon darauf hingewiesen, daß durch die häufigen Reisen der Franzosen in Italien der italienische Gartengeschmack nach Frankreich verpflanzt wurde. Hier sollte er aber hundert Jahre nach den Zeiten des Montaigne seine vollkommenste Ausbildung durch le Notre, den eigentlichen Schöpfer der symmetrischen oder sogenannten französischen Gartenmanier, erhalten, indem er die Natur vollkommen verdrängte und die Kunst an ihre Stelle setzte.

Wir wissen zwar nichts Genaueres über die Parkgehölze von Boulogne, St. Germain und Fontainebleau, welche Franz I. angelegt hatte, oder die Gärten der Tuilerien, des Luxembourg und St. Cloud, welche unter Heinrich IV. von dem berühmten Gärtner Claude Mollet angelegt wurden, aber doch so viel, daß sie immer noch römische Traditionen und italienischer Stil gewesen

---

<sup>1)</sup> Montaigne, Journal du Voyage en Italie, Rome 1774. Tom. II., p. 207 cet., Tom. III., p. 347 cet.

waren. Le Notre war es vorbehalten, diesen Stil zu der Vollendung zu führen, welche ihn als einen eigenthümlichen, als einen ganz neu geschaffenen erscheinen ließ. Durchweg regelmäßige Baumpflanzungen, schiefe Ebenen statt der italienischen Terrassen, tausenderlei architektonische Verzierungen, Wasserkünste, theils zu regelmäßigen Wänden, theils zu den verschiedenartigsten Figuren verschnittene Hecken und Bäume, Statuen und in symmetrischer Ordnung aufgestellte, in Kübeln stehende Orangenbäume bildeten den Charakter dieser neuen französischen Gärten, die bald allgemein wurden und sich über ganz Europa verbreiteten.

Andreas le Notre war 1613 zu Paris geboren und starb daselbst 1700. Er war fast 40 Jahre alt, als er sein erstes Werk vollendete. Es war das der Garten Vaux le Vicomté, nachher Vaux le Villars, dann Praslin genannt. Der König Ludwig XIV. war von dem, was le Notre geleistet hatte, so bezaubert, daß er ihn zum Aufseher über seine Gärten und zum Generalcontroleur seiner Gebäude machte; er überhäufte ihn mit Geschenken, gab ihm den Adelsbrief und den Orden des St. Michael. Sein vornehmstes Werk waren die Gärten zu Versailles, die gegen 200 Millionen Franken kosteten. Außerdem legte er die Gärten zu Trianon, zu Meudon, zu St. Cloud, zu Sceaux, zu Chantilly und die berühmte Terrasse zu St. Germain an. Außerdem erhielt Frankreich viele andere Anlagen von der Hand oder nach Zeichnungen dieses geschäftigen Mannes, so die Tuilerieen zu Paris, die elysäischen Felder daselbst, die Gärten zu Gagny, Issy, Clagny, Guermantes, Beaurepaire &c. Im Jahre 1678 ging er sogar nach Italien und entwarf dort die Pläne zu Gärten in seiner Manier, welche bald nach England, dann nach Schweden und dem

übrigen Europa sich verbreitete. Man sah allenthalben zierlich geschnitzte Blumenbeete, Terrassen, Fontainen, große Wasserkünste, hohe Hecken, Gitterwerke, Labyrinth, Grotten zc. entstehen und unter ihrem Pomp und Ueberfluß die Natur verschwinden. Bäume und Hecken mußten sich der Scheere fügen, Larus und Burbaum mußten sich in Gänse und Enten, in Kronen und Kränze, in verschlungene Namen verwandeln lassen, auch wohl in Tische mit Flaschen und Gläsern, in Thiere, Schiffe und Obelisken. Man schnitt aus dem Burhasenjagden, Adam und Eva, Dichterbüsten zc., ein Lerchenbaum wurde zum Thurm von Babel oder zu einem Ritter St. Georg. Aus kleinen Teichen tauchten Statuen des Neptun und der Nereiden, auf Bassins erhoben sich Delphine, die Wasser aus ihren Nasenlöchern ergossen <sup>1)</sup>.

Man kann sich nicht wundern, daß sich Stimmen

---

<sup>1)</sup> Es fehlt nicht an der Beschreibung von Gärten aus der damaligen Zeit. Einige der vornehmsten sind folgende: *Description de Paris, de Versailles, de Marly, de Meudon, de St. Cloud, de Fontainebleau* cet. par Piganiol de la Force, Paris 1736. 1742. 8 Vol. in 12. — *Les Délices de Versailles, de Trianon et de Marly*, par Edelinck, Paris 1713. 1751. — *Nouvelle Description de Versailles et de Marly*, Paris 1738. — Man hat außerdem von Versailles eine Beschreibung mit Kupfern von Montcart in 2 Th., Paris 1720, und viele perspectivische Ansichten von le Potre, Perelle, Menaut, Ramonce, Sallé, Girard u. a. — Die Statuen, Fontainen, Grotten zc. sind einzeln ebenfalls oft beschrieben, wohin unter andern gehört: *Recueil des Figures, Groupes, Termes, Fontaines, Vases, Statues et autres ornement de Versailles*, par Thomassin, IV Tomes, Amsterd. 1695, mit 218 Kpf. — *Architecture des Jardins*, Paris 1762. — Auch findet man Abbildungen von französischen Lustschlössern und Gärten in großer Anzahl in *Mallets Géometrie pratique*, Paris 1702. Vgl. Hirschfeld, *Theorie der Gartenkunst*, Bd. I, S. 36.



gegen diesen Geschmack erhoben<sup>1)</sup>, aber die meisten, auch achtungswerthesten und gebildetsten Schriftsteller sprachen für ihn und lobten ihn<sup>2)</sup>. Das war auch ganz natürlich. Das Zeitalter Ludwigs XIV. und auch die folgenden Zeiten, fast bis zu der Revolution, suchten vor allen Dingen den Genuß und zwar den Genuß mit und durch Menschen. Dabei herrschte noch eine gewisse Kindlichkeit, die an Spielereien aller Art Freude fand. Mit dem Aufblühen der Wissenschaft war ferner das Streben so ausschließlich auf diese gerichtet, daß man die Natur darüber vergessen hatte. In den geraden Gängen der Gärten mit ihren grünen Wänden übersah man alle in ihnen Wandelnden und genoß daher die Menschen; in den dichten, versteckten Grotten und Lauben fand man ein willkommenes Versteck, um die Menschen noch mehr zu genießen. Die Statuen, Baumerke etc. befriedigten den wissenschaftlichen und Kunstsin, die Wasserwerke waren den großen Kindern eine Freude, wie noch jetzt. Die strenge Etiquette, welche bei aller Kindlichkeit und Genußsucht herrschte, die genaue Abgemessenheit aller Bewegungen im Umgange hatten den Sinn für Regelmäßigkeit so ausgebildet, daß überall nur das Regelmäßige als schön erschien. Mit einem Worte: le Notre hatte mit glücklichem Griff den Zeitgeist erfaßt, als er die symmetrischen Gärten schuf, und weil diese dem Zeitgeist, der ganzen Wesenheit ihrer Zeit auf

---

1) J. B. Home, Grundsätze der Kritik, Th. 2.

2) J. B. Pluche, Spectacle de la Nature; — der Verfasser der die Gartenkunst betreffenden Artikel in der Encyclopédie; — d'Argenville, theorie et pratique du Jardinage; — Blondel, de la Distribution des Maisons de Plaisance, und hundert andere.

das Vollkommenste entsprachen, so mußten sie allen Gebildeten schön erscheinen. Wir haben schon früher gesagt, daß das Schöne ein veränderlicher Begriff ist und theils die Art der geistigen Richtung, theils die Gewohnheit über den Begriff Schönheit entscheidet.

Als aber die Begriffe sich änderten, als man übersättigt war vom Genuße, als die Philosophie eines Voltaire Zweifel in die Herzen gesäet hatte, als die Kindlichkeit durch den Spott und die Bitterkeit verdrängt wurde, als man die Menschheit verachten lernte, der Egoismus sich zum Charakter der Zeit gestaltete, — da gefielen auch die französischen Gärten nicht mehr, welche nur für den Genuß mit Menschen bestimmt waren. Man suchte sich abzuschließen, man floh in die Wildniß, wo man sicher war, keine Menschen anzutreffen. Diese geänderten Ansichten mußten sofort Einfluß auf den Gartengeschmack haben, und namentlich jenseits des Canals, in dem egoistischen England, wo man schon längst die Gärten jedem Fremden mißtrauisch verschlossen, mit hohen Bäumen und dichten Pflanzungen umgeben hatte, um möglichst geschieden vom Nachbar zu sein, ergriff man mit Feuer den neuen Geschmack, der bald herrschend werden und den französischen Geschmack verdrängen sollte. Man erfand die Landschaftsgärten, Nachahmungen der selbstwüchsigten Natur, man suchte die Kunst so zu verstecken, wie man früher die Natur versteckt hatte. Wir werden später von den Gartenanlagen nach englischem Geschmack ausführlicher sprechen.

Ehe wir von den französischen Gärten scheiden, müssen wir noch einige Blicke auf ihre Nachahmungen in andern Ländern werfen. In Teutschland waren die berühmtesten französischen Gärten: Schönbrunn bei Wien, Thiergarten bei Berlin, Sanssouci bei Potsdam,

Schwezingen bei Mannheim, Herrenhausen bei Hannover, Nymphenburg und Schleißheim bei München, Ludwigsburg und Favorite bei Stuttgart. Von den letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts begannen die Umgestaltungen dieser Gärten.

In Holland hatte der französische Geschmack zu den ärgsten Uebertreibungen veranlaßt, so daß man zuletzt Gärten bloß aus Steinen, Muscheln, bunten Scherben anlegte und mit Porzellanblumen schmückte.

Humphry Repton <sup>1)</sup> gab folgende Schilderungen von den holländischen Gärten im Jahre 1764, von einem Treckschuit aus während der Vorüberfahrt auf einem Kanale betrachtet: „Zu jener Zeit war es der Stolz eines jeden Besitzers einiger Acker oder auch Quadratruthen Landes, seine Reichthümer und seinen Geschmack dem Anblick der Vorüberfahrenden darzustellen, welche kaum eine andere Gelegenheit, als mit dem Treckschuit zu reisen haben. Diese Darstellung war verschieden an verschiedenen Orten, bisweilen bestand sie in einem Parterre, das sich nach dem Wasser zuneigte, in welchem die auf dem Boden ausgeführte Zeichnung einem Muster für gearbeitete Muslin oder Stückeri ähnliche war. Der Umriß mochte vielleicht mit einer Buchsbaum-Einfassung versehen sein, auch waren in einigen Fällen kleine Rasenflecke eingeführt, gewöhnlich aber war der Effect dieser Gärten, wie sie genannt wurden, ohne irgend welche andere Gewächse dargestellt. Doch wurde das Auge des Fremden durch einen Farbencontrast und eine Mannigfaltigkeit der Formen unterhalten, während das des guten Geschmacks die Abge-

---

<sup>1)</sup> S. die biographische Notiz in der Ausgabe seiner Werke von London, London 1840.

schmachtheit belächelte. Anstatt diese Beete mit gewöhnlicher oder guter Gartenerde auszufüllen, in welcher Pflanzen wachsen konnten, ward ein Theil mit rothem Ziegelmehl, ein anderer mit klarer Holzkohle, ein dritter mit gelbem Sand, ein vierter mit weißer Kreide, ein fünfter mit Porzellanstücken, andere mit grünem Glas, noch andere mit Feldspath und Erzen, kurz mit jeder Farbe oder Sorte ausgefüllt, welche die Gärten der köstlichen Steine, die in den schönen Geschichten der arabischen Nächte beschrieben sind, nachahmen konnten. Solche wunderliche Bodenflächen waren von geschnittenen Hecken, mit Statuen und Vasen von Blei, mit prahlenden Farben angestrichen, oft reich vergoldet, untermischt; selbst flache Bretter fand man aufgestellt, auf welche Männer oder Weiber gemalt waren, um dadurch einen Schein von Leben hervorzubringen. In andern Gärten herrschte ein minder ausschweifender Geschmack vor. Die hohen Bäume, obgleich immer in Reihen gepflanzt und sorgsam beschnitten, um die genaue Linie ihres Schattens zu bewahren, waren von Verzierungen der Bildhauerkunst von Marmor begleitet, und die Vasen waren reich mit wirklichen Blumen anstatt vergoldeter Ananas versehen. An vielen Orten waren die Aussichten der Gärten nur zum Theil auf den Kanal geöffnet, aber dann hatten die Vorübergehenden die Wirkung, als blickten sie durch eine lange Allee. Durch Bogen und andere Vorrichtungen ward das Auge über verschiedene Abtheilungen eines ausgedehnten Gartens hinweggeführt und die Aussicht war gewöhnlich durch eine gemalte Scene hinter einem Ruhesitz begränzt, welche jenseit der wirklichen Gränze eine imaginäre Ausdehnung gab. Das ganze Innere dieser Gärten war so regelmäßig, wie die zuweilen vorkommenden Durchsichten.

Die Natur wurde nie beachtet; Alles war Werk der Kunst, und die hohen geschnittenen Hecken und dichten überwölbenden Bäume wurden sorgfältig unter der Scheere gehalten, so wie der Rasen unter Sense und Walze. Alles war Sauberkeit, die Wirkung unaufhörlicher Arbeit. Eines holländischen Kaufmanns Buchhaltung und sein Garten wurden mit gleicher Genauigkeit und Aufmerksamkeit gehalten.“

Uebrigens erhielten die holländischen Gärten einen besonderen Reiz durch die schönen in ihnen cultivirten Blumen. Ihre Besitzer glaubten dieselben aber auch nicht anders schön finden zu können, als wenn sie Blumen zeigten, die unter einem andern Himmelsstriche heimisch waren und viel gekostet hatten. Dafür ward die Blumenzucht aber den Holländern auch eine einträgliche Kunst und bis heutigen Tages ist ihr Handel mit Blumenzwiebeln von großer Bedeutung.

Bemerken müssen wir aber, daß Holland trotz der Eintönigkeit seiner Gefilde, trotz der Symmetrie seiner Anlagen seine Reize besaß. So versicherte Lady Montague in den Briefen, die sie während ihrer in den ersten Jahren des vorigen Jahrhunderts gemachten Reise durch Europa und Asien schrieb, daß nichts anmuthiger sein könne, als in Holland zu reisen. Das ganze Land schiene ein einziger Garten. Die Landstraßen wären wohl gepflastert, auf jeder Seite mit Reihen von Bäumen beschattet, von breiten Canälen eingeschlossen, auf denen es von hin und herfahrenden Booten wimmelte. Alle zwanzig Schritte habe man die Aussicht auf irgend ein Landhaus und alle vier Stunden auf irgend eine feine Stadt von so unerwarteter Nettigkeit, daß man ganz davon bezaubert werde. Vielleicht hätte Lady Montague anders geurtheilt; hätte sie einige Jahrhunderte später ge-

schrieben, als der neue Gartengeschmack in England eingeführt war. Indes rühmte noch ein späterer Reisender <sup>1)</sup> die Anmuth der Landschaft auf der Fahrt von Amsterdam nach Utrecht auf dem Weichflusse. „Die Landhäuser und Gärten,“ sagt er, „die auf beiden liegen, machen eine Reise auf dem Flusse durch diese Gegend zu der angenehmsten, die sich die menschliche Einbildungskraft schaffen kann; Alle Augenblicke verändert sich die Aussicht auf einen Garten mit Labyrinth, dann auf eine in tausendfache Formen künstlich geschnittene Hecke aus Linden, Ulmen oder Eiben, dann in lange Alleen von Lindenbäumen und Kastanien. Zuweilen geht ein Canal dazwischen hindurch, ein andermal trennt eine kleine Wiese zwei Gärten. Wieder ein anderer Garten hat die angenehmsten dichtgezogenen Lauben und lange bedeckte Gänge. Zuweilen liegt hart am Ufer ein schönes Landhaus aus Backsteinen, ein andermal sind die Gärten mit eisernem Gitterwerk eingefast. Man steht in Gärten und Gänge, die mit Bildsäulen besetzt sind, und am dem Ufer laufen lange Beete mit Blumen hin, um welche die Tulpen eine herrliche Einfassung machen. Diese erfrischenden Aussichten dauerten über eine Stunde bis Breukeln ununterbrochen fort, indem ein Lustgarten sich dem andern anschloß.

Einen besondern holländischen Gartengeschmack anzunehmen, ist irrig, denn es lassen sich bestimmte Gränzen, wo sich derselbe von dem französischen trennen sollte, nicht finden. Wenn aber irgend ein Unterschied statt finden sollte, so müßte er in der engern Zusammenziehung und der Menge kleiner Spielereien und Zier-

<sup>1)</sup> Bemerkungen eines Reisenden durch Deutschland, Frankreich, England und Holland, 3. Theil, 1775.

räthen, so wie in dem stehenden oder schleichenden Wasser der Canäle der holländischen Gärten liegen.

In Italien, wo man früher, als in Frankreich, die Symmetrie und Künstelei beobachtet hatte, war man gleichwohl nie auf die ganze Höhe des französischen Geschmacks gelangt. Volkmann <sup>1)</sup>, der in der Mitte des vorigen Jahrhunderts Italien besuchte, sagt, daß er die dortigen Gärten einfacher, als die französischen gefunden habe, es seien in ihnen nicht so prächtige Alleen, weniger hohe Hecken, nicht so viele kleine Cabinette und Abwechslungen. Von den in ihnen befindlichen Wasserwerken sagt er, daß sie bloße Spielwerke wären, die nur von den Italienern, weil sie nichts Besseres kannten, für unverbesserlich gehalten würden. Sie beständen größtentheils aus Fontainen mit einem niedrigen dünnen Strahl, der auf allerlei Art verändert werden könne, aus kleinen, mit wenigem Wasser versehene Cascaden und dergleichen Dingen. Gleichwohl zeichneten sich nach der Beschreibung, welche uns Volkmann hinterlassen hat, verschiedene große Gärten in Italien aus. Bei den toscanischen Gärten lag überall noch die von den mediceischen Großherzogen ihnen gegebene Einrichtung zu Grunde. Buschwerk von Lorbeerbäumen und andern ausländischen Gewächsen, Lauben von köstlichen Weintrauben Orangerieen, Obstbäumen, Wiesen, Teiche, Statuen, Grotten und Springbrunnen, alles mit genauer Regelmäßigkeit angelegt, waren im vorigen Jahrhundert das Hauptwerk der toscanischen Gärten.

Nicht leicht konnte ein Fürst so viele Lustschlösser und Gärten haben, wie der Großherzog von Toscana. Eins der vornehmsten war Poggio Imperiale, nahe

---

<sup>1)</sup> Nachrichten von Italien, 1. Bd., S. 562.

bei Florenz. Die Lage des Gebäudes war sehr angenehm; der innere kleine Hof, fast von Ansehen eines Klosterhofes, mit dorischen und ionischen Säulen über einander, dann mit acht Büsten besetzt. Der Garten war weitläufig, aber sehr kunstreich angelegt, besonders voll kleiner Berieselungen. Der Garten des Lustschlosses Pratolino gewährte wegen der vielen Springbrunnen, Grotten und schattenreichen Alleen im Sommer einen angenehmen Aufenthalt. Der Garten Boboli, hinter dem Residenzschloß Palast Pitti in Florenz, gewährte Abwechslungen von Hügeln und Ebenen, Wildnissen und Lustwäldchen, offenen grünen Plätzen und schattigen Alleen, Gebüsch, Wiesen und Teichen, so wie eine Menge kleiner Fußsteige, die ihn durchkreuzten, die Statuen und Wasserkünste mit ihren Spielwerken ungerechnet.

Ähnlich waren die übrigen größern italienischen Gärten des vorigen Jahrhunderts, von denen uns Volkmann, so wie auch Jagemann <sup>1)</sup> Nachrichten hinterlassen haben. Wir überheben uns des Eingehens auf die einzelnen; um nicht langweilig zu werden. Nur auf den Garten der Isola Bella, der berühmtesten unter den borromeischen Inseln wollen wir noch einen Blick werfen, ehe wir Italien verlassen. Derselbe ist bekanntlich auf einem früher nackten und unfruchtbaren, durch Terrassirung zur Cultur fähig gemachten Felsen von den Brüdern Vitalian und Renat Borromeo 1671 angelegt. Er zeigt sich von weitem in Form einer Pyramide, weil er aus zehn Terrassen besteht, die nach oben immer mehr abnehmen. Auf der obersten, die sechzig Ellen über dem Meere erhaben und fünf und vierzig Schritte lang

<sup>1)</sup> Briefe über Italien.



ist, hat man eine herrliche Aussicht. Sie ist mit Quadersteinen gepflastert, auf welchen das Regenwasser gesammelt, in die verborgenen Cisternen und von diesen zu dem Wasserwerken geleitet wird. An den vier Ecken der obersten, wie der unteren Terrassen stehen große steinerne Standbilder. Jede der neun untern Terrassen hat einen breiten, mit Citronen-, Pommeranzen- und ähnlichen Bäumen besetzten Spaziergang. Das ganze Jahr hindurch sieht man Blüthen und Früchte an den Bäumen. Die Myrten-, Lorbeer- und Pfirsichenbäume bleiben während des Winters im Freien stehen. Der ganze Garten liegt gegen Mittag. Zu beiden Seiten sind zwei schöne Gartenhäuser in Form von Thürmen angebracht, deren untere Zimmer mit dem See in gleichem Niveau liegen und mit schönem rothen und schwarzen Marmor verziert sind. Links des Gartens bemerkt man einen bedeckten, auf steinernen Säulen ruhenden Gang, der mit Citronenbäumen besetzt ist. Auf der andern Seite kommt man in eine Allee mit fünffach stehenden großen Pommeranzenbäumen. Das Wohngebäude ist weitläufig, von guter Architektur und mit vielen Gemälden verziert. Das Angenehmste darin sind die untern Zimmer, welche beständig von den Wellen des See's bespült werden. Sie sind als Grotten mit allerhand Muschel- und Marmorwerk verziert; in den heißen Tagen des Sommers kann man sich keinen angenehmeren Aufenthalt denken. Aus einer Grotte von unbehauenen Steinen steigt man mittelst einer doppelten Treppe auf die erwähnte hohe Terrasse. Hier genießt man eine Aussicht, wie selten eine schönere gefunden werden mag. Auf der einen Seite erblickt man die Alpen, welche sich in dreifachen Abfällen über einander erheben. Die Vorberge derselben sind fleißig angebaut, über diesen erheben

sich die bewaldeten Regionen, welche ihrerseits wieder von den mit ewigem Schnee bedeckten Höhen überragt werden. Besonders schön ist der Anblick Morgens und Abends, wenn die Gletscher von den ersten oder den letzten Strahlen der Sonne vergoldet werden. Nach der andern Seite sieht man über die weite Fläche des See's bis an das östliche Ufer desselben. Auch gegen Norden erhebt sich ein fruchtbares Gelände, das mit Weinbergen, Flecken und kleinen Städten besäet ist. Nicht minder schön ist der Anblick des See's selbst, der stets von Fischerböten belebt ist und von Schiffen, welche den Verkehr zwischen der Schweiz und Italien vermitteln.

Nach Spanien konnte sich der neue französische Geschmack nicht wohl verirren, weil die Trägheit der Spanier überhaupt den Gartenbau nicht aufkommen läßt und daher sonnenversengte Gärten duldet, wo herrliche Anpflanzungen sein könnten. Nur die Gärten des Königs verdienten während des 18. Jahrhunderts einige Aufmerksamkeit. Sie waren nach den Beschreibungen, die wir aus jener Zeit haben<sup>1)</sup>, in einem dem italienischen gleichen Geschmack angelegt. Man rühmte die Gärten des Escorial's der anmuthigen Lage, der großen Terrassen, der vielen beständig thätigen Springbrunnen und des geräumigen, mit vielen seltenen Fruchtbäumen erfüllten Parks wegen. Noch mehr erhob man die Gärten bei dem Lustschloß Eldefonso. „Natur und Kunst,“ sagt Caimo, „haben sich wetteifernd bemüht, da überall Schönheiten zu verbreiten, und den Garten zugleich prächtig und angenehm zu machen.

---

<sup>1)</sup> Caimo, Lettere d'un Vago Italiano und Baretti's Reise durch England, Portugal, Spanien und Frankreich, I. Th.

Man findet in demselben Springbrunnen, schöne Wasserfälle, Canäle, Sige, bedeckte Gänge, Lauben, Grotten, Labyrinth, Parterren und Hecken von Lorbeeren und Myrten; alles ist auf das Schönste vertheilt und bringt die angenehmste Wirkung hervor. Das Wasser kommt von dem nahen Gebirge, und bildet, wo es zusammenfließt, eine Art von Strom, der in ein großes Bassin fließt. Viele Wasserwerke beleben diesen Garten. Die Alleen sind sehr lang, einige bis auf drei Viertelmeilen, und fast alle mit Hecken eingefast, die durch ihre Höhe und Dicke einen angenehmen Schatten machen, auch mit verschiedenen Statuen der neuen Bildhauerei geziert.“

Von dem Garten oder Park zu Aranjuez gibt uns Baretti in der Mitte des vorigen Jahrhunderts folgende Schilderung: „Ein Dichter würde sagen, daß Venus und der Gott der Liebe sich hier mit Catull oder Petrarca berathen hätten, um der Psyche, Lesbia, Laura oder einer spanischen Infantin einen Landsitz zu bauen. Stelle man sich einen Park vor, der viele Meilen im Umfange hält und von Alleen, die zwei bis drei Meilen lang sind, an verschiedenen Orten durchschnitten wird. Jede dieser Alleen besteht aus gedoppelten Reihen von Ulmen. Sie sind so breit, daß vier Wagen neben einander fahren können, und zwischen einer jeden Doppelreihe fließt ein kleiner Canal, daher es ihnen niemals an Feuchtigkeit und frischem Wachsthum fehlt. Zwischen diesen Ulmen sind die großen Plätze mit allerlei Bäumen besetzt, darin sich viele tausend Hirsche, Hasen, Kaninchen, Fasanen, Rebhühner und andere Vögel aufhalten. Der Park ist mit keiner Mauer umgeben, das Wild geräth indeß nicht in Versuchung ihn zu verlassen, weil die ganze Gegend umher

weder Schatten, noch Weide hat. Der Tajo theilt den Lusthain in zwei Theile. Das Schloß liegt in der Mitte des Parks und ist zum Theil mit einem Garten umgeben. Am Haupteingange des Gartens liegt ein aus vielen Abtheilungen bestehendes Parterre, das mit Buchsbaum und Myrten eingefast und mit allerlei Arten europäischer und amerikanischer Blumen reichlich besetzt ist. In dem Parterre sind fünf Wasserstücke angebracht. Rechter Hand des Parterres liegt eine Cascade, von der das Wasser des Tajo über künstlich gelegte Felsen herabfällt und durch ein angenehmes Geräusch das Ohr ergötzt. Andere Gegenden sind mit Fontainen geziert. Auch findet man vier Obstgärten, die so voll Pomeranzen und Citronen hängen, daß die Hesperiden selbst darüber neidisch werden könnten. Man erreicht sie mittelst so schattiger Gänge, daß man von keinem Sonnenstrahl getroffen wird. Wenn die Hitze im übrigen Garten noch so groß ist, so befindet man sich hier im Kühlen. Von den Obstgärten kommt man in das sogenannte Land der Venus. Diese Göttin ist vorgestellt, als käme sie aus dem Bade; das Wasser tröpfelt von ihren Haaren in ein Gefäß von Marmor, das von den Liebesgöttern gehalten wird. Bei den Fontainen sieht man viele Statuen und andere Werke der Bildhauerkunst. Nicht weit von der Fontaine des Neptun ist ein ansehnlicher runder Rasenplatz, in dessen Mitte vier große Bäume stehen, und der mit einer hohen dicken Hecke umgeben ist, die ihn kühl und angenehm macht. Rechter Hand dieses Platzes führt eine schöne Brücke von fünf Bogen über den Tajo, und jenseits liegt wieder ein Obstgarten. Von einer andern Brücke, die über einen Arm des Tajo geht, hat man die Aussicht auf einen am linken Ufer des Flusses wild erwachsenen

Wald. Vor der Brücke steht ein Pavillon, der durch die wild gepflanzten Bäume auf beiden Ufern und durch den Fluß, der hier mit starkem Geräusch an dem Felsen vorbei eilet, überaus reizend gemacht wird. Von dem Pavillon tritt man in eine große Laube von Einden. Bei einem andern Plage, der mit unzähligen ausländischen Bäumen besetzt ist, liegt das artige Gärtnerhaus, an das eine angenehme Wiese stößt, die von hohen und dicken Bäumen beschattet ist. Nicht weit von dem Gärtnerhause trifft man eine andere Cascade des Tajo an, dessen helle Fluth das Auge, und dessen Geräusch, das bald schwach, bald stark ist, das Ohr ergötzt. Bei derselben steht ein zweiter Pavillon, dessen Lage der des erstern nichts nachgibt; hinter sich hat man die Cascade und vor sich die Fontaine des Hercules die größte im Garten.“

---

## 9. Die Obstkultur der Neuzeit.

Wir wissen nicht, ob während der Zeiten des Mittelalters das Veredeln der Obstbäume in Anwendung war. Kaum sollte man meinen, daß diese Kunst je verloren gegangen sei, aber doch ist es auch nicht unmöglich, daß man sich auf die Kernzucht beschränkte. Unter den ältesten deutschen Botanikern ist Otto Brunfels (geb. zu Mainz zu Ende des 15. Jahrhunderts, gest. zu Bern 1534) der erste, welcher der Obstbäume gedenkt und von den vielen Spielarten spricht, die man im Anfang des 16. Jahrhunderts hatte. Er sagt aber nichts vom Pfropfen und Oculiren. Erst gegen das Ende des 17. Jahrhunderts wurde das Veredeln durch

den Franzosen La Quintinye wieder in stärkere Anregung gebracht, und da er zugleich einen Begriff von der Wichtigkeit gab, die das Pfropfen der Bäume für die Landwirthschaft haben könne, so machte dieß damals großes Aufsehen, und die Pfropfkunst wurde bei den Gartenliebhabern gleichsam eine Modesache. Da man aber in jener Zeit von der irrigen Ansicht ausging, man könne durch diese Verrichtung alle Bäume, von welcher Natur sie auch sein möchten, in Obstabäume, und somit vielleicht ganze Wälder, an denen damals noch kein Mangel war, in Obstkärten umschaffen, so hätte das Fehlschlagen dieser Hoffnungen bald veranlaßt, diese Methode, Bäume zu veredeln, ganz wieder aufzugeben. Doch die Engländer Bradely, Forsyth und Knight, die Deutschen Agricola, Christ, Diet und Sickler, die Franzosen Duhamel, Noisette und Thouin, besonders aber unter den letztern Eschoudy, theilten auf Grund angestellter Versuche ihre von Zeit zu Zeit gemachten Erfahrungen mit und trugen dadurch vorzüglich zur weitern Verbreitung der Veredelung bei. Gegen das Ende des 18. und in dem ersten Drittheile des 19. Jahrhunderts scheint sogar der Glaube herrschend gewesen zu sein, daß man nur von veredelten Bäumen gutes Obst bekommen könne, bis man in der neuesten Zeit wiederholt auf die Vorzüge des Kernobstes aufmerksam gemacht hat, und dieses wieder mehr und mehr in seine alten Rechte eintritt.

Es scheint, als wären die bessern unserer neuen Obstsorten zu einem großen Theile von Spanien, dem nördlichen Italien und Frankreich ausgegangen. Namentlich war es das letztgenannte Land, in welchem sich zuerst seit der Mitte des 15. Jahrhunderts eine wissenschaftliche Obstkultur entwickelte. Olivier de Serres

war der erste, welcher in seinem Théâtre d'Agriculture die Obstzucht methodisch behandelte. Aber wenn schon sein Werk binnen 65 Jahren in 19 Auflagen in Frankreich verbreitet wurde, so scheint doch anfangs die bessere Cultur des Obstes auf Vitry und Montreuil beschränkt geblieben zu sein, bis der schon oben genannte Quintinye eine neue Epoche für dieselbe schuf.

Jean de la Quintinye ward im Jahr 1626 zu Poitiers geboren. Nachdem er Philosophie und etwas Rechte studirt, kam er nach Paris, um sich daselbst als Advocat aufnehmen zu lassen. Eine natürliche und mit Sorgfalt ausgebildete Beredsamkeit zeichnete ihn bald an der Gerichtsstätte aus und brachte ihm die Achtung der vornehmsten obrigkeitlichen Personen zu Wege. Lambonneau, Präsident in der Chambre des Comtes, der von seinen Verdiensten unterrichtet worden war, übertrug ihm die Aufsicht über seinen einzigen Sohn. Die freien Stunden, die ihm sein Amt ließ, wurden dem Studium des Ackerbaues, zu welchem er die stärkste Zuneigung empfand, gewidmet. Columella, Varro, Virgil und überhaupt alle alte und neue Schriftsteller waren die Quellen, aus welchen dieser große Mann schöpfte. Der Vortheil, welchen er dadurch erhielt, daß er seinen jungen Zögling nach Italien begleiten durfte, ist nicht gering anzuschlagen. Alle schönen Gärten von Rom und der umliegenden Gegend wurden ihm geöffnet, und er machte in denselben die nützlichsten Bemerkungen; es fehlte ihm nur noch, mit seiner Theorie die Erfahrung und die Ausübung zu verbinden. Bei seiner Rückkehr nach Paris übergab ihm Herr Lambonneau seinen Hausgarten. Nun studirte Quintinye die Natur und erfand den Baumschnitt als ein Mittel, stärkere Fruchtbarkeit zu erzielen. Sein Werk über den Obst-

und Gemüsebau ist geeignet, und die vortheilhaftesten Begriffe von ihm beizubringen. Der Prinz von Condé, welcher die Neigung für den Landbau mit der Leidenschaft der Kriegsführung verband, fand ein außerordentliches Vergnügen daran, Quintinye über seine Kunst reden zu hören. Der König von England gab ihm viele Beweise seiner Achtung auf zwei Reisen, welche er nach England machte, trug ihm sogar eine beträchtliche Pension an, um ihn zu bewegen, die Pflege seiner Gärten zu übernehmen; aber er zog es vor, seine Talente dem Dienst seines Vaterlandes zu weihen. Ludwig XIV., ein Kenner des Verdienstes und bereit es zu belohnen, errichtete zu Quintinye's Gunsten ein neues Amt, das eines General-Directors aller Obst- und Gemüsegärten des königlichen Hauses. Der alte Gemüsegarten zu Versailles erhielt nun eine neue Gestalt. Der König war entzückt über die Schönheit des Obstes und die Vortrefflichkeit der Gemüse. Dieser Garten und die andern Gärten des königlichen Hauses, von denen Quintinye in irgend einer Weise der Schöpfer war, erweckten alle Tage die Bewunderung der Neugierigen. Hochbejehrt und mit Ehren überhäuft, starb Quintinye, und Ludwig XIV. hatte die Güte, seiner Wittwe zu sagen, daß er so viel, wie sie verlöre und nicht hoffen dürfte, seinen Verlust je ersetzt zu sehen.

Dann erwarb die Baumschule der Karthäuser in Paris großen Ruf. Gegen das Jahr 1650 übertrug man es dem Bruder Alexis, welcher aus dem schon erwähnten, durch seine Obstkulturen berühmten Dorfe Bitry (im französischen Departement der Seine, Bezirk Sceaux) gebürtig war, die weiten Umgebungen des genannten Klosters mit Obstbäumen zu bepflanzen. Diese Umgebungen enthielten damals einen Flächenraum von



80 Arpens. Zugleich wurde eine Baumschule angelegt, und die vorzüglichsten Bäume, welche aus derselben hervorgingen, erwarben derselben bald einen vorzüglichen Ruf, und seit dem Jahre 1712 bis 1760 wurden mehr als 40 Millionen Obstbäume aus ihr abgesetzt.

Nachfolger des Bruder Alexis war der Bruder Philipp, einer der besten Baumpfleger seiner Zeit und auch sonst vorzüglicher Gärtner. Er behauptete den Ruhm der begründeten Baumschule, welcher nach ihm noch erhöht wurde durch Christoph Hervey. Durch seine Sorgfalt erlangte dieselbe seit 1760 einen Grad der Vollkommenheit, der täglich wuchs. Er besorgte und leitete sie 46 Jahre, vermehrte sie beträchtlich und bereicherte sie mit einer Anzahl der schönsten und besten Varietäten, die Duhamel bei der Ausarbeitung seines Werks über die Obstbäume so trefflich zu statten kamen. Aus der Rechnung der Karthause ersieht man, daß unter Hervey's Leitung jährlich 24—30 Tausend Livres aus dem Verkauf junger Obstbäume erzielt wurden. Die Revolution änderte indeß bald den guten Zustand; die Einziehung der Klöster führte auch das Ende der Baumschule der Karthause herbei. Hervey mußte seine Baumschule nach Sceaur versetzen, wurde über die Schmälerung seines Wirkungskreises niedergeschlagen und starb bald darauf.

Einige Jahre später reiste bei dem Minister Chaptal der Entschluß, durch den jüngern Hervey, den Sohn des Vorgenannten, eine neue Baumschule auf dem Boden der Karthause anzulegen. Der Platz, wo die Baumschule der Karthäuser sich befunden hatte, war nur noch zum Theil vorhanden; man hatte den großen Grundbesitz des Klosters zerstückt, einen Theil desselben mit dem Garten des Luxembourg verbunden, das Ueb-

rige verkauft, um Häuser darauf zu bauen. Der noch übrige, zum Theil von Ruinen bedeckte Boden wurde geebnet und schon 1804 zählte das neue Etablissement 80,000 Bäumchen. Zugleich wurden alle Präfecten aufgefordert, Baumschulen in ihren Departements anzulegen. Viele Privaten folgten seitdem nach, und mit Riesenschritten hat sich die Obstcultur gemehrt, sieht aber noch fortwährend der Fehung entgegen, da das Bedürfniß noch stets das Angebot übersteigt.

Bevor wir von Frankreich scheiden, müssen wir noch bemerken, daß auch die Cultur der Zwergobstbäume zuerst in neuerer Zeit in Frankreich betrieben zu sein scheint. Allerdings war schon den Griechen und Römern die Erziehung niedriger Obstbäume durch Veredlung auf Quitten und Zwergäpfel nicht unbekannt<sup>1)</sup>, die deutsche Benennung Franzobst aber, was so viel wie „französisches Obst“ besagen will, deutet wohl darauf, daß wir diese Art der Obstcultur zunächst aus Frankreich erhielten. Wann man aber hier anfing, Zwergbäume zu erziehen, ist nicht zu ermitteln. Ob Johann Bauhin (geb. 1541, gest. 1613) unter den vielen von ihm aufgeführten Varietäten der Äpfel auch das Franzobst mitgezählt habe und seine Mala francerina oder francetina hierher gehören, können wir nicht entscheiden, doch war ihm das Zwergobst wirklich schon bekannt<sup>2)</sup>. Nach Deutschland kam das Zwergobst zu Ende des 17. Jahrhunderts, wie uns Elsholz<sup>3)</sup>, der um jene Zeit lebte, berichtet.

Was nun den Obstbau in Deutschland betrifft, so

1) Ruellius, de nat. stirp, Lib. I, p. 67.

2) Joh. Bauh. hist. I, sp. 744-45 u.

3) Elsholz, Garten-Baumg. S. 266.

reichen unsere bestimmtem Kenntniſſe bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts zurück. Damals war Kurfürst August von Sachsen eifrig bemüht, den Obſtbau in seinem Lande zu fördern. Dieser edle Fürst, welcher von 1553 bis 1586 in Kursachsen regierte, trug sogar seine Erfahrungen in einem eigenen Buche vor, das er „Künstlich Obſtgartenbüchlein“ nannte und welches 1620 zum zweiten Male in Berlin aufgelegt wurde<sup>1)</sup>. Wenn man in dieser kurfürstlichen Anleitung Einiges abzieht, was nach den Vorurtheilen jener Zeit schmeckt, so muß man gestehen, daß die Obſtzucht jener Zeit vielleicht eben so hoch stand, wie jetzt. Als Beweis der großen Vorliebe des genannten Fürsten für den Obſtbau wird angeführt, daß er auf seinen Reisen stets ein Säckchen mit Obſtkernen bei sich hatte, um dieselben an die Bauern zu vertheilen oder auch selbst zu stecken, wobei er sich eines hohlen, unten mit einem Ventil versehenen (also nach dem Princip unsrer heutigen Säemaschinen eingerichteten) Stodes bediente, der bei jedem Stöße in die Erde einen Kern in dieselbe fallen ließ. Mit diesem Stode soll er auch in der Nähe von Wittenberg einen großen Umfang Landes mit Obſtkernen beſtedt haben und noch zu Anfang unsers Jahrhunderts zeigte man einzelne aus denselben entstandene Bäume.

In die Mark Brandenburg wurden die feinern Gemüſe und Obſtarten unter dem großen Kurfürsten eingeführt, der in den ersten Zeiten seiner Regierung den Blumentohl noch mit der „gelben Rutsche“ von Nürnberg kommen ließ. Aus dem kurfürstlichen Küchengarten entstand später der botanische Garten und wir beſitzen

---

<sup>1)</sup> Diese Anleitung zum Obſtbau ist im Teutſchen Obſtgärtner, 1802, Nr. 4, S. 246 ff. wieder abgedruckt.

über die Geschichte seiner Entstehung folgende Mittheilung des Prof. Joh. Gottlieb Gleditsch, der um die Mitte des vorigen Jahrhunderts die Aufsicht über diesen Garten führte <sup>1)</sup>.

„Dieser vor dem Potsdamer Thor belegene sogenannte Garten der k. Akademie der Wissenschaften war von alten Zeiten her ein Grundstück, das von dem kurfürstlichen Hause selbst genutzt wurde. Er ist auf der Feldmark des Dorfes Schöneberg, zur Rechten der potsdamer Straße, an dem sogenannten Hopfenbruche, etwa eine Viertelmeile von Berlin, im teltowschen Kreise, gelegen. Ehedem war er ein kurfürstlicher Hopfengarten, in welchem der Hopfen für die damalige kurfürstliche große Brauerei in Berlin gebaut wurde. Es hatte derselbe einen besondern Hopfengärtner. Da der Kurfürst Friedrich Wilhelm 1679 aus seinen Feldzügen wieder nach Hause kam und die ökonomischen Umstände seines Hofstaates sowohl, als der andern in höchsten Verfall gerathenen Land- und Stadtgewerbe wieder in Ordnung brachte, so fand er gut, die sonst eingeführt gewesenen Deputate, welche seine Unterbedienten an Bier aus gedachter Brauerei in natura bis dahin erhalten hatten, bei dieser Gelegenheit nebst der Brauerei und dem Hopfengarten abzuschaffen, den Bedienten aber statt der Deputate ihr Gehalt in barem Gelde zu erhöhen. Es war der Anbau der Küchen- und Gartengewächse sowohl in der berlinischen Gegend, wie in der übrigen Mark, wegen vorübergegangener Verwüstung im dreißigjährigen Kriege in großen Verfall gekommen, daß an den meisten Baumfrüchten, Kohl und Gemüse fast ein gänzlicher Mangel war. Selbst wenn der Kurfürst auf seine Tafel

---

<sup>1)</sup> E. Nicolai's Beschreibung von Berlin, S. 784 ff.

dergleichen Früchte, Blumenkohl, Sellerie u. dgl. nöthig hatte, mußten sie mit der Post von Hamburg, Braunschweig, Erfurt und Leipzig verschrieben werden. Der Kurfürst, welcher während seiner Feldzüge und vielen Reisen dies- und jenseits des Rheinstroms, im Cleveschen und den Niederlanden, weit bessere Baum- und Küchengärtnerereien zu sehen, auch bessere Früchte zu genießen gewohnt geworden war, hatte Bedacht, dergleichen in seinem Lande selbst einzuführen. Er war in dieser Zeit ein großer Kenner und Liebhaber von Gärten geworden und legte sogar selbst Hand an, durch welches Beispiel viele von seinen hohen Bedienten nebst dem Landadel aufgemuntert wurden, Gleiches auf ihren Gütern zu thun. Der eingegangene Hopfengarten, welcher ein längliches Viereck vorstellt und nach hiesigem Feldmaß eine Hufe Landes, weniger zwei kleine Morgen enthält, schien dem Kurfürsten zu den ersten Versuchen und zugleich zu einer kleinen Retirade am bequemsten zu sein. Er verschrieb sich zu dessen Anlage aus dem Holsteinischen einen wegen Geschicklichkeit und Erfahrung in besondern Rufe stehenden Küchengärtner, *Michelman n*, durch welchen er sich den Platz zu seinem besondern Obst- und Küchengarten einrichten ließ. Der Kurfürst selbst pflanzte, pflropfte, säete und erzog Früchte und Gewächse mit eigener Hand, über deren Verzeichniß, Einsammlung und Ordnung er in Allem genau halten ließ, so wie über die Ablieferung derselben in die Küche und auf die Tafel selbst. Zu mehrerer Beförderung dieses Werks legte er dem Garten von den benachbarten Dörfern so viele Hofsdiene zu, wie nöthig waren. Er kaufte zwei auf der berlinischen Stadtlur gelegene Wiesen dazu, legte aus dem kurfürstlichen Stalle einen beständigen Knecht nebst zwei Pferden dahin, welche aus

dem Garten unterhalten werden mußten. Aus Italien, Frankreich, England und Holland ließ er alle zu seiner Zeit besonders bekannten Samen, Gewächse und Baumarten bringen. Seine auswärtig residirenden Minister konnten sich nicht beliebter machen, als durch Uebersendung von vorbesagten Gewächsen. Wegen des zu der Zeit noch sehr nassen und torfigen Grundes im Garten ließ er denselben sowohl auf beiden Seiten, wie hinterwärts, mit langen und tiefen Gräben versehen, die er mit Fischen besetzen ließ. Etliche von Adel beeiferten sich damals stark um die Wette, ihre Küchen- und Obstgärten nach dem Beispiel des Kurfürsten durch Einführung neuer brauchbarer Frucht- und Gewächsarten immer nutzbarer zu machen und die Arten unter die Unterthanen zu verbreiten.

König Friedrich I., welcher in seinen jüngern Jahren mit seinen Brüdern zur Sommerzeit manche Jahre sich im Küchengarten hatte aufhalten müssen, ließ den Sohn des Gärtners Michelmann auf seine Kosten reisen und machte den kurfürstlichen Küchengarten zu einem königlichen Lustgarten. Er ließ ihn nach der neuen Art anlegen, mit Glas-, Früh- und Treibhäusern, einiger Orangerie und mit den vollkommenen Hofdiensten von 14 Dörfern ausstatten, bestätigte auch den von seinen Reisen zurückgekehrten jungen Michelmann in der Stelle seines Vaters, worauf derselbe neue seltene und gute frühe Fruchtarten, Blumen und Küchengewächse erzog. Ein dabei besonders angelegter Kleearten gab indessen den versprochenen Nutzen nicht, sollte dann zum Safranbau verwendet werden, was aber ebenfalls nicht gelang, worauf er den Einwohnern von Schöneberg eingeräumt wurde. König Friedrich Wilhelm I. nahm von dem Lustgarten alle Hofdienste von 14 Dörfern, bis auf

6 Tagelöhner, wovon sich die Folgen bei der Unterhaltung bald zeigten. Die übrigen Regalien hingegen wurden dabei gelassen und der Garten lieferte auf die k. Tafel und nach der Küche an Früchten und Gewächsen, was er konnte, wie es auch noch in den ersten 12 Jahren der Regierung Friedrich's II. geschehen ist. Der Vorrath an Gewächsen und andern zur Orangerie gehörigen fremden Bäumen fast aus allen k. Lustgärten ward zur Unterhaltung bis auf weitere Bestimmung in den Garten gebracht und deshalb ein neuer Unterhaltungssatz gemacht. Hierzu kam noch ein außerlesener Vorrath von indischen und andern Glashausgewächsen aus der vormaligen oranischen Erbschaft König Wilhelm's III. von England. Es befanden sich darunter viele Originale aus Ostindien von den Colonieen. Der Gärtner unterhielt diesen ansehnlichen Vorrath so gut, wie er konnte, bis endlich der geh. Rath und Leibmedicus Gundelshaimer sich diesen Garten ausbat mit dem Erbieten, daß er ihn unter den dabei befindlichen Regalien auf seine Kosten unterhalten und zu einem botanischen Garten machen wollte."

Seitdem blieb der ehemalige kurfürstliche Küchengarten seiner neuen Bestimmung gewidmet bis auf die jetzige Zeit, doch bedurfte es auch seines Fortbestehens in der frühern Gestalt nicht mehr, da indeß der Obst- und Gemüsebau im ganzen nördlichen Teutschland zu einer beträchtlichen Höhe erblüht war, und zwar um so mehr, als auch von einer andern Seite, von Hannover aus, ein kräftiger Anstoß gegeben war. Nach diesem Lande war nemlich gegen Ende des 17. Jahrhunderts René Dajuron, ein Schüler des berühmten Quintinye berufen, um den zu Linden vor Hannover belegenen Garten des damaligen Braunschweig-Lüneburgischen ersten

Staatsministers Grafen von Platen anzulegen. Er bereicherte denselben mit einer außerlesenen Anzahl schöner Obstarten, welche er dazu aus Frankreich kommen ließ, und nahm bei der Auswahl hauptsächlich auf diejenigen Sorten Rücksicht, welche Quintinye in dem zu Versailles zuletzt angelegten königl. Obstgarten unter den damals bekannten als die vorzüglichsten herausgehoben hatte. Diese in Linden damals angepflanzten Obstarten sind in seiner Schrift *De la taille des arbres* aufgeführt, kurz, aber treffend beschrieben. Die von ihm vorgeschlagenen inländischen Birnsorten hat er dabei übergangen, weil er, wie er selbst gesteht, sie nicht kannte, gesteht aber gleichwohl, daß es unter denselben „sehr gute“ gebe, wie z. B. die Volkmarische Birn und die Herbst-Bergamotte. Es ist diese Bemerkung des Franzosen Dajuron eine von den zerstreut hin und wieder sich vorfindenden, aus denen wir, obschon vollständige und genaue Uebersetzungen mangeln, doch den Schluß ziehen können, daß auch in Deutschland gute Obstarten vorhanden waren und daß dieselben zwar von Frankreich aus vermehrt sind, keineswegs aber der deutsche Obstbau aus der Wurzel des französischen entsprungen ist. Steht es doch auch fest, daß eine der edelsten Apfelsorten, der Borsdorfer, auf deutschem Boden entstanden ist. Auch der französische Name dieses Apfels (*Reinette de Misne*, Meißner *Reinette*), so wie der holländische (*Witte Leipziger Reinette*), deuten auf seinen Ursprung und weisen sogar auf einen bestimmten Theil Deutschlands hin. Gleichwohl streiten sich um die Ehre einer Geburtsstätte des Borsdorfers, wie um die des Dichters Homer, mehre Orte. Nach Einigen wurde er zuerst von den Mönchen des Klosters Pforte erzogen und daher *pomum portense* (Portapfel, Pfortapfel)



genannt; nach Andern kam er von Böhmen nach Sachsen und hat seinen Namen von einem böhmischen Dorfe Borsdorf; die Meisten entschieden sich aber für das Dorf Borsdorf bei Meißen, welches bei den Wenden den Namen Marschlanz geführt haben soll, womit zugleich die in Oesterreich übliche Benennung Marschanzler erklärt wäre.

Kehren wir aber nochmals zu Dajuron zurück. Die Geschiedlichkeit, welche er bei der Anlage des Platenschen Gartens bewiesen hatte, war Veranlassung, daß ihn der damals regierende Herzog Georg Wilhelm von Jelle in seinen Dienst berief, um den schon vorhandenen herzoglichen Garten zu vergrößern und nach der damals beliebten französischen Manier umzuformen. Hieraus ist der unter dem Namen des französischen Gartens bekannte königl. Garten entstanden, dessen ansehnliche Alleen, wie man behauptet, von ihm nach dem bloßen Augenmaß, ohne Schnur, gepflanzt wurden.

Im Jahr 1692 gab er in Jelle die erwähnte Abhandlung über den Baumschnitt in französischer Sprache heraus und erhielt dann bald einen Ruf nach Berlin, wo er noch im Jahr 1723 als Hofgärtner gewesen sein soll.

Um dieselbe Zeit wurde die Franzobst-Cultur in Leipzig in dem Garten des Kaufmann Georg Bosc betrieben. Dieser um den Gartenbau sehr verdiente Mann besaß einen großen schönen Garten vor Leipzig, der einen besonderen Werth durch seine südliche Abdachung erhielt. Jetzt befindet sich an der Stelle desselben ein Stadtviertel mit drei großen Straßen, deren eine noch den Namen Bosc-Straße führt.

Bosc hatte damals einen gewissen Grottenhof, der, unter Quintinhe in den französischen Gärten gedient

hatte, von Berlin nach Leipzig berufen und von ihm verlangt, daß er die schon drei Jahre vorher an Pfähle gesetzten Franzbäume nach kunstgerechter Art ziehe und beschneide.

Nachdem mehre Jahrzehnte vergangen waren, während welcher im nördlichen Deutschland nichts Erhebliches für die Weiterbildung der Pomologie geschah, trat, mit Kenntnissen und gutem Willen ausgerüstet, Otto von Münchhausen als Beförderer der Obstbaumzucht in den weitesten Kreisen auf. Geboren 1716 zu Schwöbber bei Hameln, war er erst Amtmann zu Steyerberg, dann Landdrost zu Saarburg, lebte größtentheils zu Hannover und Schwöbber, und fühlte schon damals, daß es an einer eigentlichen systematischen Pomologie noch fehlte. Daher versprach er im Jahr 1764 im ersten Theil seines Hausvaters<sup>1)</sup> demjenigen, welcher die beste Charakteristik von den verschiedenen Obstsorten liefern würde, eine Prämie von 20 Ducaten, so wie auch für die beste Anweisung zur Anlegung einer Baumschule 12 Ducaten. Der erste Wunsch blieb unerfüllt; was aber die zweite Prämie betrifft, so hatte Herr von Münchhausen das seltene Glück, einen Mann als Secretair in seinen Diensten zu haben, mit welchem er dieses Fach gemeinschaftlich bearbeiten und dessen Beobachtungsgeist er bei Abfassung seines Hausvaters in mehren Fächern benutzen konnte. Dieses war der in der Folge zu Schnackenburg im Lüneburgischen angestellte Amtmann Jacobi, der sich im Jahr 1770 durch eine gründliche Abhandlung über die Anlage der Baumschulen, welche Münchhausen im 5. Bande des Hausvaters aufnahm und mit Anmerkungen begleitete, den Preis erwarb.

---

<sup>1)</sup> Erschien in Hannover vom Jahre 1765—73 in 6 Bänden.

Wahrscheinlich hat Münchhausen durch die Veröffentlichung dieser Schrift, zu der noch die Abhandlung eines gleichzeitigen Schriftstellers, des Pastors Henne zu Günsleben kam, zur Anlegung des in Teutschland in seiner Art einzigen k. Plantage-Gartens zu Herrenhausen bei Hannover die Veranlassung gegeben. Aus dieser über 40 Morgen großen Anlage wurden mehrere Jahrzehnte hindurch jährlich über 6000 Stück der besten Obstbäume an die Landesunterthanen unentgeltlich ausgetheilt. Das Veredeln der Bäume wurde zum Theil durch die hannoverschen Seminaristen besorgt, von denen der Einrichtung gemäß jährlich 12 von dem Plantage-Gärtner unterrichtet werden mußten. Die Folge davon war, daß bald jeder Dorfschullehrer eine kleine Baumschule unterhielt, wodurch im Ganzen noch eine größere Anzahl Räume, als durch den k. Plantage-Garten in Umlauf kam.

Im Jahr 1791 legte der Hofjuwelier Wilhelmi in Hannover einen großartigen Obstgarten an. Sein Bruder unterhielt gleichzeitig eine Baumschule von 8000 Stämmen und war der erste, welcher die Obstsorten in Wachs abformte, um Obstcabinette behufs genauerer Systematisirung anzulegen. Leider vermögen wir nicht aufzufinden, wie weit er mit diesem Unternehmen gedieh, doch glauben wir annehmen zu dürfen, daß es bald wieder liegen blieb. Der Gedanke wurde indeß später wiederholt in Ausführung zu setzen versucht. So in den dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts vom Küchenmeister Joh. Georg Dittrich in Gotha, der die Obstsorten in Pappmasse nachbildete. Da aber auch diese Unternehmung in's Stocken gerieth, so unternahm es der Kaufmann Heinrich Arnoldi in Gotha 1856, unter Autorität des Thüringer Gartenbau-Vereins ein

neues Obfcabinet von aus Porzellan gebildeten und durchaus naturgetreu colorirten Früchten herauszugeben. Wahr ist es, daß auch die genauesten Beschreibungen und Abbildungen nicht hinreichen, die Verwirrung aufzuheben, welche in der Pomologie durch die verschiedenen Namen eingetreten ist, unter denen die verschiedenen Sorten in den verschiedenen Gegenden vorkommen. Einzuräumen ist ferner, daß durch gute plastische Darstellungen viel gefördert werden kann; allein vollständig werden sie doch nie ausreichen, so wie überhaupt ein wissenschaftlich durchgeführtes pomologisches System als eine Unmöglichkeit erscheinen muß, da das immerwährende Entstehen neuer Sorten aus Kernen, die fast unmerklichen Uebergänge vieler Sorten, die Abwandlungen, welche jede einzelne Sorte je nach der Unterlage, auf welche sie veredelt ist (ein noch immer zu wenig beachteter Punkt!), nach dem Klima und Boden erleidet, so daß manche Obstsorten nur in einem kleinen District in ihrer ganzen Vollkommenheit angetroffen werden, die Sache bis zur Unausführbarkeit erschweren. Es lassen endlich auch die treuesten Nachbildungen, sei es in Wachs, Pappe oder Porzellan, noch immer viel zu wünschen übrig, da jede einzelne Obstsorte nach Alter und Gesundheit des Baumes, nach den Witterungsverhältnissen der Jahre, nach dem offnern oder gedrängtern Stande und je nachdem das Obst von der Nord- oder Südseite oder aus der Mitte eines Baumes, von einem Zwerg- oder Hochstamme zc. gewählt ist, in hundertfachen Verschiedenheiten erscheinen kann. Zudem spielen die Natur des Fleisches und des Saftes, so wie der Geruch eine wichtige Rolle und können durch keine Art der Darstellung wiedergegeben werden.

Während im nördlichen Teutschland rührig an der

Verbesserung und allgemeinen Ausbreitung der Obstzucht gearbeitet wurde, blieb das durch sein Klima begünstigte südliche Deutschland keineswegs zurück. Die Rheingegenden, Württemberg und Franken, zeichneten sich besonders aus. Was im Würzburg'schen in den letzten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts geschah, lehrt uns ein Aufsatz des Pfarrers Sickler<sup>1)</sup>, welcher die Ueberschrift führt: „Von der Obstcultur, wie sie im Hochstift Würzburg in den Industrieschulen von Kindern betrieben wird.“ Sickler sagt in diesem Aufsatz, daß er kein Land kenne, in welchem für die Ausbildung der Jugend zu nützlichen und thätigen Gliedern des Staates so viel geschehen wäre, wie in dem Hochstifte Würzburg, in welchem in den neunziger Jahren so viel Gutes durch die Jugend und zwar hauptsächlich durch die Einführung der Industrieschulen bewirkt worden sei. Man dankte die Einführung dieser Industrieschulen dem Fürstbischof Franz Ludwig. In denselben suchte man die Kinder zu einer nützlichen Thätigkeit zu gewöhnen, und namentlich war in jedem der 524 Ortschaften des Erzstiftes mit der Volksschule ein Industriegarten verbunden, in welchem die Kinder in bestimmten Stunden unter Aufsicht des Schullehrers zur Erziehung und Veredlung der Obstbäume angeleitet wurden. Aus den gewissenhaft geführten Tabellen ergibt sich, daß im Würzburg'schen allein von Schulkindern von 1790 — 1796 an selbsterzogenen Stämmchen 34,772 Stämme verpflanzt, 26,522 Stück veredelt und 628,338 Obstkerne gesäet wurden.

Sehr berühmt war auch seit der Mitte des 18. Jahrhunderts der Bamberger Obstbaumhandel.

---

<sup>1)</sup> Im Deutschen Obstgärtner, 1796, St. 6, S. 185 ff.

welcher von den Einwohnern der Dörfer Effeldrich, Boßsdorf, Kirschbach und Sendeldorf in der Gegend von Vorchheim betrieben wurde, und einen um so beträchtlichern Gewinn abwarf, da die Stämme nicht nur in Teutschland, sondern auch nach Polen, Rußland und Ungarn abgesetzt wurden. Daher schreiben sich auch die vortrefflichen Obstsorten, die man noch jetzt in den Gärten der polnischen Edelleute findet und die jeden Kenner sofort an die Sorten des südwestlichen Teutschland erinnern. Jeder Einwohner der genannten Dörfer wählte zur Anlage seiner Baumschule das schönste Stück seines Ackerlandes, und hatte er kein Landeigenthum, so nahm er ein passendes Stück auf 5 Jahre in Pacht, denn auch der geringste Tagelöhner, selbst der Viehhirt, hatte seine Baumschule. Von der zahllosen Menge von Obstbäumen, die in jener Gegend gezogen wurden, wird man sich einigermaßen einen Begriff machen können, wenn man in einem Berichte aus dem Jahre 1806 <sup>1)</sup> liest: „Das Dorf Effeldrich zieht jährlich 20 bis 24,000 Gulden für verkaufte Obstbäume aus dem Auslande und hat sich dadurch einen Wohlstand gegründet, der leicht in die Augen fällt. Fünfzig bis sechzig Mann gehen in jedem Herbst und jedem Frühjahr in diesen Handelsgeschäften aus, 200, 250 bis 300 Karren fahren in jedem Herbst und Frühling mit Obstbäumen befrachtet fort, bringen ihre Ladung an den nächsten Strom, wo die Bäume in Fahrzeuge ausgepackt und zu Wasser transportirt werden, so weit es möglich ist u. s. m.“

Außer diesen reinen Praktikern traten in den letzten Decennien des vorigen Jahrhunderts und den ersten des

---

<sup>1)</sup> In Krüniz' Encyclopädie, Th. 103, S. 300.

gegenwärtigen zahlreiche Männer auf, welche durch Schrift und That wirkten. Die Namen Diel, Christ, Siedler sind jedem Gartenfreunde bekannt. Sie waren bemüht, einen rationellen Obstbau zu begründen und die Grundsätze desselben, die auf ihren mit Sorgsamkeit angestellten Erfahrungen beruhten, zu einem Gemeingut durch ihre Bücher zu machen. Ihnen folgten Lüdewitz und Hirschfeld, die aber selbst keine praktischen Kenner waren, der Geh. Oberfinanzrath und Kammerherr von Bülow zu Urschau bei Großglogau in Schlesien, der in seinen Baumschulen alle bekannten Sorten zu vereinigen bemüht war, der Hof- und Canzleirath von Laffert zu Celle, dessen 20 Morgen haltende Baumschule unter einem besondern Garten-Inspector stand, der Oberjäger Stein zu Peistersdorf in Schlesien, unweit Reichenbach, der Hofgärtner Reichart in Weimar und zahlreiche andere.

Auch die letzten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts haben ihre bedeutenden Förderer der Pomologie gehabt, z. B. den thätigen Pastor Steiger in Windehausen bei Nordhausen, Evangelista Fürst in Frauendorf, den trefflichen, jedem Pomologen bekannten Dochnahl und zahlreiche andere, allein ihr Wirkungskreis hat schon darum ein bescheidenerer bleiben müssen, weil die Zahl der Baumschulen sich zu sehr gemehrt hat. Außerdem hat der Landbau in neuester Zeit zu sehr überwogen und der Zeitgeist zieht schnellen Ertrag gebende Culturen den Obstpflanzungen vor, welche erst nach Jahren lohnen. Daher liegen noch so viele Gründe öde, welche Obstbäume tragen könnten. Eigentliche Fortschritte in der Pomologie sind ebenfalls nicht gemacht.

## 10. Der englische Gartengeschmack.

Wir haben den französischen Gartengeschmack kennen gelernt und gezeigt, wie er aus der Richtung des Lebens, die zu Ende des 17. Jahrhunderts die herrschende war und bis in das 18. Jahrhundert hinein dauerte, hervorgehen mußte. Wir haben auch bereits angedeutet, daß mit einer Umwandlung der geistigen Richtung eine Umwandlung des Gartengeschmacks zusammenfallen mußte. Bei dem diametralen Gegensatz, welchen der englische Charakter gegen den französischen bildet, war es ganz natürlich, daß die erste Auflehnung gegen die französischen Gärten von England ausging, und da sich die Engländer bei ihrer Opposition auf die Natur beriefen, diese als Muster der Nachahmung aufstellten, so war es weiter natürlich, daß sie fast allgemeinen Anklang selbst in Frankreich fanden, wo sich indeß die Lebensanschauungen seit der Mitte des 18. Jahrhunderts ebenfalls beträchtlich geändert hatten.

Schon Francis Bacon (1560—1626) hatte an einen Garten Anforderungen gestellt<sup>1)</sup>, in denen man das Bestreben einer Rückkehr zu der Natur bemerkt. Er forderte zu einem guten Garten 30 Morgen und zerlegte ihn in drei Theile, „in einen Platz voll Gras beim Eingange, in einen Platz von Gemüse oder die Wildniß beim Ausgange und in den eigentlichen Garten in der Mitte, außer den Spaziergängen auf beiden Seiten.“ Für den ersten Platz bestimmte er vier, für den zweiten sechs, für jeden Gang an den Seiten vier

---

<sup>1)</sup> Sermomes fideles cet. Lugd. 1644.



und für den eigentlichen Garten zwölf Morgen. Auf beiden Seiten des grasigen Platzes verlangte er bedeckte Gänge, unter welchen man beständig im Schatten bis an den Garten gehen könnte; die Verzierungen und Figuren von verschiedener Farbe auf der Erde erklärte er für bloße Spielwerke, die man auch auf Torten finde. Eben dieses Urtheil fällte er von den zu allerlei Gestalten verschnittenen Bäumen. Anstatt einer vollkommenen Ebene wünschte er in der Mitte einen kleinen Berg, der angenehm in die Augen fiel, mit einem zierlichen Sommerhause, zu welchem drei Reihen Stufen hinführten. Stehende Teiche und Fischbehälter verbannte er; das Wasser sollte beständig fließend sein. Die sonderbaren Erfindungen, das Wasser im Bogen springen zu lassen, und andere Künsteleien, trügen weder zur reinen und gesunden Luft im Garten, noch zur Anmuth bei. Der aus Gebüsch bestehende Platz, der den dritten Theil des Gartens ausmachte, mußte einer natürlichen Wildniß sehr ähnlich sein. Hin und wieder könnten Gebüsche von wohlriechenden Brombeeren, Geißblättern und wildem Wein angelegt werden. Der Boden aber müsse allenthalben mit Violett, besonders mit Erdbeeren und Schlüsselblumen besät sein, weil diese Pflanzen einen angenehmen Duft aushauchten und im Schatten gut fortkämen. Die Gebüsche dürften nach keiner genauen Ordnung angelegt sein. Kleine Erderhöhlungen wären mit mannigfaltigen Blumen und duftenden Gesträuchen zu besäen. Besondere trockene Gänge, die in jeder Stunde des Tages Schatten gäben, müßten um diesen Platz laufen; in den meisten wären fruchttragende Bäume verschiedener Art anzupflanzen. Zu beiden Seiten des Gartens könnte man kleine Berge anlegen, die eine freie Aussicht auf das Feld gewährten.

In dem eigentlichen Garten müßten die Gänge breit und mit Frucht bäumen besetzt sein; man könnte auch einige Pflanzschulen von fruchttragenden Bäumen, in gleichen künstliche und niedliche Lauben mit Eichen, die nach einem guten Geschmack geordnet wären, anbringen. Alles das dürfte aber nicht allzu dicht beisammen sein; der eigentliche Garten müsse offen und frei gehalten werden, damit die Luft durchstreichen könne. In den Seitengängen müsse man den Schatten suchen. Ferner billigte Bacon noch die viereckige Gestalt der Gärten, hölzerne Bogen mit Thürmchen, in denen Vögel eingekerkert wären, Säulen und hohe Pyramiden von Holz, hin und wieder angebracht und mit Einfassungen versehen, viereckige Wasserbehältnisse von 3—40 Fuß Länge, mit Statuen besetzt 2c. 2c.

Weiter als Bacon ging Addison (1672—1719) der Natur näher. Nachdem er seine Ansichten bereits im 414. Stück des Spectator ausgesprochen, gab er im 477. Stück desselben folgende Schilderung von einem der Natur gemäßen Garten: „Ich habe verschiedene Morgen Land um mein Haus herum, welche ich meinen Garten nenne, und von welchen ein erfahrener Gärtner nicht wissen würde, wie er sie nennen sollte. Es ist eine Verwirrung von einem Küchengarten und Grasplage, Baumgarten und Blumengarten, die so vermischt unter einander liegen, daß ein Fremder das Ganze als natürliche Wildniß ansehen würde. Meine Blumen wachsen an verschiedenen Theilen des Gartens in der größten Keilheit und Menge auf. Ich bin in keine einzige besonders verliebt und treffe ich eine auf dem Felde an, die mir gefällt, so gebe ich ihr einen Platz in meinem Garten. Verschiedene große Flecken Landes sind mit tausend abwechselnden Farben bedeckt. Die

einzigste Ordnung, welche ich in diesem Stücke beobachtete, besteht darin, daß ich die Geburten von einerlei Jahreszeit auf einem Plage zusammenstelle, damit sie zugleich erscheinen und ein Gemälde von der größten Mannigfaltigkeit ausmachen mögen. Eben die Wildniß findet sich unter meinen Bäumen, die in einer so großen Wildheit aufschließen, wie ihre Natur erlaubt. Ergözend ist es, wenn ich in einem Labyrinth von meiner eignen Zucht spaziere und nicht weiß, ob der nächste Baum, den ich antreffen werde, ein Apfelbaum oder eine Ulme oder ein Birnbaum ist. Mein Küchengarten hat gleichfalls seine besondern Abtheilungen, denn ich bin der Meinung, daß ein Küchengarten angenehmer aussieht, als die feinste Orangerie oder das künstlichste Gewächshaus. Ich sehe gern eine jede Sache in ihrer Vollkommenheit, und es vergnügt mich weit mehr, meine Gänge von Kohlfräutern und Stauden, nebst tausend andern Küchenkräutern in ihrem vollen Gedeihen aufwachsen zu sehen, als die zarten Pflanzen fremder Landschaften, die nur eine künstliche Wärme erhält oder die in einer für sie ungünstigen Luft vertrocknen. In dem obersten Theile meines Gartens entspringt ein Quell, aus dem ein kleiner sich schlängelnder Bach abfließt; er ist so geleitet, daß er die meisten Pflanzungen besucht; er fließt, wie in einem offenen Felde zwischen Ufern mit Veilchen und Schlüsselblumen, zwischen Weiden und andern Bäumen, die von selbst hervorgesproßt zu sein scheinen. Weil mein Garten alle Vögel des Landes zu sich einladet, indem er ihnen die Bequemlichkeit des Wassers und Schattens, der Einsamkeit und der Beschirmung darbietet, so leide ich nicht, daß Jemand im Frühling ihre Nester zerstört oder sie von den Orten verjagt, wo sie der reifen Früchte wegen gern

verweilen, Ich schätze meinen Garten höher, wenn er voll Amseln, als wenn er voll Kirschen ist, und gebe ihnen gern die Frucht für ihren Gesang. Daher habe ich beständig die Musik der Jahreszeit in ihrer Vollkommenheit, und es vergnügt mich ungemein, wenn ich die Elster oder die Drossel in meinen Gartenwegen herumhüpfen sehe. Alle meine Arbeiten laufen in die schöne Wildniß der Natur, ohne nach der feinern Zierlichkeit der Kunst zu streben."

Nachdem in solcher Weise durch einzelne beliebte und einflußreiche Männer die Reform angebahnt war und man schon allgemeiner begann, das Naturwüchsiges dem Künstlichen vorzuziehen, trat als eigentlicher Reformator William Kent auf, der nebst Pope und Horace Walpole als der Schöpfer des neuen englischen Gartengeschmacks betrachtet werden muß. Geboren 1685 in Yorkshire, trieb er anfangs Autschemalerei und ging später nach London, wo ihn einige Gönner in Stand setzten, in Italien höhere Ausbildung zu suchen. In Rom erregte er die Aufmerksamkeit des Lord Burlington und ward von diesem veranlaßt, sich mit der Baukunst zu beschäftigen. Mit welchem Erfolge er dieß gethan, beweisen die Werke, die er nach seiner Rückkehr in das Vaterland ausführte und unter denen besonders ein Tempel der Venus zu Stowe und ein Palast des Grafen Leicester zu Holkham in Norfolk berühmt sind. Bedeutender wurde aber der Einfluß, welchen Kent dadurch ausübte, daß er im Einklang mit den Regungen des Zeitgeistes seine Kunstansichten auf die Umwandlung der Gärten verwandte. Er verwarf das Eßige, Symmetrische und geometrisch Berechnete der bisher üblichen französischen Gärten und sprach den Grundsatz aus, daß

ein Lustgarten weiter nichts sein dürfe, als eine schöne Landschaft in idealisirter Vereinigung ihrer einzelnen Theile zu einem Ganzen in geschmackvoller und den Formen der Natur entsprechender Gestaltung. In diesen Worten sind die Grundsätze der ganzen neuern Lustgärtnerei ausgesprochen, mit ihnen war die Bahn bezeichnet, auf welcher alle Nachfolger Kent's bis auf die neueste Zeit fortwandelten, nur daß unter ihnen oft verschiedene Auffassungen hinsichtlich der Natur und des Natürlichen stattfanden. So hielt Kent und hielten mit ihm die meisten seiner Nachfolger, die gebogene Linie für die natürliche, gaben den Wässern und Bächen einen sich krümmenden Lauf, während einer der neuesten und größten Landschaftsgärtner, der Fürst Büdler, mit Recht diese „Korkzieher-Form,“ wie er sich ausdrückt, für die unnatürlichste erklärt und gerade scharfe Eden, tiefe Einbuchtungen vorzieht. Auch darin gingen Viele zu weit, daß sie jede Spur der Cultur zu verwischen strebten. Am grellsten trat in dieser Beziehung Rousseau auf; er verlangte, daß Dornen und Disteln im Parke wüchsen, daß das Gras nicht gemäht werde, sondern der Natur gemäß vertrockne, er tadelte die sauber gehaltenen Wege, — aber dann bedarf es keiner Parkanlagen mehr, sondern ein beliebiger, verwildeter Wald erfüllt deren Zweck am Vollkommensten. Andere verirrten sich nach der entgegengesetzten Seite, indem sie durch die Menge fremder Bäume und Sträucher den Anlagen eine wahre Narrenjagd (wie sich Büdler ausdrückt) anzogen.

Das Ziel aller neuern Gartenkünstler war dasselbe, Nachahmung der Natur, aber die Wege, auf denen sie das Ziel zu erreichen meinten, waren verschiedene. Im Ganzen gingen aus ihren Bestrebungen der Park und

die sogenannte englische Anlage hervor. Der Park stellt eine Landschaft dar (Landschaftsgärtnerei) und fällt in's Lächerliche, sobald man ihn auf einen kleinern Raum zusammen zwingen will. Die englische Anlage, welche Rasenparteen mit Blumenbeeten, so wie Schattenparteen mit Bäumen und Sträuchern umfaßt, verträgt eine Zusammenziehung auf geringern Raum, wird aber ebenfalls, wenn sie auf einem zu kleinen Flächeninhalte zusammen gedrängt werden soll und beim ersten Eintritt die Absichtlichkeit der gewundenen Wege ersichtlich wird, lächerlich. Daher ist aus den fast hundertjährigen Gährungen in der neuesten Zeit der Erfolg hervorgegangen, daß man bei größern Anlagen die Natürlichkeit festhält, bei kleinern aber der Symmetrie den Vorzug gibt.

Rehren wir jetzt nochmals nach England zurück, wo der neue Geschmack mit der dort gewöhnlichen Excentricität aufgegriffen wurde. Jeder reiche Mann legte Parks an oder wandelte seine Gärten nach dem neuen Stil um; Obstbäume wurden sorgfältig ausgerodet, damit wilde Bäume gepflanzt werden könnten und der Egoismus erhielt Gelegenheit, seine Neigungen zu befriedigen. Sorgsam wurden dichte Baumpflanzungen an den Gränzen aufgeführt, daß der Besitzer nicht den unangenehmen Anblick fremden Gutes habe, Vieh weidete auf den weiten Rasenflächen um das in des Parks Mitte gebaute Wohnhaus, während die Anlage hermetisch gegen jeden Besuch von Fremden geschlossen war. Fürst Büdler sagt in seiner treffenden und pikanten Manier, man könnte sich bei dem Anblick des Hornviehes in den menschenöden englischen Parks zu der Meinung veranlaßt fühlen, John Bull trete hier in seiner selbsteignen Gestalt auf.

Kent starb zu Burlington-House am 12. April 1748. Claremont und Escher waren wahrscheinlich seine ersten Werke gesehen; auch wurde er in Kensington-Gardens verwendet, wo er abgebrochene Baumstämme angebracht haben soll, um die Aehnlichkeit mit natürlichen Wäldern zu erhöhen.

In seine Fußtapfen trat Brown, doch waren seine Ideen großartiger, wie man besonders bei seinen Anlagen in Blenheim sieht. Hier warf er einen Damm quer durch das Thal auf und der künstlichste See von der Welt ward in einer Woche vollendet. Als Küchengärtner in einem kleinen Orte bei Woodstock erzogen, wurde Brown nachmals Obergärtner in Stowe bis 1750. Sein erstes Werk war die Anlage eines großen See's zu Wakefield Lodge für den Herzog von Grafton, welche den Grund zu seinem Ruf und Vermögen legte. Dann wurde er königlicher Gärtner zu Hampton-Court und Windsor. Er blieb in Mode bis zu seinem Tode. Repton hat ein Verzeichniß seiner bedeutendsten Werke gegeben und Fürst Pückler nennt ihn den Garten-Shakespeare Englands<sup>1)</sup>.

Der Orte, die Brown veränderte, sind unzählige. Gartenverbesserung war Leidenschaft des Tages, so daß es damals kaum einen Landedelman gab, der nicht bei vorkommender Gelegenheit sich Rath's bei dem königlichen Gärtner erholte hätte. Brown besaß bedeutende Talente, aber nicht den Geschmack für malerische Schönheit, wie Kent; er entfernte sich nie aus England, aber er sendete Pläne und Schüler nach Schottland und Irland; auch Pawlow'sky, ein Landsitz des Kaisers Paul, soll nach seinen Plänen ausgeführt sein. Brown konnte

---

<sup>1)</sup> Briefe eines Verstorbenen, Bd. 3, S. 272.

selbst nicht zeichnen, aber er hatte Gehilfen, welche die Risse nach seiner Angabe machten. Die Ausführung unternahm er meist selbst und erwarb sich dabei ein ansehnliches Vermögen.

Die Wuth nach Verbesserungen in den Anlagen war um das Jahr 1780 so stark in England, daß das Begehren nach Künstlern im herrschenden Geschmack die Zahl der Tüchtigen überstieg; da wurde denn falsche Waare zu Markte gebracht und dem Publicum aufgebunden. Dieser falsche Geschmack, welcher in jener Zeit eine freie Kunst in eine mechanische verwandelte, gab den modernen Verbesserungen einen neuen Charakter, so daß sie aus einer ortsgemäßen Entwicklung und Darstellung von Bequemlichkeit, Eleganz und Natur zu einem feststehenden System der Former wurde, das in allen Fällen stets das nemliche blieb. In der That war dieses neue System noch förmlicher, als der alte Stil, weil es weniger Theile hatte. Während der alte Stil Alleen, Gänge, Sterne, Fächer, quadrat- und kreisförmige Massen, doppelte und einfache Reihen von Baumschlag enthielt, bot der gesunkene moderne Stil eigentlich nur drei Formen: die Gruppe, den Saum und den einzelnen Baum. Brachte man den Saum rings herum, die Gruppe und einzelne Bäume innerhalb an, so war Alles gethan. Alle Anlagen hatten denselben Charakter, und die Kunst war so mechanisch geworden, daß Jeder den von dem Professor anzugebenden Plan errathen konnte, ehe man ihn rief. Aber die allgemeine Stimme erhob sich bald gegen dergleichen eintönige Anlagen, die Eigenthümer wurden ausgelacht, daß sie unmäßige Summen daran wendeten, um alte Alleen und Wälder niederzuhauen und statt deren junge Baumgruppen anzupflanzen, einzig um die Mode mitzumachen.



Da traten als Stifter einer bessern Schule Payne, Knight, Sir Uvedale Price und vor allen der talentvolle Repton auf. Dieser letztere war anfangs ein entschiedener Vertheidiger und Schüler Brown's, den er seinen großen autodidactischen Vorgänger nannte; doch änderte er später seine Ansicht. Repton war ein guter Planzeichner und theilte jederzeit außer Plänen und Ansichten seine in wohlgeordneter Form niedergeschriebene Meinung in einem Manuscriptbände mit, den er das „rothe Buch des Ortes“ nannte. Er übernahm niemals die Ausführung seiner Entwürfe, ist auch nie außer England gebraucht worden. Sein Geschmack war in gothischer Architektur, in Terrassen und kleinem Bauwerk sehr elegant. Die Benennung „Landschaftsgärtner“ wurde von ihm zuerst angewendet, und Uvedale Price klagte ihn in seinem Essay on the Pitturesque an, daß er sich damit einen Titel von nicht geringen Ansprüchen anmaße.

Humphry Repton war zu Bury St. Edmunds am 2. Mai 1752 geboren. Nachdem er die lateinische Schule zu Bury, dann zu Norwich besucht, brachte ihn sein Vater nach Holland, um sich hier auf den Schulen zu Worfum und Rotterdam zu vervollkommen und gleichzeitig das Holländische gründlich zu erlernen, da er für den Kaufmannsstand bestimmt war. Hierauf lernte er in Norwich die Handlung und begründete dann daselbst ein eigenes Geschäft, zu welchem ihn sein Vater mit dem nöthigen Capital versah. In den ersten Jahren schien der Fortgang seines Geschäfts ein günstiger, aber der Untergang von Schiffen auf dem Meere, das Fehlschlagen von Speculationen, Einzelheiten, deren Erzählung zu langweilig sein würde, verbunden mit dem Tode seiner geliebten beiden Eltern innerhalb eines

Jahres machten ihm seinen Beruf, der ohnedieß wenig mit seinen natürlichen Neigungen stimmte, zuwider. Er beschloß, sich auf das Land zurückzuziehen und ging nach Sustead, einem einsamen Orte bei Aylsham, wo die Verbesserung des Gartens seine Lieblingsbeschäftigung, die Bewunderung der Naturschönheiten seine Wonne, die Erforschung der Natur seine Unterhaltung waren. Zugleich entwarf er Zeichnungen von den Landsitzen aller Edelleute und angesehenen Personen innerhalb seines Bereiches. So entstand bei ihm allmählig der Gedanke ein „Landschaftsgärtner“ zu werden. Er meldete allen seinen Bekannten diese Absicht und fand bald die allgemeinste Anerkennung, so daß er von 1789 bis 1811 bei allen großartigen Anlagen in England zu Rathe gezogen wurde. Am 29. Januar des letztgenannten Jahres wurde sein Wagen, während er mit seinen Töchtern von einem Ball zurückkehrte, in einer Schneewehe umgeworfen, und er erhielt dabei eine Verletzung des Rückgraths, von der er nie wieder ganz geheilt wurde. Sein Tod erfolgte jedoch erst am 24. März 1818 <sup>1)</sup>.

---

<sup>1)</sup> Repton's im Druck erschienenen Werke über Landschaftsgärtnerei sind: Sketches and Hints on the Landscape-Gardening, 1795; Observations on the Theory and Practice of Lands.-Gard., 1803; An Inquiry into the Change of taste in Lands.-Gard., 1806; Designs for the Pavillon at Brighton, 1808; Fragments on the Theory and Practice of Lands.-Gard., 1816. Da diese Schriften im Buchhandel nicht mehr zu erhalten waren, so ließ Loudon dieselben in einem Bande wieder abdrucken unter dem Titel: The Landscape Gardening and Landscape Architecture of the late Humphry Repton Esq. By J. C. Loudon, 1840. Dieser Ausgabe der Repton'schen Schriften ist auch eine biographische Notiz beigegeben, von der ein Auszug von Döll und Pöppold in der Hamburger Blumen- und Gartenzeitung 1857, S. 485 ff. gegeben ist.

Schon zeitig war der hauptsächlich von England aus angeregte neue Gartengeschmack über den Canal nach Frankreich gewandert. Hier war es Rousseau <sup>1)</sup>, der sich zuerst gegen den falschen französischen Geschmack auflehnte, aber zugleich hinsicht des neuen excentrischer war, als nur ein Engländer sein konnte. Bedächtiger war Batelet <sup>2)</sup>, und daher war auch sein Erfolg ein größerer, wiewohl es den Franzosen nie gelang, sich zu wirklicher Natürlichkeit zu emancipiren. Mehr Glück hatten hierin die Deutschen. Wilhelmshöhe bei Cassel, Harbke bei Helmstedt, Börliß bei Dessau, Charlottenburg bei Berlin, Schönhoven in Böhmen und einige andere waren die ersten größern Parkanlagen in Deutschland. Zugleich war man hier fortwährend bemüht, den Geschmack zu läutern, das vor den Augen schwebende Ziel zu erreichen. Der Raum gestattet uns nicht, alle die Männer aufzuzählen, welche sich in dieser Hinsicht Verdienste erwarben. Einer der hervorragendsten unter ihnen war G. E. L. Hirschfeld, Prof. der Aesthetik und Philosophie in Kiel; dessen, wenn auch sehr einseitig gehaltenen, aber doch werthvollen Schriften (1773—82) einen neuen Weg für die Ausübung der Gartenkunst eröffneten. Höher noch, als Hirschfeld, stand Ludwig Seckell (geb. 1757 zu Weilburg in Nassau und später in den Adelsstand erhoben). Er hatte große Erfolge in den Bestrebungen, durch natürliche Effecte, die gekünstelten Nachbildungen zu ersetzen. Unter den großartigen Anlagen, die Seckell von 1780—1820 ausführte, sind die berühmtesten: der Englische Garten in München, welchen Graf Rumfort begonnen hatte, Schön-

<sup>1)</sup> In der Nouvelle Heloise. IV, 11.

<sup>2)</sup> Essai sur les Jardins. Paris 1774.

busch bei Aschaffenburg, Birkenau an der Bergstraße, Monbijou in der Pfalz u. s. w. Noch bedeutender und großartiger aber wirkte der Fürst Pückler-Muskau, welcher unstreitig der größte Gartenkünstler der neuen Zeit zu nennen ist. Seine prachtvollen Anlagen zu Muskau und Branitz, wie seine Schriften, sind die beste Schule für Gartenkünstler. Neben ihm sind zu nennen A. von Hake in Hannover, Weyhe in Düsseldorf, Lenné in Berlin, sämmtlich bemüht für die Einführung gesunder Landschaftsverschönerung durch naturgemäße Gruppierungen und harmonische Zusammenstellung. Namentlich eröffnete sich für Lenné ein weites Feld der Thätigkeit, seit er 1816 nach Potsdam berufen war <sup>1)</sup>. Nachdem er hier einen Pleasure-Ground zu Klein-Glienicke angelegt, schenkte ihm der König Friedrich Wilhelm III. von Preußen sein ganzes Vertrauen. Zunächst hatte er den Lustgarten am Schlosse in Potsdam, dann Sanssouci und die Pfaueninsel umzuschaffen, hierauf 1826 die Erweiterung und Arrondirung von Sanssouci durch die südlich und nordwestlich nach dem Belvedere zu gelegenen Anlagen zu bewirken. In dieselbe Zeit fällt die Anlage von Charlottenhof und der Russischen Colonie. Seit 1833 entstanden unter Lenné auf dem Babelsberge die großartigen Anlagen für den Prinzen von Preußen, die jetzt mit denen von Glienicke in Verbindung stehen. Da es wünschenswerth schien, die vielen ältern und neuern Schmuckplätze in der Nähe Potsdams durch landschaftliche Anlagen in Verbindung zu setzen, so entwarf Lenné bereits 1833 den Plan zu einem solchen Unternehmen, an dessen Ausführung seit 1840

---

<sup>1)</sup> Seine vollständige Biographie s. in Dietrich's Garten-Encyclopädie, S. 516.

ununterbrochen gearbeitet wurde. Der leitende Gedanke dabei war, die Havel als einen See mit einem riesigen Park in einer Ausdehnung von 2 Meilen von Karlsberg bei Baumgartenbrück bis zur Pfaueninsel zu umgeben.

Was die sogenannten Englischen Anlagen, Pleasure-grounds, Blumenparke zc. betrifft, so findet man sie in jedem größern, oft sehr unpassend auch in kleinern Gärten. Sie sollen ebenfalls der Natur nachgeahmte Landschaftsgemälde, gewissermaßen eine Zusammenziehung der Landschaft auf kleinern Raum darstellen, erlauben aber größere Ausschmückung durch blühende Gewächse, als die Parke. Leider wird der größte Mißbrauch mit ihnen getrieben. Oft haben sie durch Unmenge ausländischer Gesträucher ganz das Aussehen von botanischen Gärten und andere Male fallen sie lächerlich, weil man trotz den künstlich gewundenen Wegen die enge Begränzung überschaut. Daher kehrt man in der neuesten Zeit zu der Symmetrie in kleinern Gärten zurück <sup>1)</sup>, verliert sich aber dabei auch wieder in die Unart der geschnörkeltesten Parterre.

Zum Schluß dieses Abschnitts mögen noch die Beschreibungen einiger englischen Parke aus jenen Zeiten der Neubildung des Gartengeschmacks Platz finden.

Der Park zu Wentworth. Von welcher Seite man sich auch demselben nähert, berichtet Arthur Young <sup>2)</sup>, findet man prächtige Waldungen, ausge-

---

<sup>1)</sup> Vgl. die Abhandlung über Blumengärten von dem akad.-bot. Gärtner zu Upsala, Daniel Müller, in Neuberger's Magazin, Jahrg. 1855, S. 171.

<sup>2)</sup> Reise durch die nördlichen Provinzen von England, 1772, 1. Th., 5. Brief.

breitete Wasserstücke und zierliche Tempel. Die Prospekte sind so wechselnd, daß es fast unmöglich ist, eine Beschreibung davon zu machen, ohne undeutlich zu werden. Viele Gegenstände sieht man am besten bei der Haupteinfahrt von Rotherham. Gleich zu Anfang ist der Anblick reizend. Man sieht eine prächtige Reihe von Hügeln, Thälern, Seen und Wäldern vor sich und im Mittelpunkt liegt das Wohngebäude. Das Auge blickt natürlicher Weise in das vor ihm liegende Thal hinab, und folgt dem durch dasselbe sich krümmenden Wasser. Gegenüber führt eine weit ausgebreitete und mit einzelnen Bäumen besetzte Anhöhe zu dem Wohngebäude hinan, das ganz abgesondert und edel dasteht, und die Aussicht über die ganze rings umher liegende Gegend hat. Der Wald verbreitet sich hier gegen alle Seiten auf eine unbeschreiblich prächtige Weise. Auf der linken Seite erhebt sich mitten im Walde eine Pyramide und von hier führt der Weg nach einem abhängenden Hügel, der über hundert Acker Waldes in sich faßt und das schönste Amphitheater darstellt.

An einem Orte steht ein Tempel von bäuerischem Werke auf einem wellenförmig aufsteigenden Hügel und auf einem andern ein ionischer von leichter Architektur, der den umliegenden Hainen eine Zierde gibt. Von hier zeigt sich das Wohngebäude am vortheilhaftesten, denn von andern benachbarten Plätzen scheint es zu niedrig zu liegen. Aus diesem Gesichtspunkte zeigt sich das Gegentheil; denn vor sich hat man einen allmählig ansteigenden Hügel, auf dessen Hälfte das Gebäude steht; von hier hat man noch eine steile Anhöhe vor sich. Läge es ganz oben, so verlöre man den Prospect aller schönen Pflanzungen jenseit des Hauses.

Wenn man von hier in den Wald hinabgeht, durch

welchen der Weg führt, so fällt ein artiger Prospect in die Augen. Es krümmt sich das Wasser sehr angenehm durch das Thal, und auf der andern Seite erhebt sich eine Anhöhe bis zu gedachtem bauerischen Tempel, an welchen hinterwärts ein finsterner Wald stößt. Auf der rechten Seite ist eine Anhöhe mit allerlei Gebüsch besetzt; oben steht eine Pyramide, die ihre Spitze an einer dichten Gruppe von Bäumen erhebt. Alles zusammen bringt eine große Wirkung hervor. Im Mittelpunkte des Prospectes sieht man zwischen Hügeln hindurch das Wohngebäude liegen. Etwas mehr links bilden eine Menge Eichen, die aus andern Gesichtspunkten besondere Gruppen ausmachen, einen ansehnlichen Wald, der sich von der Spitze des Wassers gegen die Anhöhe auf der linken Seite des Hauses erhebt, und zuletzt wird man den ionischen Tempel an einem reizenden Orte gewahr, wodurch die ganze Landschaft verschönert wird.

Der Weg führt dann durch den oben gedachten Wald, durch welchen viele Gänge mit der größten Abwechslung gehauen sind. In einem Theile desselben liegt auf einem kurzgeschornen Rasenplaze ein Haus, worin man bei heißem Wetter speist. Von hier führt der Weg zu dem Vogelhause, welches artig und in chinesischem Geschmack angelegt ist. Man trifft viele Canarienvögel und andere Arten von Vögeln darin an. An einem andern Orte des Waldes erblickt man auf einem kleinen freien Plaze einen achteckigen Tempel, und von hier führt der Weg nach einer steinernen Brücke, die über ein schmales, mit dichten Buschwerk begränztes Wasser gebaut ist.

Kommt man aus dem Gehölze, so stellt sich dem Auge auf ein Mal eine Menge neuer Prospective dar. Die Bäume sind nach verschiedenen Gegenden gepflanzt,

behalten aber ihr edles Ansehen. Vor sich erblickt man einen schönen Strich Waldes, den ionischen Tempel, der hier von den Händen der Grazien an einen Platz gestellt zu sein scheint, der nicht besser ausgewählt werden konnte. Der Weg führt abermals über den Hügel und geht schief hinunter zu dem achteckigen Tempel. Dieses artige Gebäude liegt sehr reizend im Thale und hat den Prospect über das Wasser zwischen verschiedenen Hainen und den Bäumen, mit denen die benachbarten Hügel besetzt sind.

Bei der untern Einfahrt von der Seite von Rotterdam fällt der Park nicht weniger trefflich in die Augen. Rechter Hand zeigt sich die große Pyramide, gegenüber ragt der bäuerische Tempel oben über das Gebüsch auf eine sehr malerische Weise hervor. Linker Hand erstreckt sich der See mit solchen Buchten durch das Thal, wie die Kunst nachmacht, um die schöne Natur darzustellen. Die Aussicht wird hin und wieder durch Gruppen von Bäumen unterbrochen, die bis an das Ufer vorgehen. Zweihundert Ellen hinter dem Ufer fällt der achteckige Tempel in die Augen. Auf der andern Seite übersieht man einen großen Theil des Parks, der theils mit einzelnen Bäumen, theils mit ganzen Gruppen besetzt ist; auf allen Seiten zeigen sich in der Entfernung die schönsten Prospective von angebauten Hügeln.

Dieser Weg führt zu einem kleinen Lusthause. Aus den Fenstern sieht man jenseit des Wassers steile Hügel vom Ufer an sich erheben, die oben mit einem Walde gekrönt sind. Darauf läuft der Weg um den Hügel, auf welchem der bäuerische Tempel steht, und man befindet sich auf ein Mal bei dem Wohngebäude, welches einen artigen Contrast mit den andern Zugängen, die das Haus alle von Weitem zeigen, verursacht.



Einen andern herrlichen Gesichtspunkt hat man gegen Süden von einem Hügel Notherham mit der ganzen umliegenden Gegend, die mit Dörfern besäet ist, und zu beiden Seiten erheben sich die Hügel zu den Wolken. Das Wohnhaus ragt zwischen neun bis zehn andern Hügeln und Wäldern hervor, was ein majestätischer Anblick ist. Die Pyramide und die hin und wieder stehenden Tempel geben der Scene eine Abwechslung, die bei dem großen Umfange nöthig war. Dieses ist vielleicht der schönste Prospect in Yorkshire; denn das Gebäude bildet mit dem Park und den Wäldern eine in der Runde zusammenhängende Landschaft, die schön und groß ist, und die umliegende Gegend zeigt eine unabsehbliche Weite angebauter Ländereien und arabischer Scenen.

Wenn man sich von diesem Platz nach der Linken wendet, so wechselt die Landschaft beständig ab und gefällt jedes Mal aufs Neue. Man geht durch ein mit Wasser versehenes Thal nach der westlichen Ecke des Parks, wo man abermals eine Aussicht hat, die den übrigen nichts nachgibt. Man sieht über eine Anhöhe weg, und wird das an verschiedenen Stellen durch die Bäume scheinende Wasser und am Ufer desselben den achteckigen Tempel gewahr, was mit den übrigen hochliegenden Gebäuden einen artigen Contrast macht. Auf der linken Seite erhebt sich der Wald und vereinigt sich mit dem bei dem Wohngebäude. Gegenüber liegt der bäuerische Tempel und hinter demselben ein düsterer Wald. Noch höher, in einem lichterem Walde, steht die Pyramide. Alles zusammen bringt wiederum eine prächtige Wirkung hervor. Rechter Hand erblickt man eine Menge angebauter Hügel.

Die oft angeführte Pyramide verdient noch eine

nähere Beschreibung. Sie besteht aus einem dreieckigen Thurme, der ungefähr 200 Fuß hoch auf einem Hügel angelegt ist. Man steigt mittelst einer Wendeltreppe hinauf und hat oben eine überraschende Aussicht. Man überfieht das Haus, alle umliegenden Hügel, Wälder, Wasser, Tempel u. mit einem Blick, und in weiterer Entfernung einen unermesslichen Strich angebauter und eingezäunter Felder. Nicht weit von der Pyramide ist eine Arcade aufgeführt, die dem ionischen Tempel zum Prospect dient. Man sieht von diesem zierlichen Gebäude eine reizende Landschaft; in dem tiefer liegenden Thale fällt das Wasser an manchen Stellen in die Augen; auf der einen Seite zeigen sich die verschiedenen, bisher beschriebenen Lustwälder bis an den großen Wald von hundert Morgen. Bei gedachtem Tempel liegt die Menagerie, dem Gewächshause gegenüber; man trifft in derselben eine erstaunliche Menge goldfarbener Fasane, Cacadu und anderer seltner Vögel an. Von hier geht man eine Terrasse hinab, und während der Zeit wird das Auge durch die Abwechslung von Hügeln, Thälern, schlängelndem Wasser, Wäldern und Tempeln ergötzt.

Mit einem Worte, Wentworth ist in allen Betrachtungen einer der schönsten Plätze des Königreichs. Bei andern Landsitzen bewundert man bald das Haus mit seinen Merkwürdigkeiten, bald den Park; bei manchen rühmt man die zur Zierde in dem Park aufgeführten Gebäude oder auch die schönen Prospective überhaupt. Hier ist Alles vereinigt. Das Gebäude ist eins der größten in England; der Park hat alle Schönheiten der Natur und Kunst, die man sich nur denken kann; die prächtigen Wälder übertreffen alle Beschreibung. Die Tempel haben eine schöne Architektur und eine so

wahl gewählte Lage, daß sie den Reiz eines jeden Platzes außerordentlich erheben. Dazu kommt die Schönheit der umliegenden Landschaft, die aus angebauten Hügeln, Dörfern und Städten besteht.

Duncombe-Park <sup>1)</sup>. Duncombe-Park gehört unter die schönsten in England. Der am Hause liegende Garten hat eine Terrasse, von der man die umliegenden Landschaften besser überseht, als man sie mit Worten beschreiben kann. An einem Ende steht ein ionischer Tempel, von dem man eine herrliche Aussicht hat! man sieht zur Linken hohe Bäume bei dem Tempel, etwas mehr rechts eine weit ausgedehnte Landschaft. In der Tiefe krümmt sich ein Thal um einen Wald, der am Hügel ein Amphitheater bildet. An der andern Seite der Terrasse steht ein toscanischer Tempel mit einer Colonnade. Der gegenüber befindliche Wald verbreitet sich über einen ansehnlichen Hügel und stößt an das Ufer eines schönen Flusses, der sich durch das Thal schlängelt und in der Mitte desselben einen großen Wasserfall bildet, über welchen die Bäume wild herüberhängen. Das Thal ist durch Hecken in verschiedene Wiesen abgetheilt. Die Krümmungen des Stroms sind schön und seine Ufer werden von einzeln stehenden Bäumen beschattet. Diesen Anblick, der Alles darbietet, was man nur in einer abwechselnden Landschaft wünschen kann, behält man längs der ganzen Terrasse bis zu dem toscanischen Tempel. Dieser steht gleichsam auf der Spitze eines hohen Vorgebirges, von dem sich die Aussicht noch mehr erweitert; man entdeckt eine neue Terrasse und überseht viele abwechselnde Scenen, die

---

<sup>1)</sup> In Northshire. Die obige Beschreibung stammt ebenfalls von Young; a. a. O., 7. Brief.

des besten Pinsels würdig sind. Auf der linken Seite fällt das gedachte Thal noch vorthellhafter in die Augen, weil man eine weit größere Strecke des an dem Hügel stehenden Wassers übersteht. Das Thal mit allen Einzäunungen, der Fluß mit der Cascade liegen so tief, daß man gleichsam von oben darauf sieht. Das mit Holz besetzte Ufer macht eine Krümmung gegen den Garten. Vor sich hin sieht man zwischen Hügeln hindurch über ein sich erweiterndes Thal, und entdeckt in der Entfernung einen alten Thurm und die Kirchsipfe von Helmsley. Mehr zur Rechten führt das verlängerte Thal das Auge gleichsam in einen von Hügeln umgebenen Kessel, was der ganzen Scene ein etwas mildes, aber zugleich majestätisches Ansehen gibt. Der dunkle Schatten des Waldes macht mit dem schönen Strom einen merkwürdigen Contrast. Er erscheint hier breiter, und die Cascade, welche man vor sich hat, ergößt Auge und Ohr.

Der Prospect dieses Tempels besteht also vornehmlich in zwei Thälern zur Rechten und zur Linken, die nur aus diesem Gesichtspunkte, von dem ersten Tempel aber gar nicht gesehen werden können. Die gegenüber liegende Waldung, die aus jedem Thale ein Amphitheater macht, wird durch einen dem Tempel gegenüberstehenden Hügel getheilt, welcher mit Farrenkraut und allerlei Gesträuch bewachsen ist, und sich dadurch von allen andern desto mehr unterscheidet. Dieser Tempel besteht innen aus einem runden Saale mit einer Kuppel, der mit eingelegter Arbeit und vier Statuen in Nischen verziert ist.

Dies sind nicht die einzigen Schönheiten dieses Parks, sondern zwei englische Meilen davon trifft man einen eben so bezaubernden Ort an, der von einer alten

verfallenen Abtei Ryemall's Abtei heißt. Man sieht hier eine in edlen Krümmungen fortlaufende Terrasse am Rande eines ausgebreiteten Hügels; auf der einen Seite liegt ein tiefes Thal und auf der andern eine dichte Anpflanzung, die mit allerlei Gesträuchen eingefaßt ist. An dem einen Ende steht ein runder Tempel mit einer toscanischen Colonnade, und am andern ein ionischer Tempel mit einer Halle. Von jenem Tempel ist die Aussicht sehr angenehm; vorwärts liegt ein in verschiedenen Krümmungen fortlaufendes, mit einzelnen Bäumen und Wasser versehenes Thal; jenseit desselben verbreitet sich ein weitläufiger Wald über viele Hügel, die eine Abwechslung von steilen Anhöhen und Tiesen geben. Hin und wieder wird die Waldung durch Einzäunungen unterbrochen. Am Ende des Thales und am Fuße des Waldes liegt eine kleine Hütte, die dem ganzen Gemälde eine reizende Abwechslung gibt. Die entferntern Hügel, die man darüber hervorragen sieht, sind meist unfruchtbar und mit wilden Gesträuchen bewachsen. Sie schließen gleichsam dieses kleine Paradies ein und heben den Anblick desselben durch ihren Contrast.

Wendet man sich etwas zur Rechten, so sieht man auf ein anderes herrliches Thal hinab, das viele Krümmungen hat, und der jenseit sich erhebende Hügel ist von unten bis oben bewaldet. Das Thal ist mit Wiesen bedeckt, die durch grüne Hecken von einander abgesondert und mit einzelnen hohen Bäumen besetzt sind. Dieses Thal verliert sich zuletzt zwischen Hügeln, die theils mit Holzung bewachsen sind, theils wüste liegen.

So wie man längs der Terrasse hingeht, wechseln die Ansichten ab. Nichts ist reizender, als das Thal,

durch welches sich der von überhängenden Bäumen beschattete Fluß schlängelt. Die Bäume verbreiten sich vom Ufer aus über eine Reihe von Hügeln, an deren Fuße eingezäunte Wiesen erscheinen. Indem man den Weg fortsetzt, erweitert sich die Landschaft und zeigt dem Auge noch mehr Schönheiten. Das Thal wird breiter, die Einzäunungen mehren sich, das schöne Grün der Wiesen, einzeln stehende Bäume und der schnellfließende Strom gewähren den schönsten Anblick; ein von hohen Bäumen beschattetes Bachterhaus macht ihn noch abwechselnder.

Noch weiter auf der Terrasse öffnet sich eine Aussicht, welche alle bisherigen übertrifft. Man sieht durch eine Lichtung des Dickichts, welches am Rande eines Abgrundes steht, auf die Ruinen einer alten Abtei hinab, die mitten in einem kleinen schönen Thale liegen; zwischen den Ruinen stehen hin und wieder einzelne Bäume.

Darauf macht die Terrasse eine Krümmung, worauf sich die Aussichten aus einem ganz andern Gesichtspunkte darstellen. Man übersieht die zerstreut liegenden Ruinen der Abtei völlig und hat das schöne Thal vor sich, welches sich theils zwischen den Hügeln verliert, theils gegen andere, mit Waldung bewachsene Hügel erhebt. Gegenüber zeigt sich der Wald in seiner ganzen Schönheit, und die Abtei bietet mit den einzeln liegenden Häusern einen sehr malerischen Anblick. Die Einzäunungen des Thales, die einzeln stehenden Bäume, die Hecken machen eine reizende Landschaft aus, die sich mit zwei fernen Hügeln endet.

Etwas weiter hin sieht man von einer jähren Anhöhe gleichsam gerade in die Ruinen hinein. Ueber diesen hinweg entdeckt man das Thal und etwas hinter

sich eine Brücke mit drei Bogen über den Fluß. Das jenseitige Ufer ist mit Waldung besetzt, über welche fähle Hügel hervorragten.

Die Aussicht von dem ionischen Tempel ist schön und von den bisherigen ganz verschieden. Eine Kluft geht von diesem hinab und hebt sich nach der Richtung der Terrasse gegen den jenseitigen toscanischen Tempel, der auf dem Gipfel der Anhöhe steht. Die Abtei zeigt sich aus einem neuen Gesichtspunkte, und die Brücke scheint mit überhangenden Bäumen umgeben. Der Tempel selbst hat eine Halle und einen Saal, der mit Gemälden, Bildhauerwerk und Vergoldung, Alles in gutem Geschmack, verziert ist.

Park zu Hagley <sup>1)</sup>. Hagley, heißt es in dem uns vorliegenden Berichte, liegt mitten in einer fruchtbaren und angenehmen Gegend zwischen den Gebirgen von Clent und Witchberry. Die letztern sind in drei schöne Anhöhen vertheilt. Die eine derselben ist mit Waldung bedeckt, die andere ist eine offene Schafrist, mit einem Obelisk auf ihrer obersten Spitze, auf der dritten zeigt sich der bedeckte Gang vom Tempel des Theseus, vollkommen nach dem Muster des athenischen, auch diesem an Größe wenig nachgebend. Er steht kühn auf dem Gipfel des Berges und hat mit dem dunkeln Hintergrunde eines Tannenwaldes und über den vorn und an den Seiten befindlichen Abhängen ein recht

---

<sup>1)</sup> Bei Stourbridge in Worcestershire. Die obige Beschreibung ist aus: Betrachtungen über das heutige Gartenwesen. Aus dem Engl. 1771. S. 239 ff. Eine andere Beschreibung s. in Heeley's Lettres on the beauties of Hagley, 1772, 2 Voll. Von Maurice hat man auch eine poetische Schilderung: Hagley, a descriptive Poem. London 1776.

majestätisches Ansehen. Das Haus bekommt von diesen Anhöhen ein sehr vortheilhaftes Aussehen, und man kann von jedem Standorte einige schöne Ausichten entdecken. Stourbridge, eine sehr belebte Stadt, liegt gleich am Fuße derselben; die Ruinen vom Dudleyschlosse zeigen sich in keiner großen Entfernung; das Land ist mit Einwohnern und den Spuren ihres Fleißes angefüllt und ein kleines Stück, das sich von der Gegend, wo die in der Nachbarschaft verarbeiteten Mineralien gegraben werden, bis über den Horizont verbreitet, ist ein Beweis des Reichthums, ohne der Schönheit der Landschaft einigen Abbruch zu thun.

Von den Glenter Bergen sind die Ausichten noch großartiger. Sie erstrecken sich auf der einen Seite bis zu den schwarzen Bergen in Wallis, welche sich in einer langen Linie in einer Entfernung von 60 engl. Meilen durch die Oeffnung zwischen den rauhen und ungeheuern Malverngebirgen und zwischen einer einsamen Spitze des Wrekinberges zeigen, die beide von Hagley 30 Meilen entfernt sind und eben so weit von einander abstehen. Das Land besteht aus einer Mischung von Bergen und Thälern und ist sehr geschlossen, ausgenommen in einer einzigen Gegend, wo eine Helde, die von Erhöhungen, Teichen und verschiedenen andern Gegenständen eine angenehme Abwechslung erhält, mit einer Ackerfläche, das von jener umgeben wird, einen vortrefflichen Contrast macht. Von der andern Seite der Glenter-Berge ist die Aussicht nicht so weit. Der Boden aber ist weit rauher und unebener. Dennoch ist er in vielen Theilen mit großen, schönen Wäldern bedeckt und die Aussicht erhält von den vielen Land-sitzen des Adels eine bedeutende Mannigfaltigkeit. Da überdieß die Berge selbst sehr malerisch sind, so ändert



sich die Scene oft. An andern Orten zeigen tiefe Thäler, die sich nach und nach in der Ebene verlieren, die Gegenstände in einem abwechselnden Lichte. In einer von diesen Tiefen ist eine artige Meierei unter einem hohen Abhange aufgebaut, indem es außerdem auf den Seiten und nach hinten von Waldung umringt ist und die Vorstellung einer Einsiedelei inmitten der sonst offenen und freien Gegend erregt. Von den darüber befindlichen Höhen fällt die ganze Landschaft in die Augen, welche vorher von den Witchberry-Bergen übersehen werden konnte, sich aber hier über dem Park von Hagley zeigt, der einen vortrefflichen Vordergrund abgibt, an sich selbst schön ist und der Landschaft ihre Vollendung ertheilt.

Obgleich das Wohnhaus im Park niedrig ist, so ist es doch über die umliegende Landschaft erhaben, die man aus demselben bis zu einem ziemlich entfernten Horizont übersehen kann. Es wird von einer Wildbahn eingeschlossen, die aus einem artigen, unebenen Boden besteht und mit ansehnlichen Gruppen und einzeln stehenden Bäumen besetzt ist. Von vorn hat es eine offene Aussicht, auf der einen Seite aber wird es von den Witchberry-Bergen, auf der andern, wie auch im Rücken, von den Anhöhen des Parks umringt, die hoch, steil und alle mit Hochwald bedeckt sind. Die Wildbahn, welche bald an dem Fuße dieser Berge hinläuft, bald die Anhöhen hinaussteigt oder sich auch bisweilen längs den Blößen in die Tiefe des Waldes hineinwindet, gewährt durch ihr dichtes Laubwerk ein schönes Naturbild.

Obgleich der Wald zusammenhängend zu sein scheint, so öffnet er sich doch in Wirklichkeit oft in Wildbahnen, die einen großen Theil seines innern Raums

einnehmen. In der Menge, in der Abwechslung und Schönheit dieser Wildbahnen, in dem Schatten der Gebüsche, wodurch jene von einander abgesondert werden, wie nicht weniger in ihren eigenen Schönheiten und Abwechslungen besteht der Ruhm von Hagley. Nicht zwei Oeffnungen sind in ihrem Maße, in ihrer Gestalt oder ihrem Charakter einander gleich. Einige strecken sich in sehr lange Wege aus; andere erweitern sich nach allen Seiten, auch unterscheiden sie sich durch Gebäude, durch Aussichten und oft durch den Charakter der Bäume, von denen sie eingefasst sind. Bei der einen machen etliche nachlässige Linien von Bäumen, bei einer andern viele sehr verschiedene und gänzlich irreguläre Theile die Gränze aus. Der Boden ist nirgends eben, sondern hat bald steile Abhänge, bald nur allmähliche Erhöhungen, bald schlängelt er sich um mittelmäßige Anhöhen, bald bekommt er eine unterbrochene und wellenförmige Gestalt.

Ein achteckiges Sommerhaus, welches dem Andenken des berühmten Thomson gewidmet und in der Gegend, die er am liebsten besuchte, aufgebaut ist, steht auf dem Gipfel einer steilen Höhe. Eine Wiese windet sich durch das unten befindliche Thal, bis sie sich auf beiden Seiten hinter einigen Bäumen verliert. Diesem Hause gegenüber krönt ein ansehnlicher Wald den Gipfel eines großen, länglich runden und ziemlich hohen Berges, und senkt sich an den Seiten bis an den Fuß desselben hinab. So wie er an der einen Seite hinabsteigt, so zeigt sich die entferntere Landschaft mehr oder weniger, und hinter dem Abhange an der andern Seite erscheinen die Glenter-Berge. Gleich am Fuße derselben, da, wo sich der Wald endigt, steht ein dunkler, altherthümlicher Thurm, in der Mitte des Waldes aber sieht man

einen bedeckten Gang nach dorischer Bauart, nebst einem Theile von der Wildbahn vor demselben. Die Scene ist sehr einfach; die Hauptprospecte sind dagegen großartig, fallen um so mehr in die Augen und sind auf das Genaueste mit einander verbunden.

Die nächstfolgende Richtung ist klein und umkreist eine auf einem Hügel errichtete Rotunde. Die Bäume, von welchen sie eingeschlossen ist, sind groß, aber ihr Laubwerk ist nicht sonderlich dicht, und weil ihre Stämme unter den Ästen, ihre Zweige aber durch dieselben erscheinen, so machen sie einen eigenthümlichen Eindruck. Die Rotunde hat eine ganz einsame Lage, keine Fernsicht und nur einen einzigen sichtbaren Ausgang; dieser ist kurz und enge, bis zu einer mit einem bedeckten Gange versehenen Brücke, die über einen Fluß erbaut ist.

Der Hain hinter der Rotunde sondert diese von einer großen, freien Richtung im Walde, die nur von einem dünnen Gehölz eingefast, nachlässig geziert und mit vielem Farrenkraut überwachsen ist. Diese Wildniß ist mitten in so vieler Schönheit und Zierde, welche in den benachbarten Theilen des Parks hervorleuchtet, eine wohl angebrachte Schattirung. Uebrigens ist der Platz an sich selbst angenehm und nirgends eingeschränkt; man hat am Ende desselben aus einem gothischen Gebäude eine perspectivische Aussicht auf den Wald und Thurm, die sich vorhin beide zugleich mit den Witchberry-Bergen und mit einem großen Theil der Landschaft von vorn zeigten.

Der Thurm, welcher in der Aussicht allerzeit mit Waldung verbunden ist, steht gleichwohl nur auf einem Theil einer Fläche, die auf der breiten Höhe eines Berges hinläuft und zu beiden Seiten abwärts senkt.

Dichte Haine verstecken die Abhänge. Zur Rechten verliert sich die abwärts laufende Wildbahn bald unter den Bäumen; die Abdachung zur Linken aber ist steiler und kürzer, so daß sie von dem Auge bis in die Tiefe verfolgt werden kann. Der Thurm hat eine Aussicht über das Ganze. Er selbst scheint ein Ueberbleibsel eines theils eingefallenen und mit Gebüsch überwachsenen Schlosses zu sein. Man kann sich keine schönere Lage für ein solches vorstellen.

Am Ende des unter dem Thurme befindlichen Thales ist in einem finstern und aller Aussicht beraubten Winkels eine aus Wurzeln und Moos erbaute Einsiedlerwohnung. Hohe Roßkastanien schließen diesen einsamen Ort ein. Ein schmaler Bach rieselt an der Einsiedelei vorbei und zwei kleine Gewässer sammeln sich in der Tiefe. Auf der einen Seite erscheinen sie durch die Gruppen der Bäume, die andere Seite aber ist offen, jedoch mit Farnkraut überwachsen. Dieses Thal macht das Ende des Parks aus, und unmittelbar über demselben erheben sich die Glenter-Berge in aller ihrer Unregelmäßigkeit.

Auf der andern Seite des Schlosses ist ein langer Abhang; sie ist, wie das Uebrige, mit vortrefflicher Waldung bedeckt, welche gleichfalls schöne, aber von allen vorigen unterschiedene Wildbahnen durchschneiden. In der einen ist der Boden sehr uneben, die Gränze stark unterbrochen und bloß durch die Stämme der Bäume bezeichnet, die sehr hoch aufschießen, ehe die Aeste anfangen. Die folgende ist weit einfacher; der Boden fällt von einer Höhe in eine große Tiefe hinab, die sich schief nach dem Thale zulenkt, wo sie sich in die Waldung verliert. Diese hängt vermittelt eines kurzen Weges durch zwei Haine mit einer andern zu-

sammen, welche die Tinianische Wildbahn heißt, wegen der Aehnlichkeit, die sie mit den Wildbahnen dieser berühmten Insel haben soll. Sie ist mit den prächtigsten Bäumen eingefast, die alle frisch, lebhaft und so stark belaubt sind, daß kein Stamm, kein Ast erscheint, sondern große Flächen von Laubwerk einen wellenförmigen Umriß bezeichnen. Der grüne Rasen ist hier so anmuthig, wie in einer offenen Gegend. In Beiden krümmt sich der Boden über kleine Anhöhen und allmähliche Vertiefungen, wodurch er der Oberfläche eine richtige Abwechslung gibt, ohne sie zu zerstückeln. Nirgend sind starke Linien gezogen, nirgends erscheint etwas besonders auffallend, sondern alles ist sanft, ruhig und heiter. Ein einsame Urne enthält eine von Pope für diesen Ort verfaßte Inschrift.

Der dorische bedeckte Gang, welcher gleichfalls den Namen Pope's führt, ist in der Nähe, ob er gleich nicht in die Augen fällt. Er steht auf dem Abhange eines Berges und Thomsons Haus mit seinen Gainen ist ein angenehmer Gegenstand in dem Prospect von jenem. In dem unten sich hinziehenden Thale ist eine Bank angebracht, die verschiedene Ausichten gewährt.

Die nächste Wildbahn ist sehr groß. Der Boden ist uneben und hügelig, hat aber dennoch eine einzige Richtung, indem sich die Erhöhungen von allen Seiten nach einem einzigen Abhange neigen. Der Umriß bekommt seine Abwechslung von verschiedenen auf den Hügeln gepflanzten Gruppen von Bäumen, und durch die Oeffnungen zwischen denselben ergibt sich sehr oft eine Perspective der Umgegend. Auf der obersten Höhe ist ein Haus, welches die prächtigste Lage in ganz Hagley hat. Von demselben hat man eine Aussicht an dem kühnen Hange der Wildbahn hinunter und über

ein ganzes Thal, welches zu den hinter demselben befindlichen Bergen mit den vortrefflichsten Bäumen bewachsen ist. Der eine von jenen Bergen ist mit einem Walde an seinem Abhange bedeckt, der nur darum einen Durchhau hat, um Thomson's Haus nebst den um dasselbe liegenden Anhöhen und Hainen zu zeigen. Indem die dichten Wipfel der Bäume im Thal sich in eine fortlaufende Oberfläche verwandeln, so geben sie dem Tempel des Ihesus eine sehr breite Grundfläche, verbergen die Höhe, auf welcher er gebaut ist, und pressen sich bis über den Grund desselben. Weiter zurück steht der Obelisk; vor demselben ist die Schaftrift und hinter ihm der Wald von Witchberry; hinter dem Tempel aber ist ein Tannenwald.

Ueber alle diese Tiefen, durch die Wälder, Haine und Büsche, wie auch längs der Seiten der Wildbahnen sind mit Rics bedeckte Gänge und zwar so angelegt, daß sie die Verbindung allezeit unterhalten und zu den Hauptscenen führen, ob sie gleich insgemein dem Blick versteckt sind. Die Schönheit so vieler Lustwege, die Vielheit und der Charakter der Gebäude, so wie die gute Verfassung, worin der ganze Park erhalten wird, dieses Alles gibt dem Ganzen seine Vortrefflichkeit.

Wir haben absichtlich die voranstehenden Beschreibungen dreier Parks aus dem vorigen Jahrhundert mit den eignen Worten ihrer Verfasser und in der Ausdrucksweise jener Zeit gegeben, ohne daran zu ändern. Doch glauben wir nicht, diese Schilderungen vermehren zu dürfen und verweisen daher diejenigen, welche von den mitgetheilten noch nicht befriedigt sind, auf „Hirschfeld's Theorie der Gartenkunst<sup>1)</sup>“ in welche die be-

---

<sup>1)</sup> Spj. 1779—1785, 5. Bde.

rühmtesten und bedeutendsten Anlagen beschrieben sind, welche in den verschiedenen Ländern Europa's in den letzten Zeiten vor dem Ausbruch der französischen Revolution bestanden.

---

## 11. Die Gartenbaugesellschaften.

Die Verhältnisse haben sich in dem Verlaufe der letzten 80 Jahre sehr verändert. Der Grund und Boden ist kostbarer geworden, die Producte des Landbaues und der Nussgärtnerei sind im Preise gestiegen, die Lebensansichten sind ernster geworden, — darum steht die Neuzeit hinsichtlich großartiger Garten-Unternehmungen dem vorigen Jahrhundert nach und wendet sich mehr der Nussgärtnerei zu. Selbst bei der Blumenzucht walten vielfach ernste Zwecke vor; man betreibt sie, um die Kenntnisse in der Botanik zu mehren und um durch Verkauf neuer oder seltner Species Geld zu verdienen.

Mit dieser erstern, den Erwerb bezweckenden Richtung des heutigen Gartenbaues stehen die zahlreichen Gartenbauvereine, Blumenvereine und Pomologischen Gesellschaften in Verbindung, welche seit dem Beginn des 19. Jahrhunderts entstanden und jetzt in allen Ländern europäischer Gesittung bestehen. Ist aber auch ihre Grundlage eine materielle, so müssen sie doch als ein erfreuliches Zeichen der fortschreitenden Humanität gelten, die nicht dulden mag, daß eine wüste Stelle die Trägheit des Menschen, eine verkümmerte Pflanze dessen Unachtsamkeit anlage.

Die erste Anregung zur Bildung allgemeiner Gartenbau-Vereine ging von England, dem Lande der großen

Parth aus, wo man auch zuerst das Bedürfniß fühlte, dem Boden die höchst möglichen Erträge abzugewinnen. Es war im Jahre 1805, als in London die Horticultural-Society gestiftet wurde, die jeden Zweig der Gartenpflege und selbst die eingreifenden Hilfswissenschaften umfaßte und bald nicht nur auf dem Continent, sondern auch jenseit des Oceans nachgeahmt wurde. Bei der in England allgemein verbreiteten Liebe zum Gartenbau — denn auch die kleinste Hütte hat dort ihren Garten und selbst Gefangene im Schuldthurm suchen durch Gärten in Scharben ihre Langweile zu vertreiben — fand die Horticultural-Society die lebhafteste Aufnahme, und treffliche Aufsätze von den bewährtesten Technikern schmückten die Bände ihrer seit 1812 erschienenen Verhandlungen. Alles, was im Gemüsegarten, wie im Treibhause, im Pleasure-Ground, wie im Augarten, mit Vortheil Anwendung findet, lag in dem Untersuchungskreise der Gesellschaft, und die bisher streng bewahrten Geheimnisse glücklicher Pflanzpflege wurden durch sie zum Gemeingut gemacht. Die höchste Blüthe erreichte die Gesellschaft im Jahre 1821, als sie sich darauf beschränkte, ihre Zwecke in Betreff der Gartenkunst durch Belohnungen, Veranstaltung von Ausstellungen, Herausgabe ihrer Verhandlungen, Vertheilung von Sämereien u. dgl., so wie durch Unterhaltung eines kleinen Versuchszartens zu erreichen. Die immer mehr sich vergrößernde Ausdehnung ihrer Unternehmungen führte nach und nach den Verfall der finanziellen Umstände herbei. Der leidige Zustand der Gesellschaft wurde den Mitgliedern derselben am 23. Oct. 1855 durch den Vice-Secretair der Gesellschaft, Dr. Lindley bekannt gemacht, und aus seinem Circular ging hervor, daß bereits seit 3 Jahren die Einnahmen bedeu-



tend von den Ausgaben überstiegen waren, so daß die schon vorhandene Schuldenmasse von 1854—55 um 1250 Pfd. Sterling vergrößert wurde. Dieses große Deficit entstand hauptsächlich dadurch, daß sich die Einnahmen der großen Ausstellungen, die eine Hauptquelle waren, nach und nach gemindert hatten. Im Jahre 1844 ergaben die Ausstellungen noch einen Reinertrag von mehr als 3024 Pfd. St., während sie im Jahre 1853 auf 1715 Pfd. St., 1854 auf 455 Pfd. St. herabgesunken waren und 1855 sogar einen Verlust von 300 Pfd. brachten. Zu diesem Verfall trug namentlich die in den letztern Jahren sich immer mehr entfaltende Pracht des großen botanischen Gartens zu Kew, zu welchem das Publicum freien Zutritt hat, viel bei, und in neuester Zeit übte der große Krystallpalast zu Sydenham mit seinen colossalen Gartenanlagen und Wintergärten einen bedeutenden Einfluß zu Ungunsten älterer Anstalten aus. Daher sah sich die Horticultural-Society seitdem zu den größten Einschränkungen genöthigt, welche sie bereits 1856 mit dem Verkauf großer Pflanzensammlungen und aller entbehrlichen Gegenstände begann.

Nach Londons Beispiel, den schon 1809 in Edinburg eine vom Prof. Duncan gestiftete Caledonian horticultural society gefolgt war, bildeten sich für engere Kreise ähnliche Gesellschaften in York, Durham, Manchester, Lancaster, Northampton, Leicester, Bedford, Essex, Gloucester, Worcester, Hereford, Suffolk, Berkshire, Glamorgan, ja selbst jenseit des Oceans in Philadelphia und New-York traten schon früh gleichartige Vereine zusammen.

Kriegsunruhen ließen damals auf dem Festlande von Europa den Gedanken an ähnliche, den gesammten

Gartenbau umfassende Verbindungen nicht aufkommen. Nur die landwirthschaftlichen Vereine, welche nach altergebrachter Sitte den Gartenbau als einen ihrer Zweige betrachteten, schirmten die einzelnen Versuche, die besonders der durch die Regierungen beschützten und durch Gesellschaften wissenschaftlich betriebenen Obstzucht galten. In Frankreich zog, wie wir bereits weiter oben sahen, die Pomologie des verdienten Ministers Chaptal Aufmerksamkeit auf sich. Er befahl den durch die Revolution nach Sceaux verlegten Obstbaumgarten der Kartäuser zu Paris auf seinem ehemaligen Standorte wieder herzustellen (Pépinière de Luxembourg) und setzte damit 1809 eine Schule für Obstzüchter in Verbindung. 1828 ging diese Schule zwar ein, weil die Kammern die ihr jährlich gegebene Unterstützung von 10,000 Franken nicht ferner bewilligen wollten, aber schon 1827 hatte sich eine Société d'horticulture nach einem sehr umfassenden Plane gebildet, und obgleich 1828 aus ihrem Schoße eine Société d'agronomie pratique hervorging, die sich nicht in ganz freundlicher Gesinnung von ihr trennte, so bewies sie doch durch ihre Annales de l'horticulture, daß etwas mehr, als ein Name, beabsichtigt war. Ihren Eifer rege zu erhalten, trug besonders der Baron Sonlange-Bodin bei, der Stifter eines am 14. Mai 1829 begründeten Garten-Instituts zu Fromont (Departement der Seine und Oise) und eines wahrhaft colossalen Welthandelsgartens, in welchem alle seltenen nordamerikanischen Gewächse in walddartigen Massen erzogen werden. Azaleen, Camellien, Rhododendren, Kalnien, Magnolien, Daphnen werden dort mit kaum glaublicher Schnelligkeit und Leichtigkeit in's Unendliche vermehrt. Karl X. erhob dieses Garten-Institut zu einem Royal institut horti-

cole, und von der Geschäftigkeit desselben geben die Annales de l'institut horticole de Fromont Rechenschaft.

In Deutschland bildete sich in den ersten Jahren unsers Jahrhunderts (1803) in Altenburg die erste Pomologische Gesellschaft, die 1810 mit der Herausgabe ihrer „Annalen“ begann, seit 1832 auch für allgemeinen Gartenbau und Blumenzucht, dann verbunden mit den Mittheilungen der naturforschenden Gesellschaft und des Kunst- und Handwerksvereins. Ihr folgte die von Evangelist Fürst begründete Gartenbaugesellschaft zu Frauendorf in Bayern, der älteste den gesamten Gartenbau umfassende Verein in Deutschland, in seinen ersten Anfängen sogar früher als die Londoner Horticultural-Society, der zugleich durch die seit 1823 herausgegebene „Allgemeine deutsche Gartenzeitung“ wirkte. Im Sinne des Londoner Gartenvereins bildete sich 1822 in Berlin ein Verein zur Beförderung des Gartenbaues, der zwar zunächst sich zur Aufgabe machte, die bisher noch vereinzeltten Nachrichten von den bessern Culturen zu sammeln und nicht bloß das Neue, sondern auch das bisher wenig Bekannte schnell zu verbreiten, bald aber durch die Thätigkeit seiner Mitglieder sehr Erfreuliches leistete und in seinen Verhandlungen, von denen jährlich ein Band erscheint, über die anfänglichen engern Schranken hinauszugehen sich erlauben durfte. Das allgemein verbreitete Interesse an allem Gewerblichen verschaffte dann bald bei den wissenschaftlichen Männern Deutschlands dem Gedanken an ähnliche Vereine allgemeinen Eingang. In Dresden entstand 1828 eine Gartenbaugesellschaft unter dem Namen Flora; ein Verein für Blumistik und Gartenbau bildete sich in Weimar 1829; ein thüringer Gartenbauverein zu Dieten-

dorf in demselben Jahre; ein ähnlicher zu Braunschweig 1831. Jetzt hat wohl jedes Land und jede größere Stadt ihren Gartenbauverein.

Jetzt hat nicht nur jedes Land, sondern fast jede größere Stadt einen Gartenbauverein. Der wesentliche Zweck dieser Vereine ist Förderung der Pflanzencultur, vorzugsweise in Beziehung auf das vaterländische Gartenbauwesen in allen seinen Zweigen. Diesen Zweck suchen sie durch in bestimmten Fristen wiederkehrende Versammlungen zu erreichen, in denen geeignete Vorträge und die nöthigen Besprechungen stattfinden, so wie ferner durch die Bebauung eigener von ihnen erworbener oder von der Regierung ihnen überlassener Grundstücke, durch Blumen- und Fruchtausstellungen, durch Anlegung dem Zwecke entsprechender Bibliotheken, durch Pflanzenfamilien, Herbarien, Samen- und Obstcabinette, endlich durch die Herausgabe von Zeitschriften und Correspondenz mit verwandten Vereinen. Fast alle deutschen Gartenbauvereine verbinden mit ihren Jahresfesten Blumen- und Fruchtausstellungen nach dem zuerst von Holland gegebenen Beispiele, das schon lange, ehe es solche Vereine besaß; seine Blumisten durch Feste Flora's und Pomona's entzückte. Die schönsten derselben möchten in Wien sein, wo die Blumenliebhaberei der Magnaten sich durch die schönsten Exemplare zu überbieten sucht. In Paris, wo früher der Marché aux fleurs eine solche Ausstellung ersetzte, hatte 1831 in den Gewächshäusern der Tuilerieen die erste mit einer Preisvertheilung verbundene statt. Brüssel hat außerordentlich reich ausgestattet durch seine Société d'horticulture und durch seine Floragesellschaft, und in Gent, Antwerpen, Aerschot, Harlem sind sie lange herkömmlich. Eine fortwährende

Ausstellung gewähren verschiedene große Pflanzen-Etablissements und botanische Gärten.

Die Blumenausstellungen machen den angenehmsten Eindruck zu einer Zeit, wo die freie Natur noch ihres Schmuckes beraubt ist. Was die Anordnung der Gewächse und die Decoration der sie aufnehmenden Räume verlangt, so hat man es in dieser Hinsicht zu großer Ausbildung gebracht. Ein üppiger Moosgrund verbirgt die Blumentöpfe, aus denen die blühenden Gewächse in zierlichen Gruppen, zum Theil durch Massen gleichartiger Blüthen imponirend, zum Theil in vielen Varietäten zusammenwirkend, entsteigen. Duftende Blüthensträucher verkleiden die Wände und höhere Bäume heben sich aus ihnen hervor. Hier und da breiten Palmen ihre Fächer und gefiederten Wedel aus, und an andern Stellen ordnen sich terrassenartig auf die drappirten Stufen die seltnern Gewächse zu leichterer Beschauung in größerer Nähe. Von besonderm Interesse ist es dabei, große Suiten von Arten einer Gattung oder von Seltenheiten einer Art zusammen zu sehen. Die Fruchtausstellungen zerfallen am füglichsten in solche für den Sommer und für den Herbst; Treibobst läßt sich in die im Frühjahr zu veranstaltende Blumenauftellung aufnehmen. Die Früchte für die Beschauung gefällig zu ordnen ist dabei viel schwieriger, als das Anordnen der blühenden Gewächse. Am vortheilhaftesten ist es unstreitig, wenn möglichst viele Gewächse, z. B. Obstorangerie, Weintrauben &c. fruchttragend mit aufgestellt werden. Einen großen Reichthum schöner und zum Theil überraschender Formen bieten dabei die Kürbisartigen Gewächse dar, eben so die Varietäten des Mais, des Durrahgrases &c. Die Stein- und Kernfrüchte werden gewöhnlich in zierlichen Gefäßen aufgestellt. Gewöhn-

lich werden für die reichste Sammlung von Varietäten einer Frucht, für die neuesten Erzeugnisse, für die zuerst an einem Orte glücklich cultivirten Früchte, für die richtigste Namenbestimmung u. Preise ausgesetzt. Bei den Blumenausstellungen gewährt man die Preise für: Anzucht oder Einführung neuer, schöner Gewächse, Aufstellung des vollständigsten Sortiments einer Gattung, vollkommenste Exemplare einer Modeblume, schönstes Arrangement einer Gewächsgruppe, schönste Auswahl von Bouquets.

Außer den allgemeinen Gartenvereinen gibt es auch deren für besondere Zwecke. So haben sich von den pomologischen Vereinen schon früh deren für den Weinbau getrennt. So gab (und gibt es wahrscheinlich noch) in England besondere Gesellschaften für die Cultur der Georginen (zu Hungerford), der Nelken, Rosen und Ranunkeln (zu Aldersley), für Pelargonien (zu Exeter) u.

Mit den Ausstellungen von Pflanzen, Früchten und Blumen verbindet man auch oft und zweckmäßig eine Ausstellung verschiedener Gartenbedürfnisse, als Stühle, Tische, Bänke, Messer, Sägen, Scheeren, Blumen-Maleisen, Gartenschriften u.

## 12. Die Wintergärten.

Es ist ein gewiß weit in das Alterthum zurückreichender Gedanke, durch Wintergärten die Dede des Winters zu verschönern. Wir sahen bereits, daß wahrscheinlich die alten Römer bereits etwas Aehnliches hatten, so wie auch die Klöster des Mittelalters. Jenes Treibhaus Alberts des Großen, von welchem wir er-

zählten, könnte ebenfalls in die Kategorie der Wintergärten eingereiht werden.

Am großartigsten schuf indeß die Neuzeit diese Anstalten und zwar stehen die Rußlands oben an. Indeß war es auch ganz natürlich, daß die reichen russischen Großen, von ihrer rauhen Natur in dem Zimmer zurückgehalten, sich in ihren Häusern den Comfort zu schaffen suchten, der ihnen im Freien verweigert war, und darauf verfielen, ihre Salons in zauberische Wintergärten umzuwandeln. Den ersten Garten dieser Art ließ der prachtliebende Potemkin im taurischen Palast zu Petersburg anlegen, um in demselben seiner Gebieterin, der mächtigen Kaiserin aller Rußen feenartige Feste zu geben. Es befindet sich dieser Wintergarten in der Nähe des Ballsaales, mit dem er eigentlich eins ist, da er nur vermittelt Arkaden, durch welche man sogleich aus den hellerleuchteten Räumen in die schönen schattigen Gebüsch und Baumgruppen eintreten kann, davon getrennt ist. Die höchsten Bäume in diesem Garten sind über 30 Fuß hoch; kleine Rasenplätze, auf denen der Rasen höchst mühselig durch häufiges Begießen selbst mitten im Winter grün erhalten wird, wechseln mit Lauben und Blumenbeeten ab. Die Bäume stehen alle in großen hölzernen Kästen tief in die Erde eingelassen und können für den Sommer zum Theil herausgenommen werden, um in's Freie zu kommen. Auch kann man einen Theil des Daches und der Wände im Sommer ausheben, um Licht und frische Luft zuzulassen. Große überall vertheilte Defen verbreiten eine gelinde Stubenwärme, und die Wege, die sich in verschiedenen Richtungen zwischen Fontainen und blühenden Gesträuchen hindurch schlängeln, sind mit Sand und Lehm fest angeschlagen. Ein eben solcher Garten

befindet sich in der ersten Etage des kaiserlichen Winterpalais und ähnliche haben viele vornehme Russen in ihren Häusern nachgeahmt. Wenn die Kinder dann bei 30 Grad Kälte nicht in's Freie dürfen, so spielen sie auf den freien Rasenplätzen des Stubengartens, und die Balldamen, die in Pelze gehüllt herangefahren kommen, tanzen während der nordischen Winternächte im Schatten zauberischer Haine, im Schimmer mehr als eines Mondes, denn eine kunstvolle Mondschein-Erleuchtung darf bei diesen Festen nicht fehlen.

Ein großartiger Glashaus-Garten wurde 1841<sup>1)</sup> bei Chatsworth in England erbaut. Es war dazu ein Platz von 2 Acker Ausdehnung von Bäumen und Gebüsch gereinigt worden. Die mit Glas versehene Fläche sollte 70,000 Quadratfuß Glas enthalten. Unter diesem riesenhaften Dome wollte man die Bäume, Sträucher und Stauden in Haine und Beete ordnen; kleine Bäche und Teiche sollten die nöthige Feuchtigkeit, eine Wasserheizung die Wärme liefern, geschlängelte Wege aber zu den einzelnen Theilen dieser großartigen Winteranlage leiten.

Am häufigsten hat aber in neuern Zeiten in den Residenzen die Speculation den Gedanken der Wintergärten bei Anlage großartiger Kaffeehäuser ausgebeutet. Es würde uns zu weit führen, alle oder auch nur die bekanntesten dieser Anlagen hier zu beschreiben, daher wir uns darauf beschränken, den Jardin d'hiver in Paris zu beschreiben.

Der Pariser Wintergarten ist ebenfalls bestimmt, in der Wirklichkeit zu gewähren, was kühne Phantasie

---

<sup>1)</sup> Weissenßer Blumenzeit., 1841. S. 344.



oft in Feenmärchen schuf. Er ist unfern der Elysäischen Felder. Drei bunte Wimpel umflattern lustig ein Glasdach, das den Balkon deckt, auf welchen man von der ersten Etage gelangt. Er ist geschmückt durch ein Wasserspiel, mehre Büsten, Pflanzen-Borduren, Guirlanden. — Die Fassade des Parterres ist halbrund; die Wagen fahren bequem vor, der Schweizer in Livrén öffnet, zeigt Casse vestiaire und Contrôle; man tritt in einen 35 Schritt langen, verhältnißmäßig breiten, 27 Fuß hohen Saal, der sein Licht gleich einem Gewächshause von oben herein erhält. Hunderte ausgezeichnete Gemälde zieren die Wände, zahlreiche Kronleuchter die Decke. Duftende Pflanzengruppen erfüllen den Raum mit Wohlgerüchen. Reiche damastne Vorhänge schlagen sich zurück — und jetzt hat man das Diorama des Wintergartens vor sich.

Staunen ist gewiß das Gefühl, das sich eines Jeden beim Eintritt bemächtigt. Man glaubt sich in ein Feenschloß versetzt, bestehend aus Krystall, Korallen, Smaragd und Luft. Lange zweifelt man an dem Vorhandensein einer Glasbedachung, so leicht, so lustig trägt das Eisenwerk den herrlichen Dom des Gebäudes. In der Höhe von 50 bis 60 Fuß werden die Eisensparren zu zarten Reifen, die Eisenstangen erscheinen kaum in der Stärke gewöhnlicher Drähte. Steht man auf der Vorschwelle, so überseht man die schlanken Säulen, welche den Saal tragen und seine Größe noch heben, in der Mitte zwischen ihnen aber den sammtgrünen Rasen mit feinen buschigen Pflanzengruppen, feinen bunten Blumenbeeten. Imponirend erhebt sich von demselben eine 30 Fuß hohe prächtige Norfolkkanne. Verfolgt man die Perspective, so erblickt man eine Wassersäule, die stolz bis zum Zenith des Krystallhori-

zontes aufsteigt, sich dann auflöst und in einen Staubregen verwandelt, der mit majestätischer Ruhe in das Bassin zurückfällt, aus welchem der Wasserstrahl sich erhebt. Eine Reihe von Kühlepflanzen läuft um den ganzen Saal und Schlinggewächse umgeben die Pfeiler.

Durchschreitet man den Saal in seiner Tiefe, so gelangt man alsbald in das Gebiet des Gewächshauses, das etwa die Form eines verlängerten Hufeisens hat und dessen Glasdach sich an den Dom des Salons anlehnt. Man gelangt an dem schon erwähnten Wasserstrahle vorüber, erblickt ein Wasserbassin mit Schwänen, Wasserfälle, künstliche Felsenpartieen von herrlichen Decorationspflanzen überwuchert, Lauben und Pflanzengruppen von gewinnender Form. Frei umherfliegende Vögel, Goldfischchen, die in den Wasserbassin bald gaulen, bald scheu zwischen die Wassergewächse zurückweichen, beleben diesen Zaubersommer, in welchen man sich in Paris, während Frost und Schnee draußen Alles erstarren lassen, für nur einen Franken täglich von 11—5 Uhr zu versehen vermag. Daß es übrigens in diesem, in der Mitte der vierziger Jahre unsers Jahrhunderts von einem Actien-Verein gegründeten Etablissement nicht an den nöthigen Gelegenheiten fehlt, auch materiell zu genießen, daß es ferner zu Concerten, Bällen, Vorlesungen, Ausstellungen u. s. w. benutzt wird, bedarf wohl kaum der Erwähnung. Eine weitläufige Beschreibung desselben hat Herr Jérôme Fischer in der Allgemeinen Gartenzeitung <sup>1)</sup> gegeben, allein leider so planlos und verworren, daß es unmöglich ist, sich aus derselben ein deutliches Bild zu verschaffen.

---

<sup>1)</sup> Jahrg. 1848, S. 162 ff.

### 13. Heutiger Zustand des Gartenbau's in verschiedenen Ländern.

Ist es uns auch theils wegen Mangels an Nachrichten, theils wegen Mangel an Raum, nicht möglich, in diesem Abschnitte Erschöpfendes zu geben, so hoffen wir doch, daß es demselben gleichwohl an Interesse nicht fehlen werde.

#### a. Dänemark.<sup>1)</sup>

Die ersten Nachrichten über den Gartenbau in Dänemark reichen in das 12. Jahrhundert zurück. Von Rom oder Jerusalem heimkehrende Pilger führten manche Küchenkräuter und Frucht bäume ein, so daß man um jene Zeit Äpfel und Birnen, Hopfen, Zwiebeln, Angelica, weiße Rüben, Mohrrüben, Salat, Erbsen und Bohnen cultivirte, so wie auch einige Kohlarten, daher man die Küchengärten der damaligen Zeit „Kohlgärten“ genannt findet. Indes scheinen dergleichen Gärten doch meist nur bei den Klöstern und auf größern Gütern bestanden zu haben. Die frühesten Nachrichten über Versuche, Wein, Pfirsichen und Apricosen zu cultiviren, finden sich im 16. Jahrhundert. Die Blumengärten werden in jener Zeit „Rosengärten“ genannt und noch jetzt belegt auf Fühnen der Bauer jede Blume mit dem Namen Rose, während er die eigentliche Rose durch die Benennung „Rosendorn“ unterscheidet.

---

<sup>1)</sup> Nach Thaarup's den danske Stats Havekulturs Historie og Statistik.

Damit aber der Gartenbau größere Fortschritte mache und wenigstens hinreichend Kernobst im Lande gewonnen werde, so wurde 1446 durch königliches Rescript den Bauern zur Pflicht gemacht, sich Gärten anzulegen, in welche sie Hopfen, Äpfel und Birnen pflanzen sollten. Unter Christian III. wurde dann bei Geldstrafe geboten, daß jährlich jeder Bauer 3 Obstbäume, 10 Weiden und 5 Hopfenkeime pflanzen sollte. Unter Christian IV. (1643) wurde noch hinzugefügt, daß die Hopfenkeime bei Mangel an Platz an die Zäune zu pflanzen seien, was unter Christian V. abermals eingeschärft wurde. Man ließ es aber nicht hierbei bewenden, sondern berief auch Holländer, um den Gemüsebau zu heben. Bereits Christian II. hatte holländischen Colonisten einen Theil der Insel Amager bei Kopenhagen zum Bewirthschaften eingeräumt und in Folge davon ist noch heute Amager der Küchengarten von Kopenhagen.

Am Schlusse des 17. Jahrhunderts verwandte Prinz Jürgen alle Einkünfte seines Lehns auf die Ausbreitung des Gartenbaues und besoldete Gärtner, welche Frucht bäume in die Gärten der Bauern pflanzen mußten. Daher schreibt sich noch jetzt der größere Obstreichthum des südlichen Seeland. Gegen Ende des 18. Jahrhunderts wurde beim Schlosse Frederiksborg eine Obstbauschule angelegt, aus der seitdem viele tausende veredelter Stämme unter die Bauern des nördlichen Seeland vertheilt sind. Etwas später bildete sich auch eine „Landhaushaltungsgesellschaft,“ die theils für Prediger, Schullehrer, Gärtner u., welche den Bauern Anleitung zur Gartencultur geben würde, theils für die Abfassung eines guten Gartenhandbuchs Prämien aussetzte, endlich 1805 selbst einen Gärtner bei einer von ihr angelegten,

14 Tonnern großen Baumschule anstellte, der allen Bauern, die es wünschten, bei Gartenanlagen unentgeltlich zur Hand gehen und ihnen in der Baumzucht Unterweisung geben sollte. Daß 1811 eingeführte Gärtnerexamen trug dann wesentlich bei, daß sich die Gärtner minder einseitig ausbildeten. Besonders hatte Seeland der seit 1830 gestifteten Gesellschaft zur Förderung des Gartenbaues viel zu danken. Auch durch Blumen-Ausstellungen suchte dieselbe ein recht allgemeines Interesse an dem Gartenbau zu erregen.

Gleichwohl ist der Standd es Gartenwesens auf den dänischen Inseln noch nicht zu der Höhe gelangt, auf der er stehen könnte. Nur die königlichen Gartenanlagen zeichnen sich rühmlich aus. Wir erwähnen von denselben zunächst den botanischen Garten. Er ist nur 3 Tonnern groß, liegt aber mitten in der Stadt Kopenhagen, hinter dem Schlosse Charlottenburg. Sein jährliches Einkommen beläuft sich auf etwa 2000 Thlr. Er besitzt eine gute Bibliothek, bedeutende Herbarien (darunter das von Martin Bahl), eine Fruchtsammlung und eine Sammlung von Pflanzen in Spiritus, so wie Holzarten. Die ganze Anlage zeichnet sich im Freien wie in den Gewächshäusern durch Geschmaç und musterhafte Ordnung aus.

Im nördlichen Theile von Kopenhagen liegt das Schloß Rosenborg, dessen Garten schon seit 200 Jahren einen Namen in Europa hat. Besonderes Aufsehen erregte seiner Zeit das dortige schöne und große Lorbeerhaus, dessen Kupferdach allein 45,000 Thaler kostete. In neuern Zeiten ist freilich der Garten immer kleiner geworden, so daß er nur noch 1450 Fuß lang und etwa 1200 Fuß breit ist, so wie auch das Lorbeerhaus in eine Kaserne umgewandelt wurde, aber doch behauptet

er seinen alten Ruf im In- und Auslande. Er zerfällt in zwei Theile: in den öffentlichen Garten, welcher den ganzen Tag geöffnet und für die Kopenhagener ein sehr angenehmer Spaziergang ist, und in den geschlossenen Garten, welcher den Blumengarten, den Fruchtgarten und die Treibereien enthält. Im erstern sind vorzugsweise die durch ungewöhnliche Stärke ausgezeichneten Myrten- und Lorbeerbäume bemerkenswerth, welche daselbst während des Sommers als Allee aufgestellt sind; in letzterm aber die Menge seiner Obstsorten (allein 8—9000 Quadratfuß Spalierbäume) und die großartigen Treibereien der verschiedensten Art.

Von den übrigen königlichen Gärten bei Kopenhagen erzählt F. Krichauff (Allgem. Gartenzeit., 1847. S. 92 f.):

Eine halbe Stunde westlich von Kopenhagen liegt das Schloß Frederiksborg, das durch seine Lage die ganze Umgegend beherrscht. Der Garten, der seiner schönen Anlage und reichen Parteen wegen von den Kopenhagenern sehr fleißig besucht wird, enthält mit dem Lustwäldchen Søndermarken 96 Tonnen Land. Von der vor dem Schlosse liegenden Terrasse Smallebanke hat man eine der schönsten Aussichten auf Kopenhagen. Der Fruchtgarten enthält an 400 gute Obstsorten, der Küchengarten ist ziemlich ausgedehnt, in den Treibereien werden immer noch über 300 Ananas gewonnen, obschon sie nicht mehr so bedeutend wie früher sind. Auch Bananen- und Guajavatreiberei findet man dort.

Eine Stunde vor dem OSTERthore liegt das Schloß Charlottenlund. Auf dem Wege dahin hat man zur Rechten den Sund und die schwedische Küste, links eine fast ununterbrochene Reihe von Landhäusern mit

zum Theil recht hübschen Gartenanlagen. In dem in der Nähe liegenden an Wild reichen Thiergarten, von dem seit einigen Jahren ein Theil als Forstbaumschule abgetrennt ist, fand ich die malerischsten Buchen- und Eichenstämme, die ich je gesehen; die Bäume sind hier nicht bis etwa 30 oder 40 Fuß von der Erde kahl, und nur oben mit einer Laubkrone versehen, so daß man in weiten Säulengängen zu sein glaubt, sondern fast alle Zweige hängen, von gewaltiger Laubmasse belastet, zur Erde. Auffallend waren mir hier die gewöhnlich an etwas freieren Stellen stehenden Weißdorn, die oft eine außerordentliche Stammesdicke erreicht hatten oder auch, auf die wunderlichste Art mit einander verwachsen, eine schöne, gleichmäßige Krone bildeten.

Zwei Stunden nördlich von Kopenhagen ist Sorgenfrei, ein kleines, aber freundliches Schloß, der gewöhnliche Sommeraufenthalt des Königs. Es stößt an einen Buchen- und Erlenwald von 69 Tonnen Landes, der recht anziehende Parteen enthält. Der Obstgarten mit 800 Bäumen nimmt 3 Tonnen, der Küchengarten 6 Tonnen ein.

Vier Meilen von Kopenhagen ist das Schloß Fredensborg, ein sehr einfaches Gebäude aus dem Anfang des 18. Jahrhunderts, zu dem aber ein Park von 180 Tonnen gehört. Obschon er freilich nicht mehr, wie im vorigen Jahrhundert, als Muster eines französischen Gartens genannt werden kann, wovon eine 50jährige Vernachlässigung die Schuld trägt, so ist er doch in neuerer Zeit wieder mit einiger Sorgfalt behandelt.

Besonders wird aber der Schloßgarten zu Marienlyst gerühmt, von dem man eine prachtvolle Aussicht in das Kattegat, auf den durch zahllose Segel be-

lebten Sund und nach Schweden hat. Von diesem Garten sagt Thaarup: „Es ist kaum irgend ein Schloß in Dänemark, in dessen Gartengrängen sich so schöne und abwechselnde Aussichten fänden,“ und Hirschfeld: „Eine vortrefflichere Lage dichtet kaum ein Thomson aus der reichen Phantasie hervor, findet kaum ein Tavernier, der die herrlichsten Lustplätze aller Welttheile durchwandelte; erhabener und feierlicher mag die Natur Scenen bilden können, aber an einem Orte hat sie nicht Scenen in der Aussicht vereinigt, die diesen gleichen; man muß selbst sehen, Beschreibung genügt hier nicht.“

#### b. Norwegen.<sup>1)</sup>

Die norwegischen Gärten sind um die Städte herum in holländischem Geschmack angelegt und voll von Früchten und Blumen. Man findet z. B. daselbst Äpfel, Birnen, Pflaumen, Kirschen, Erdbeeren, Kohlsorten, Steckrüben, Blumenkohl, Gurken, Kartoffeln, Artischocken, Lupinen, Levkojen, Gartennelken, Federnelken, Lilien, Rosen und viele andere Gartenblumen. Im Garten des Pfarrers von Enontekiö, einem Dorfe, welches 287 engl. Meilen nördlich von Tornea liegt und vielleicht den besten Garten von Lappland hat, fand Dr. Clarke Erbsen, Möhren, Spinat, Kartoffeln, Steckrüben, Petersilie und einige Sorten Gartensalat; die Spizen des Kartoffelkrautes pflegte man zu kochen und genoß sie als köstliches Gemüse.

#### c. Rußland.

Rußlands Gartenbau steht auf einer Höhe, welche man im Auslande noch immer zu wenig begreift. In

---

<sup>1)</sup> Weigenseer's Blumenzeit., IX. Jahrg., S. 88.



einzelnen Instituten kann es vollkommen mit England wetteifern. Seltene Gewächse oder Prachteremplare werden von den russischen Großen überall im Auslande angekauft. Die Treiberei ist unübertroffen und geschickte deutsche und englische Gärtner werden mit hohem Gehalte gefesselt. Die Moskauer Gartenbau-Gesellschaft, welche schon seit einer Reihe von Jahren prachtvolle Ausstellungen veranstaltete, gibt seit 1856 auch ein gutes Gartenbau-Journal heraus.

Der Garten des taurischen Palastes soll der prachtvollste in Petersburg sein, ist aber dem allgemeinen Besuche nicht geöffnet. Er liegt mitten in der Stadt und ist ganz von Mauern umschlossen. Die Glanzpartie sind die Gewächshäuser, welche, 20 an der Zahl, eine Länge von 6000 Fuß einnehmen. Besonders interessant sind die zahlreichen Treibereien, welche unter jenem nördlichen Himmel die Tafel des Kaisers zu allen Zeiten mit Obst versehen müssen. Für Ananas werden durchschnittlich jährlich 800 für die kaiserliche Tafel geliefert, und etwa 14,000 Töpfe sind mit Erdbeeren bepflanzt.

Herr Hofgärtner Sello in Charlottenburg erzählt in den Verhandlungen des Vereins zur Beförderung des Gartenbaues in den königlich preuß. Staaten von den Gartenanlagen Petersburgs, daß sie seine kühnsten Erwartungen übertroffen hätten. Um eine Idee von der Großartigkeit einiger Gartenanlagen des Kaisers zu geben, wollen wir nur anführen, daß die Wege, welche die imposanten Anlagen von Peterhof durchziehen, ungefähr eine Gesamtlänge von 21 deutschen Meilen besitzen, und daß 800 Arbeiter täglich bei der Unterhaltung dieses großartigen Parks beschäftigt sind. Nahezu eben so ausgedehnt sind die Anlagen

von Pawlowsk und Zarsko-Selo, so wie außerdem von acht andern kaiserlichen Gärten von geringerem Umfange, deren Unterhalt jährlich etwa eine Million Silberrubel erfordert. Die zahlreichen prächtigen Landhäuser um Petersburg sind sämmtlich von schönen Gartenanlagen umgeben, in denen man trotz dem nördlichen Klima fast alle unsere Gartenblumen, wie Georginen, Asters, Levkojen, Rosen u. s. f. in üppigstem Blumenflor prangen sieht.

#### d. Türkei. <sup>1)</sup>

In und außerhalb Constantinopels finden sich Ziergärten aller Art, von den Palästen am Ufer des Bosporus bis auf die Spitzen der benachbarten Hügel. Die meisten Gärten sind nur eine Art Hofraum, nach allen Seiten von Mauern ganz umschlossen. An einer dieser Mauern ist ein Gebäude zur Ueberwinterung der Drangenbäume angebracht, während die andern mit Schlingpflanzen aller Art überzogen sind. Der Garten besteht nur aus mit Buchsbaum eingefassten regelmäßigen Beeten, in welchen, wenn der Garten gut unterhalten ist, die mannigfaltigsten Blumen den ganzen Sommer hindurch blühen. Die in Alleen gepflanzten Sträucher und Obstbäume sind sämmtlich in Pyramidenform geschnitten und die mit Kies bedeckten Wege werden sehr sauber gehalten.

Die Gärten des Serails sind in demselben Stile angelegt, nur sind die Wege mit Steinplatten belegt. Der den Palast des Kaisers umgebende Garten ist der schönste Constantinopels. Die Aufsicht über diesen

---

<sup>1)</sup> Gartenflora, 1852, S. 367.

Garten, der eine Combination der türkischen Gärten und des neuern Europäischen Stiles ist, führt ein deutscher Gärtner. Die Terrasse vor dem Palast ist mit symmetrischen Blumenpartieen, Gebüsch, Fontainen, Orangerieen zc. geschmückt. Hinter dem Palast erhebt sich ein Hügel, der mit Bosquetpartieen im natürlichen Stil bepflanzt ist.

Der kaiserliche botanische Garten unter der Leitung des Herrn Noë besitzt eine reichhaltige Sammlung von Pflanzen der Türkei. Die am Ufer des Bosporus gelegenen Gärten sind mit prächtigen Palmen und Cedern geschmückt und gewähren in Verbindung mit dem orientalischen Baustil der Paläste einen malerischen Anblick.

Ueber die in Constantinopel und überhaupt in dem türkischen Orient gebauten oder vorkommenden Obst- und Gemüsearten verdanken wir dem Prof. Karl Koch <sup>1)</sup> nähere Nachrichten.

Das Obst ist dort im Allgemeinen schlecht und die bessern Südfrüchte werden erst aus andern Gegenden herbeigebracht. So kommen die besten Apfelsinen aus Sicilien und ihr türkischer Name Portakali deutet auf Portugal, wie ja auch die alte Sage der Griechen die Gärten der Hesperiden nach dem Westen versetzte. Auch die Citronen werden aus Italien und Griechenland nach der Türkei eingeführt. Granatäpfel sind wegen des süß-säuerlich saftigen Fleisches während der heißen Sommermonate ein willkommenes Obst und aus ihnen verfertigt man unter Zusatz von Honig einen vorzüglichen Scharbet. Die Feigen (Indschir) sind größtentheils von vorzüglicher Güte; unter ihnen be-

---

<sup>1)</sup> S. dessen Wanderungen im Orient, 3 Bände, Weimar 1846, 47.

hauptet die Blumen- und die Kaiser-Feige (Ischit-schef- und Sultan-Indschir) den Vorzug. Eine dem Orientalen trotz ihrem ekelhaft süßlichen Geschmack angenehme Frucht ist die rothe, schwarze und weiße Maulbeere (Tut). Noch wichtiger ist diese für die Christen, denn diese verfertigen daraus ihren fuselartigen aber starken Branntwein, welchem vor allen die „Schwarzköpfe,“ d. h. die Diener der Kirche, huldigen, weshalb er bei den Griechen den Namen Pfaffenmilch führt.

Die Pflirschen (Scheftali) der Türkei vermögen kaum mit unsern süddeutschen, noch weniger mit denen Ober-Italiens einen Vergleich auszuhalten, was lediglich der schlechten Cultur zuzuschreiben ist. Rechte Mandeln sah Koch nur wenig und sie standen den süddeutschen an Feinheit des Geschmacks nach. Die gefährlichsten Früchte für die Abendländer sind die „Frankentöchter,“ mit welchem Namen man in Constantinopel allgemein die Apricosen (Kaissi) belegt, und sie sind um so schädlicher, als sie wirklich vor allem andern einheimischem Obst sich durch zartes Fleisch und angenehmen Geschmack auszeichnen; weniger nachtheilig ist diese Frucht, wenn man zu ihrem Genuß Wein trinkt.

Datteln (Churma) werden in Menge aus Aegypten eingeführt. Schwarze Datteln (Kara-Churma) nennt man die unreif unangenehm bittere, reif ekelhaft süßliche Lotuspflaume (*Diospyros Lotus* L.), welche im Winter, nachdem sie einen Frost erhalten, trocken im Handel vorkommt. Der Baum wächst am häufigsten in Syrien und Mingrelieu. Mehligere und kleiner als die ächten Datteln sind die Früchte des *Elaeagnus hortensis*, den man eigentlich gar keinen Geschmack zuschreiben kann.

Von unserm Kernobst erfreuen sich die Quitten (Alma) einer besondern Aufmerksamkeit und werden sowohl wegen ihres Geruchs, wie wegen ihres Geschmacks sehr geliebt. Am häufigsten trifft man Apfelquitten, aber von einer Größe und einer Weichheit des Fleisches, wie wir sie bei uns vergebens suchen. Die Äpfel (Elma) sind ohne Ausnahme gegen die unsrigen schlecht, indem auf den Obstbau überhaupt keine Sorgfalt gewendet wird. Die meisten und besten werden eingeführt aus dem Vaterlande unsers Obstes, von der Süd- und Ostküste des schwarzen Meeres und zwar besonders aus Sinope oder auch weiter östlich aus dem wälderreichen Oschanien, wo die Kirschbäume gleich unsern Eichen, Eschen und Buchen dichte Wälder bilden. Am berühmtesten ist der „Apfel Muhamed's,“ den Koch jedoch nicht zu sehen bekommen hat. Die Birnen sind noch schlechter als die Äpfel, und was von ihnen allenfalls einem abendländischen Gaumen genügen kann, stammt aus dem Westen. Mit unsern Butterbirnen stimmen die Eierfruchtbirnen (Badlitshan-Armudi) am meisten überein. Sonst sind die Gelindschik-, Balata- und Scheler-Armudi am vorzüglichsten. Mispeln (Muschmula) sieht man in Constantinopel auf dem Bazar in großer Menge, doch erfreuen sie sich im Orient, mit Ausnahme der schirvanschen Steppe, keines sonderlichen Rufes. Eben so wenig werden die Cornelskirschen, die besonders am Bosporus auf schönen Bäumen wachsen, von den vornehmen Orientalen genossen.

Eine wichtigere Rolle spielen die Pflaumen, von denen offenbar die Orientalen eine weit größere Menge Sorten besitzen, als wir, unter denen jedoch mehr ächte Pflaumen, als Zwetschen. Fast alle besitzen (wenig-

stens getrocknet) einen angenehmen säuerlichen Geschmack, der besonders bei der Bucharischen von einer solchen Vorzüglichkeit ist, wie ihn uns keine andere Frucht bietet. Nicht weniger angenehm, aber pikanter und süßlicher sind die Pflaumen aus Amasia, die großen schönen Apricosen- und Maulbeerpflaumen. So vorzüglich auch die frischen Pflaumen sind, so genügen sie doch dem, wie in den Sitten, so auch im Geschmack verdorbenen Orientalen nicht, und er ißt sie entweder nur getrocknet oder noch grün und unreif mit Salz. Weniger gut sind die Kirschen, von denen auch die sauern auf schönen großen Stämmen wachsen. Alle süßschmeckenden Kirschen nennt man im Orient Kires, während die saueren den Namen Wischneh hat, unter welchem in Rußland alle Kirschen verstanden werden. Vor allen wird die Sultanskirsche gepriesen. — Oliven werden hauptsächlich unreif getrocknet zu Fastenspeisen benutzt.

Weintrauben werden in der Umgegend von Constantinopel wenig, am meisten auf beiden Ufern des Bosporus cultivirt. Wild scheint die Rebe nicht, eben so wenig verwildert, vorzukommen. In den Küstengegenden im Süden des schwarzen Meeres schlängelt sie sich zwar in ungebundener Freiheit an Eschen und Erlen empor, aber sie scheint doch aus mildern Strichen, namentlich dem heutigen Mingrelieu und Gurien dahin verpflanzt zu sein. Die Zahl der verschiedenen Sorten übertrifft noch die der Pflaumen; eben so mannigfach ist auch beinahe ihr Geschmack, vom feinsten Muscat bis zu der reinsten Zuckersüße. Gerühmt ist vor allen die Busentraube (Uesum-Memessi) und die sieben Mal tragende (Jedimieren). Die Erdbeere kommt im Belgrader Walde und an wenigen andern Stellen vor, beißt aber fast kein Aroma. Himbeeren fand Koch

nirgends im türkischen Orient, wohl aber eine Menge Brombeeren, unter denen *Rubus sanctus Schreb.* die schwachhaftesten Früchte trug.

Von unsern gewöhnlichen Nüssen gibt es nicht nur in Constantinopel eine große Auswahl, sondern sie werden auch im ganzen Orient gern gegessen. Wallnußbäume sind neben orientalischen Platanen, Cypressen, Silberlinden und *Fraxinus aphylla M. B.* an und für sich die Lieblingsbäume des Orientalen, und erstere zeichnen sich durch Ueppigkeit und Umfang aus. Wo es der Raum erlaubt, pflanzt der Türke wie der Christ einen Wallnußbaum. Nicht weniger vorzüglich ist die Haselnuß (*Fündük*), die aber keineswegs von unsrer gemeinen *Corylus Avellana L.* stammt. Die Nuß ähnelt der des *Corylus Columna*, der Strauch dagegen unserm Haselstrauch, wächst aber höher und hat größere Blätter. Pinientiefern wachsen einzeln und in kleinen Gruppen in der Umgegend von Constantinopel. An achten Kastanien sind die Wälder um Constantinopel reich, nur werden die Bäume, um sie der Früchte zu berauben, auf die unverzeihlichste Weise verkrümmelt, indem der Morgenländer die schönsten Nester oder selbst die üppigsten Kronen abhaut, um bequemer zu den Früchten zu gelangen.

Von vorzüglicher Güte sieht man Zucker- und Wassermelonen, so wie Gurken, ächte und Flaschentürbise. Melonen sind in großer Mannigfaltigkeit vorhanden, und für wenige Para kauft man eine schöne Frucht. Weit gesünder und für die heißen Gegenden des Orients angenehmer sind die Wassermelonen, welche nebst Gurken die gewöhnliche Speise der Armen im Sommer sind. Die bessern Sorten sind aus Rußland eingeführt, wonamentlich die Steppen am Kuban und die Umgegend

von Taganrog wegen ihrer Wassermelonen berühmt sind. Gurken werden in der nördlichen Türkei, wie in Rußland im Großen gebaut, und gleich unserm Getreide bedecken diese Rankengewächse weite Felder. Kürbis und Flaschenkürbis dienen als Gemüse.

Wie die Früchte der Bäume, Sträucher und Kräuter sich keiner besondern Sorge erfreuen, so steht es nicht viel besser mit den Gemüsepflanzen. Von unsern Gemüsekrautern hat Koch nur Weiß-, Braun- und Blumenkohl gesehen. Der Weißkohl bildet eine rühmliche Ausnahme, denn er macht oft Köpfe von einem Fuß Durchmesser. Der Blumenkohl ist den Wohlhabenden in Constantinopel ein beliebtes Gemüse, den Aermern aber wegen des hohen Preises nicht zugänglich. Man führt ihn nach allen Hafenstädten, besonders nach Odessa aus. Spargel wird wenig cultivirt, dagegen stehen Bohnen bei allen Orientalen in hohem Ansehen. Auch die Saubohne wird reif und unreif gegessen. Erbsen kommen nur in den gewöhnlichen Sorten vor, und häufig kocht man auch die Kichererbse (*Cicer arietinum* L.) in Salzwasser.

*Solanum Melongena* wird seit undenklichen Zeiten in Asien und Afrika cultivirt und als Gemüse benutzt; dasselbe gilt von dem von den Abendländern eingeführten Liebesapfel (*Solanum Lycopersicum*). Mais und Reis werden fleißig in den Ebenen gebraucht, auch Artischocken und andere Distelgewächse als Gemüse benutzt. Runkel- und Weiße Rüben werden viel für die Küche gebaut, weniger Möhren. Salat ist von den Abendländern eingeführt; wird aber auch nur von ihnen genossen; der Türke zieht die Endiwie vor. Auch die Kartoffeln werden nur in den Gärten der Europäer gepflanzt, dagegen von den Türken der Topinambur.



Wiemohl im ganzen Morgenlande die Sage geht, die Zwiebel sei aus Agerer vom Teufel erschaffen, als ihn der Herr aus dem Himmel gestoßen, so ist sie nichts desto weniger bei Türken, Armeniern und Russen die beliebteste Speise und wird roh, wie als Zuthat zu fast allen Gerichten mit Wohlgefallen gegessen. Wo der Morgenländer nur eine Pflanze aus dem Rauchgeschlecht sieht, da greift er auch mit Hast nach ihr.

Was die übrigen Völker des Orients betrifft, so würde es uns zwar zu weit führen, von ihnen allen ausführlicher zu sprechen, aber bemerken müssen wir gleichwohl, daß das Vorwärtstreiben der Neuzeit auch sie nicht ganz unberührt gelassen hat. Der Vicekönig von Aegypten und der Schah von Persien haben europäische Gärtner ihren Gärten vorgelegt:

#### e. Italien. <sup>1)</sup>

Wie die Natur in England und Italien sich verschieden gestaltet, wie sie dort eine wohlgezogene, in allen Formen der äußerlichen Convenienz, aber in angeborener Kraft und Fülle einherschreitende Schöne, hier aber ein im Freien aufgewachsenes, von keinem Zügel geleitetes, muthwillig in die Welt hinausstrebendes Kind ist, eben so erscheint auch der Unterschied in der englischen und italienischen Gartenkunst. In England hat man zu sorgen, daß Alles in den Gärten wohl gedeihe, daß jedes seinen gehörigen Platz erhalte, wo es fortkomme, sich ausbreite und seine angewiesene Stelle einnehme; in Italien hat man nur zu hüten, daß nicht

---

<sup>1)</sup> Weiffensee's Blumenzeit. 1836, S. 247 ff.

der Form und dem Ebenmaß zu nahe getreten werde und die Ueppigkeit alles auseinandersprenge und verwildern lasse. Daneben gibt aber auch die verschiedene Vegetation der beiden Länder ihrer Gartekunst einen durchaus verschiedenen Charakter. Das schöne Laubholz, welches in England durch Farbe und Gestalt den Gärten ein so mannigfaches Ansehen verschafft, findet sich in Italien nicht: nur selten sieht man die Eiche, und dann nur eine Art, den Ilex, freilich sehr kräftig und schön; seltner sind die Birken, und namentlich ist von Tannen und Fichten nichts zu erblicken. Dagegen prangt der Lorbeer und die Myrte sprießt überall hervor; Orangen- und Citronenbäume stehen in Töpfen und im Freien, die Cypresse fügt sich in ihrer regelrechten Gestalt an die architektonischen Formen und selbst die Palme erhebt als eingewanderter Fremdling zwischen ihnen ihr Haupt.

Nirgends begünstigt also die Natur mehr die Garten-Anlagen, als in Italien, namentlich in dessen südlichen Theilen. Das auffallendste Beispiel davon gibt Neapel. Die ganze Höhe oberhalb des Castells St. Elmo bis westlich nach der Mergellina hinunter erblickt man eine ununterbrochene Reihe von Villen mit den schönsten, geschmackvollsten Garten-Anlagen, bei denen die Natur von der Kunst nur eine leise Richtung erhalten hat. Gleich zuerst die herrliche Villa Floridiana, von der Herzogin von Floridia, Gemahlin des Königs Ferdinand IV. von Neapel in morganatischer Ehe, benannt. Die ganze Anlage wird von allen Reisenden als ungemein geschmackvoll geschildert. Eine gerade Allee führt von dem Gitterthor durch einen mit Sträuchern und Bäumen angefüllten Park nach einem geschmackvollen, aber sehr einfachen, zweistöckigen Land-

hause, dessen Hauptfronte nach dem Meere hinausgeht und dessen Garten terrassenförmig so angelegt ist, daß man von allen Punkten eine herrliche Aussicht genießt. Springbrunnen mit Marmorstatuen, Bosquets von exotischen Bäumen, Blumen-Parteien, alles dieß umgibt das Haus und die ganze Anlage, in welcher übrigens der englische Geschmack vorherrscht, verräth Geschmack und wohlberechnete Benützung des Terrains. Von dem größern Hause führt ein Weg nach einem kleinern zweistöckigen Lusthause, das im Aeußern, nach der Landseite hin die Form eines verfallenen Tempels mit dorischem Peristyl hat und mit verschiedenen Basreliefs geschmückt ist. Es liegt unmittelbar an einem der Felsvorsprünge und eine Terrasse mit einem Eisengeländer führt um das Haus. Auf dieser Terrasse kann man das ganze Haus umwandeln, und von ihr steigt man in einen kleinen, in regelmäßige Beete abgetheilten Garten hinab, der zu dem Hause gehört. Die Schönheit der Aussicht, deren man von hier genießt, schildern zu wollen, würde ein vergebliches Unterfangen sein. Zu seinen Füßen steht man die ganze Stadt Neapel, den herrlichen Spaziergang der Villa Reale, das ganze Ufer bis zur Mergellina hinunter, links den Vesuv und gegenüber die Küste von Sorrento bis nach Capri hinunter. Es gibt höhere Punkte der Aussicht in dieser Richtung, wie z. B. das berühmte Kloster Camaldoli, von denen man großartigere, umfassendere Ausichten hat; nirgends aber bietet sich ein so schön geordnetes, in allen seinen Einzelheiten so liebliches Gemälde dar, wie von hier aus. Mitten in dem Park ist über eine Schlucht eine große steinerne Brücke von einem Bogen geschlagen, deren Erbauung im Jahr 1819 durch eine lateinische Inschrift gemeldet wird. Von dieser Brücke sieht man vor sich

in eine von Bäumen und Sträuchern überwucherte Tiefe hinab, während zu beiden Seiten schroffe, zum Theil durch Mauern gestützte Felswände sich erheben; über die Schlucht hinaus sieht man zunächst die schöne Villa Acton, dann die Stadt und den Vesuv.

Einer der zunächst gelegenen Gärten ist der des Grafen Ricciardi, eines der reichsten Privatleute in Neapel. Ein schöner, breiter, haussirter Weg, auch für Wagen bestimmt, führt von dem Gitterthore des Gartens nach dem Palaste selbst. Zu beiden Seiten des Gartens sieht man nur exotische Bäume, Magnolien, Dryandrien, Eucalyptus &c., und gleich rechts vom Wege kommt man in einen nach englischer Art angelegten Baumgarten, in welchem alle jene Bäume einzeln und in Gruppen, in schönster Flor und in der ganzen Ueppigkeit ihres Wachses, von dem herrlichsten Klima begünstigt, stehen. Die Villa selbst ist im alterthümlichen Stil erbaut, dreistöckig, mit hohen Bogensfenstern, Balcons &c. und liegt ziemlich hoch im Garten, so daß man aus den Fenstern eine vortreffliche Aussicht hat. Von hier erblickt man in der Höhe das Kloster Camaldoli, zu welchem von der Villa aus ein besonderer Fahrweg führt. Durch eine mit Fächerpalmen besetzte Allee kommt man zu einem runden freien Plage, um den herum 10 oder 12 der schönsten Pinien stehen, die ein Alter von über hundert Jahren haben. Der Garten stand seit dem Beginn des 19. Jahrhunderts unter der Oberaufsicht eines Deutschen, des Herrn Zenger.

Auch an dem königlichen botanischen Garten wirkte gleichzeitig ein Deutscher, ein geborner Hannoveraner, Herr Denhardt. Er führte unter dem durch seine Flora Neapolitana bekannten Prof. Tenore die Leitung dieses erst seit 1810 angelegten Gartens und nahm

thätigen Antheil an den wissenschaftlichen Arbeiten seines Vorgesetzten. Die herrliche Lage des Gartens auf der nördlichen Seite der prachtvollen strada foria macht denselben vollkommen eben so anziehend, wie er es durch den reichen Vorrath von seltenen Pflanzen und Gewächsen wird. Schon das Aeußere des Gartens ist imposant und großartig. Eine große steinerne Doppel-  
treppe führt von der Straße hinauf zu einer Terrasse, welche die ganze Breite des Gartens einnimmt und mit einer steinernen Brüstung versehen ist. Zu beiden Seiten ziehen sich bis an die Gänge des Gartens Alleen herrlicher Ulmen und Rüstern hin, deren dichtes Laub die Sonnenhitze abhält, und ein ähnlicher Gang führt gerade aus bis zu einem Rund, das mit allerhand Blumen, Gewächsen, Sträuchern zc. bepflanzt ist. Zu beiden Seiten des Mittelganges sind Beete angelegt, auf denen, in einzelnen viereckigen Abtheilungen Exemplare der gangbarsten Pflanzen behufs des Unterrichts in der Botanik erzogen werden. Von jenem Rund aus kommt man zu einem Bassin, in welchem die seltensten Wasserpflanzen gezogen werden, und sieht nun das große Gewächshaus vor sich, das etwa 70—80 Fuß lang und 26—30 Fuß hoch ist. Bei der Milde des Klima's ist es nicht nothwendig, mehr als ein Gewächshaus zu haben, welches die Gewächse der wärmsten Länder aufnimmt, aber selbst im Winter nur selten geheizt wird.

Die Toscaner verdienen wegen ihrer heutigen Vernachlässigung des Gartenwesens um so mehr Tadel, als in ihrem Lande einst die Gartencultur so herrlich blühte. Aber die Reichern unter ihnen besitzen keine Liebe für die ländliche Natur; sie besuchen nur die ländlichen Fluren nach der Weinlese, um einige Tage der Jagd obzuliegen und Schmausereien zu geben.

Indeß finden sich doch noch immer im mittlern Italien einige schöne Gärten, so der des Chevalier Forti zu Chiari und des Signor Falconcini zu Loretto; auch die Landsitze der Luccesen müssen lobend erwähnt werden. Belvedere, eine Villa des Fürsten Borghese zu Frascati, bietet die herrlichsten Prospective dar und ist schon wegen des Effects ihrer Fronte und Zugänge ein Kunstwerk. Hinter dem Palaste befindet sich ein Wasserfall. Die Quelle entspringt auf dem Berge Algidus und fließt raschen Laufs über eine Menge von Terrassen. Weiter unten wird das Wasser zu einer Menge von Kunststücken verwendet. Man braucht nur einen Hahn zu drehen, und der ganze Hof scheint belebt zu werden; von allen Seiten wird man vom Wasser angegriffen und aus unsichtbaren Oeffnungen spritzt es dem Zuschauer in das Gesicht; aus einer Menge von Fontainen erhebt es sich in die Luft und kehrt in Gestalt eines nebligen Regenschauers zur Erde zurück. Von dem Wasser getrieben bläst ferner ein Centaur die Trompete und ein Cyclop die Pfeife u.

Auch in dem schon früher erwähnten Garten Boboli zu Florenz ist der alte Gartengeschmack bis auf die neueste Zeit beibehalten. Er ist hinter dem großherzoglichen Residenzschlosse, dem Palast Pitti, gelegen und verdient in manchen Beziehungen vor vielen berühmten europäischen Gärten den Namen eines classischen. Cosmus von Medici hatte im Jahre 1549 den Befehl gegeben, ihn anzulegen, der Architect Nicola Braccini, genannt il Tribolo, entwarf den Plan und Bernardo Buontalenti führte denselben nach Tribolo's Tode in großartigem Stil aus und unter Benützung aller der Vortheile, welche das allmählig aufsteigende, durch Thäler unterbrochene Terrain ihm darbot. Archi-

tektur, Sculptur und Hydraulik wetteiferten, den Garten zu schmücken. Zu verschiedenen Zeiten war derselbe durch sein ausgewähltes Zwergobst, dann wieder durch seine Nelkenflor berühmt, zu allen aber durch die herrlichen Ausichten über die Stadt und in das reizende Arnothal. Zur Zeit der französischen Occupation wollte man ihn in einen englischen Park verwandeln; die Gartenscheere sollte die immergrünen Hecken nicht länger in symmetrischem Schnitt erhalten. Aber die alten Cypressen, Lorbeerbäume, Stacheleichen, Erdbeerbäume und Kirschlorbeeren verwirrten ihre entfesselten Zweige so dicht und wild in einander, daß erstickende Finsterniß die Gänge unfreundlich machte und mancher edlen Pflanze Verderben drohte. Nachdem Großherzog Ferdinand III. in seine Staaten zurückgekehrt war, gab er Befehl, dem Garten seine ursprüngliche Form wieder zu verleihen.

#### f. Holland.

Von Holland scheint im Allgemeinen noch zu gelten, was bereits oben gesagt wurde. Auf Blumen wird daselbst mehr, als in irgend einem Lande verwendet, aber die Blumencultur ist auch für die Holländer von hoher Einträglichkeit. Der ganze Weg von Leiden nach Harlem scheint nur Ein Tempel der Flora zu sein, und doch sind die zwischen beiden Städten liegenden Gärten bloß Vorhallen jener weltberühmten Harlem'schen Anlagen. Wie in andern Ländern Getreidefelder sich an einander reihen, so findet man hier Blumengefilde, die mit den Parks und den Landhäusern der Stadt Harlem ein überraschendes Bild gewähren. Mancher Blumist besitzt dort Hyacinthengefilde, deren Blumen

von zwei Menschen nicht in 14 Tagen abgeschnitten werden könnten.

### g. Amerika.

Richard Schomburgk<sup>1)</sup> fand 1829 die Landschaftsgärtnerei in New-York noch in der Kindheit. Die Anlagen beschränkten sich auf mit Bäumen besetzte Rasenplätze, auf denen hin und wieder eine Blume stand. Bei Anlegung derselben hatte man sich an keine Regel gebunden, sondern die Willkür und eigenes Gutdünken walten lassen. Das Haus des Besitzers umstand oft eine Reihe Platanen, und ein großer Rasenplatz breitete sich vor demselben aus, um der Jugend zum Tummelplatz zu dienen. Mehrere Gruppen Bäume, vielleicht auch einige Sträucher trugen zur Vollendung des amerikanischen Gartens bei, und die Natur hatte oft mehr dabei gethan, als die Hand des Menschen. Der Hausgarten, welcher den Deutschen so lieb ist, fehlte dort ganz; der Gemüsebau erstreckte sich nur auf das, was im offenen Felde gedeiht. Auf Treibhausgewächse wurde keine besondere Sorgfalt verwendet und die meisten Sammlungen in den Grünhäusern beschränkten sich auf Rosen, Reseda, Geranium und einige immergrüne Pflanzen. Seltene Pflanzen, oder solche, die große Sorgfalt bedürfen, wie man in Europa mit so besonderer Vorliebe cultivirt, waren selten anzutreffen. Der Sinn für Gartenbau schlummerte noch und wird noch heutigen Tags durch den materiellen Sinn der Amerikaner unter schwerem Druck gehalten.

---

<sup>1)</sup> Schreiben desselben aus Richmond in Virginien, mitgetheilt in der 13. Lieferung der Verhandlungen des Vereins zur Beförderung des Gartenbaus in den 1. preussischen Staaten.



Und doch zeichnet sich New-York noch immer vor vielen andern Städten aus, wie es denn auch schon sehr früh eine Gartenbau-Gesellschaft hatte, die jährlich Pflanzen- und Blumen-Ausstellungen veranstaltet und Preise für die besten Leistungen gewährt. Unmittelbar an New-York schließt sich Philadelphia an, das ebenfalls seine eigene Horticultural-Society besitzt. Die ländlichen Wohnungen bei Philadelphia erhalten durch ihre Garten-Anlagen oft ein recht freundliches Aussehen; man sieht in denselben Obstbäume mit amerikanischen Blütensträuchern abwechselnd. Bartram's botanischer Garten, etwa 2 Stunden von der Stadt, enthielt viele seltene amerikanische Baumarten in prächtigen Exemplaren.

In Baltimore soll die Gartencultur noch in ihrer Kindheit sein, aber sich doch schon mehr gehoben haben, als in Virginien. Vorzugsweise gedeihen daselbst Aepfel, doch reifen die wenigen Arten, welche in den Gärten gezogen werden, fast zu gleicher Zeit, so daß im Herbst die Fülle zu groß ist, während im Winter und im Frühjahr kaum deren zu haben ist. Am gesuchtesten und daher auch am häufigsten angebaut sind Pflirsichen und Erdbeeren.

Seit 1848 haben die Gartenbau-Gesellschaften <sup>1)</sup> von Massachusetts, Pennsylvanien und Cincinnati, denen sich dann auch die von St. Louis anschloß, den Obstbau zu heben und namentlich eine Reihe von Grundregeln für die amerikanische Pomologie aufzustellen gesucht.

Aus Mittel- und Südamerika ist wenig zu berichten.

---

<sup>1)</sup> Nach einer Mittheilung von Dr. Gempp in St. Louis in der Allgemeinen Gartenzeitung, 1848, S. 113 ff.

Die prachtvollen Garten-Anlagen der Mexicaner und Peruaner sind schon vor Jahrhunderten durch europäischen Vandalismus vernichtet. Von den Gärten in Brasilien hat uns Burmeister Einiges mitgetheilt und geben wir Folgendes als einen Auszug aus seiner Reisebeschreibung.

In der Anlage der Landhäuser um Rio de Janeiro herrscht wenig Uebereinstimmung; der Besitzer läßt sie nach seinem Geschmack und seinen Verhältnissen einrichten und unter ihnen findet man häufig sehr elegante, in den richtigsten architektonischen Verhältnissen ausgeführte und geschmackvoll mit Colonnaden, Arabesken und Statuetten gezierte. Der reiche Brasilianer liebt es, an ihrer Pracht seine Wohlhabenheit zu zeigen. Auch seinen Garten, der übrigens geschmacklos mit vielen schmalen Wegen und mannigfach geformten, zu Sternen und Rosetten an einander gefügten, kleinen Blumenbeeten überfüllt ist, decorirt er gern mit Sculpturen, gewöhnlich Vasen oder antiken Götterbildern, die aus Italien, die Vasen besonders aus Malta eingeführt werden und von Kalktuff nicht eben kunstreich gearbeitet sind. Sehr oft sind auch thönerne Standbilder zu sehen, die mit einer weißen Glasur überzogen sind, wie bei uns die Kachelöfen. Ihre Größe ist untermenschlich, gewöhnlich sind sie drei Fuß hoch. Nirgends bemerkt man eine Statue, die wirklichen Kunstwerth hat, die meisten sind roh gearbeitet, obgleich Antiken nachgebildet. Am häufigsten sieht man Copieen der mediceischen Venus, des Apoll von Belvedere, der Minerva, des Mars, des Jupiter und der Juno. Ein solcher brasilianischer Garten macht auf den Europäer, der an schöne englische Anlagen gewöhnt ist, einen sehr traurigen Eindruck, zumal wenn auch die Blumenbeete nur Ein-

fassungen von Stein haben, was gewöhnlich der Fall ist. Die Blumenzucht selbst steht auf niederer Stufe; man bemüht sich, europäische Gewächse zu ziehen, namentlich Rosen und Nelken, die zwar groß werden, aber schnell sperrig sich ausbreiten und wenig Geruch haben; unter den Bäumen sind der Granatbaum, die Pfirsiche und die Feige beliebt; Wein wird besonders zu Laubengängen verwendet, gibt aber nur saure Früchte. Orangen und Bananen sind die Hauptfrüchte. Alle diese Gewächse behalten geringe Dimensionen und nehmen keinen malerischen Wuchs an, daher die mit ihnen decorirten Gärten einen einförmigen öden Anblick gewähren und fast nirgends ein schattiges Plätzchen darbieten. An Buschwerk, kleine Baumgruppen oder gar Rasenflächen ist nicht zu denken; solche duldet kein Brasilianer und kann seine Verwunderung nicht ausdrücken, wenn er bei einem Engländer oder deutschen Ansiedler auf solche Anlagen trifft. „Es ist mir zu dunkel, zu dicht, zu feucht, selbst zu kalt in Ihrem Garten,“ pflegt er zu sagen und bald sich zurückzuziehen.

Die Hauptzierde der brasilianischen Gärten sind nach Burmeisters Ansicht die großen Mangabäume, welche man in vielen derselben antrifft; sie stehen aber isolirt, vor oder neben dem Hause, um das eigentliche Blumenfeld nicht mit ihrer großen, weitreichenden, dichten, dunkelfarbigen Krone zu beschatten. Zwischen den Blumenbeeten, im Centrum des Sterns oder der Rosette findet man hier und da eine Fontaine, um welche solide, aus Stein gebaute, mit Muschelschalen und Thonplatten ausgelegte Bänke sich im Kreise herumziehen, ohne alles schützende Dach. Abseits steht auch wohl ein Mamaobaum (*Carica Papaya*), dessen

gelbe melonenförmige Frucht besonders von der dienenden Classe gegessen wird und für sie auch nur bestimmt ist. Bananen werden in allen Gärten von Rio gezogen, aber die gangbarste und häufigste, eigentlich auch wohlschmeckendste Frucht ist die Orange, die man jedoch nur als Erfrischung oder zum Nachtisch genießt. Von der europäischen unterscheidet sie sich durch eine dünnere feste Rinde, weshalb sie von den Brasilianern stets, wie bei uns der Apfel, mit dem Messer geschält wird. In Minas, wo mitunter 100 für 5 Silber Groschen feilgeboten werden, macht man einen sehr wohlschmeckenden milden Wein daraus; in Rio kostet das Stück auf dem Markte 6 Pfennige. Eine bittere Obstart der Orange heißt bei den Brasilianern Laranja da Terra, d. h. einheimische, im Lande entstandene Orange, und schmeckt, zumal in der Limonade, nicht unangenehm. Ursprünglich amerikanisch ist sie jedoch nicht, obgleich an vielen Stellen verwildert, gleich der Citrone. Endlich ist der Ananas als einer Frucht, die häufig in Brasilien gezogen wird, zu gedenken. Sie gedeiht am besten auf sandigem Boden an sonnigen Abhängen und pflegt von den Brasilianern als Einfassung der Gärten benutzt zu werden, weil die meisten Thiere ihre steifen, stacheligen, zaunartig durch einander gesteckten Blattreihen nicht zu überschreiten wagen. Die Frucht ist zwar größer, als bei uns in Treibhäusern, allein auch holziger und kaum so wohlschmeckend. Man mißrath ihren häufigen Genuß allen Ankömmlingen sehr und genießt sie abgeschält, in Querscheiben geschnitten, mit Zucker. Auf dem Markt in Rio kostet eine Ananas nicht leicht unter 5 Silber Groschen, in der Regel muß man das Doppelte zahlen, und dieser Preis gilt nur für die Monate der Reife, von Januar bis März, wo sie in Menge nach

Rio kommen. Bananen und Drangen kann man zu allen Jahreszeiten haben, die übrigen nur seltner verlangten Früchte aber auch nur in jenen Monaten, welche den brasilianischen Spätsommer und Herbstanfang vorstellen.

Von den Früchten des mittlern Europa gedeiht keine in Brasilien; Aepfel bringt man aus Nordamerika nach Rio, Birnen, Pflaumen und Kirschen sieht man gar nicht. An einigen Orten der Serra werden Quitten mit gutem Erfolge gezogen und in Rio besonders Pfirsichen; aber sie sind klein, minder wohlschmeckend, als bei uns, und ähneln den Mandeln im Ansehen. Man benutzt sie zu Compots und Kuchen, wie in Europa die Kirschen und Pflaumen, deren Stelle sie in vielen Beziehung vertreten müssen. Ganz vorzüglich sollen sie im südlichen Brasilien, bei Montevideo und bei Buenos Ayres fortkommen.

## h. China.

Die Chinesen suchen die angenehmsten Gegenstände in der Natur mit ihrem Garten in Verbindung zu setzen, und von allen interessanten Umgebungen außer dem Bezirke des Gartens jeden möglichen Vortheil für Aussicht und Perspective zu gewinnen. Sie suchen zwischen ihren Gärten und den entfernten Gehölzen, Feldern und Flüssen eine scheinbare Vereinigung zu bewirken, und wo Städte, Schlösser, Thürme und andere Gegenstände von Bedeutung sich darbieten, da wissen sie sich ihrer so künstlich zu bedienen, daß man sie aus allen Gesichtspunkten und in allen nur möglichen Richtungen sehen kann. So machen sie es auch mit schiffbaren Flüssen, Landstraßen, Mühlen und andern Gegen-

ständen, die der Landschaft Leben und Mannigfaltigkeit verleihen.

Sie haben Scenen für jede Jahreszeit. Die Frühlingsscenen sind mit Immergrün, Linden, Lärchen, gefüllt blühenden Dornsträuchern, Mandeln und Pfirsichen, Rosen und Geißblatt besetzt. Der Boden, so wie der Rand der Beete und Gebüsche sind mit Hyacinthen, Veilchen, Narzissen, Schlüsselblumen, Tuberosen und Schneeglöckchen bepflanzt. Zu den Sommerscenen nehmen sie die reichsten und am besten ausgearbeiteten Theile ihrer Gärten. Das Gehölz besteht aus Eichen, Buchen, Kastanien, Platanen und Eschen. Eine wahre Feerei herrscht in den Gebäuden, mit welchen sie diese Sommergärten verzieren. Jeder Spaziergang führt zu einem angenehmen Gegenstande, zu Drangen- und Myrtenhainen, zu Bächen, deren Ufer mit Rosen, Waldreben und Jasmin eingefast sind; zu murmelnden Quellen mit Bildsäulen; zu Laubhütten mit Betten von aromatischen Kräutern; zu Felsengrotten, die mit Korallen, Muscheln, Erzen, Edelsteinen und Krystallen ganz ausgelegt, von kleinen Quellen erfrischt sind. Die herbstlichen Scenen werden durch immergrünende Bäume und spätblühende Stauden verziert, so wie durch Gebäude, die halb verfallen zu sein scheinen und den Besuchenden zur Erinnerung an ihre Sterblichkeit dienen. Einige sind Einsiedeleien, andere Ruinen von Palästen und Tempeln oder Begräbnisse ihrer Vorfahren. In größern Gärten bringen die Chinesen auch verschiedene Scenen für den Morgen, Mittag und Abend an. Ihre Gärten sind durchgehend sehr wasserreich. Die Ufer sind mit Pflanzungen und mancherlei Kunstwerk eingefast, und an vielen Stellen werden künstliche Wasserfälle angebracht.

Sinsichtlich des Buschwerks wechseln die Chinesen beständig mit der Form und der Farbe der Bäume. Sie wissen breitästige Bäume mit pyramidenförmigen, dunkleres Laubwerk mit hellerem zu verbinden. Alles, was Ueberraschung, Abstich und Neugier veranlaßt, haben sie sehr sinnreich in ihren Gärten vereinigt.

Von den Blumengärten der Chinesen erzählt uns Meyen<sup>1)</sup>: Die chinesischen Gärten sind ganz eigenthümlicher Art und ihr Geschmack von dem in unsern Gärten herrschenden ganz verschieden. Die Sorgfalt aber, mit welcher die Chinesen ihre Gärten behandeln, betrifft alle unsere Vorstellungen. Einem jeden Aste, oft einem jeden Blatte eines Baumes oder Strauches, wird auf mühsame Weise seine Richtung angewiesen; beständig sitzen die Gärtner neben den Pflanzen und sind mit Binden und Beschneiden beschäftigt, um ihnen die gewünschte Form zu geben. Die Hervorbringung der größten Farbencontraste ist der Hauptzweck der chinesischen Blumengärtner. Die Chinesen verschmähen gänzlich den stillen und herrlichen Genuß, welchen der Wohlgeruch der duftenden Blumen den Menschen darbietet. Nur Farbenpracht und Geschicklichkeit in Hervorrufung seltsamer Formen ist es, wonach der chinesische Gärtner strebt. Lange und gerade Gänge laufen quer durch die Gärten und sind zu beiden Seiten mit Bäumchen von einer und derselben Art eingefaßt. Meyen besuchte diese Gärten im November. Dicht am Eingange standen große Massen der herrlichsten Winterastern (*Chrysanthemum artemisiaefolium*), deren Blüthen eine so außerordentliche Größe hatten, daß sie den größten

---

<sup>1)</sup> Reise um die Welt in den Jahren 1831, 1832, 1833.

Herbstastern (*Aster chinensis*) gleichfamen; nach Verschiedenheit der Farben waren sie in Reihen gestellt. Hierauf folgten ganze Beete mit Citronen und Pumpmusen, welche in Töpfen gezogen und ganz mit Früchten bedeckt waren. Auffallend war es, daß alle diese Früchte in die Fruchtfeldhe (loculamenta) ausgewachsen waren und hier eine ganz ungewöhnliche Monstrosität bildeten, welche durch Pfropfen weiter fortgepflanzt wird. Es ist dieß die Mißbildung, durch welche die Frucht ein fingerförmiges Aussehen erhält, welche auch in europäischen Gewächshäusern nicht ganz selten vorkommt; in China wird sie mit dem größten Fleiße cultivirt, nicht nur um durch ihre Form die Gärten zu verzieren, sondern auch, um sie zu dem bekannten chinesischen Citronat zu gebrauchen, von dem jährlich eine große Menge in den Handel kommt. Man benutzt dazu hauptsächlich die kleinen Früchte, welche 3—4 Zoll Länge haben und in feinem weißen krystallisirten Zucker gekocht werden; die größern Früchte dieser Form gehören den Pumpmusen an und sind oft 10—12 Zoll lang, während die einzelnen Loculamente der Frucht nach allen Seiten hin ausgewachsen sind. — Große Rabatten sieht man mit *Camellia japonica* bepflanzt und andere wieder mit Celosien, bald mit weißen, bald mit gelben oder rothen Blüthen; die gelben waren besonders hoch ausgewachsen und man hatte sie gewöhnlich so geordnet, daß alle Pflanzen auf einem Beete auch von einer und derselben Farbe waren. In Blumentöpfen sah man Bambuse, deren Stengel 2—3 Fuß hoch, aber von unten bis oben spiralförmig gewunden waren. Unter den größern Gewächsen zeichnete sich der Pisang aus, und die Stämme der Bäume waren mit Schlingpflanzen überzogen. — Die zum Theil sehr großen Teiche der



Gärten sind mit sehr schönen Fischen angefüllt, die auf eine uns sehr ekelhafte, in China aber gewöhnliche Weise gefüttert und dabei äußerst fett werden. Außerdem benutzen die Chinesen ihre Teiche, Seen und Bäche, indem sie Wasserpflanzen in denselben cultiviren, von denen viele ihnen als Nahrung dienen. Auch die Regierung pflanzt diese Vegetalien in Teichen, Sümpfen und uncultivirten Wassergründen, welche dem Staate angehören, so wie der Kaiser selbst solche in allen Kanälen seiner Gärten eingeführt hat. — Die Stühle in den Lusthäusern der Gärten sind meist von einer schlechten Sorte Porzellan, oder sie sind durch große flache Steine gebildet, welche auf einem hölzernen Gestelle liegen und im Sommer recht angenehm fühlen mögen. — Häufig sind einzelne Rabatten mit einem kleinblättrigen Buchsbaum eingefast und die langen Gänge werden durch Hecken von verschiedenen Sträuchern eingefast.

Die besten neuen Nachrichten über die chinesischen Gärten besitzen wir von Robert Robert Fortune<sup>1)</sup>, der wiederholt in China war, um dort Zier- und Nutzpflanzen für die Londoner Gartenbau-Gesellschaft einzusammeln und anzukaufen. Er hat viel beigetragen, den Nebelschleier zu lüften, welcher auf dem chinesischen Reiche lag. Er schildert uns China gleich einer ehemals großartigen, aber dem Verfall entgegen gehenden Fabrik; nach ihm verdienen Agricultur und Gartenkunde der Chinesen keineswegs die übertriebenen Lobpreisungen, welche man an sie verschwendet hat, was daher gekommen sein mag, daß China theilweise den Europäern

---

<sup>1)</sup> Three years in the northern provinces of China, London 1847.

zu einer Zeit bekannt geworden ist, wo Europa sich im Zustande der Barbarei befand, und wo daher die Geschicklichkeit und Kunstfertigkeit der Chinesen dem Auge des Reisenden nicht entgehen konnte. Seit jener Zeit aber hat sich das Verhältniß umgekehrt: China ist einem langsamen Rückschritt verfallen, während Europa mit raschen Schritten vorwärts eilt.

Wir würden zu weiterschweifig werden, wollten wir allen Mittheilungen Fortune's folgen; daher nur Einiges.

Ueber die Fa-tee-Gärten<sup>1)</sup> bei Canton, welche schon früher durch englische Reisende wegen ihrer Schönheit gerühmt sind, sagt Fortune:

„Hier fand ich eine Probe der so weit berühmten chinesischen Gärtnerei, über die wir in europäischen Schriftstellern so viel gelesen haben; ich werde sie daher etwas umständlich beschreiben. Die Pflanzen stehen hauptsächlich in großen Töpfen an den Seiten schmaler gepflasterter Gänge; die Wohnhäuser der Gärtner befinden sich am Eingange der Gärten, und die Besucher müssen, um in den Garten einzutreten, durch sie hingehen. Es sind ungefähr zwölf dieser Gärten vorhanden, die je nach dem Bedürfniß oder der Wohlhabenheit des Besitzers eine größere oder geringere Ausdehnung haben, jedoch sämmtlich kleiner, als der kleinste Handelsgarten in London. Man hat hier auch Vorrathsgärten (Baumschulen), in denen die verschiedenen Pflanzen gezogen werden, und der erste Proceß der berühmten Zwergzucht der Bäume unternommen wird. Sie enthalten große Sammlungen von Camellien, Aza-

---

<sup>1)</sup> Handelsgärten.

leen, Drangen, Rosen und verschiedenen andern wohl-  
 bekannten Pflanzen, welche die Chinesen kaufen, sobald  
 sie in Blüthe stehen. Die auffallendste Pflanze im  
 Herbst ist die merkwürdig gefingerte Citrone, welche  
 die Chinesen sammeln und in ihren Wohnungen auf-  
 sie stellen oder auf den Altären niederlegen, und die sie  
 sehr wegen der auffallenden Form, wie wegen des  
 Wohlgeruches sehr schätzen. Die Mandarin-Orange wird  
 wohlfalls zu Fa-tee viel gezogen; sie wird im Zwerg-  
 zustand gehalten, blüht und gibt Früchte in reichem  
 Maße. Die Chinesen haben überhaupt eine große  
 Anzahl Spielarten der Drangen, von denen eine, die  
 sie besonders ausgezeichnete Confitüren liefern. *Muraya ex-*  
*otica*, A einen herrlichen Schmuck im Herbst.  
 den hiebtürlich haben die Fa-tee-Gärten die größten  
 „Na Frühling, wo sie mit den Baum-Päonien,  
 Reize im Camellien, Rosen und verschiedenen andern  
 Azaleen, geschmückt sind. Die Azaleen sind prächtig  
 Pflanzen rten mich an die Ausstellungen in den Gärten  
 und erinnerkultur-Gesellschaft zu Chiswick, nur daß  
 der Hortie Ausstellungen in einem größern Maß-  
 stabe angeordnet sind. Jeder Garten bot eine ein-  
 zige Blüthenmischung dar, und die verschiedenen Schatti-  
 rungen von Roth, Weiß und Purpur, die sich hier in  
 einander mischten, verursachten einen sehr schönen, im-  
 posanten Eindruck auf den Beschauer. Die am meisten  
 hier gezogenen Arten sind *Azalea indica*, *indica alba*,  
*phoenicea*, *lateritia*, *variegata* und die gelbe *Azalea*  
*sinensis*, welche letztere ich, im Vorbeigehen gesagt, auf  
 den Ningpo-Bergen wild fand, wodurch wohl jeder

Zweifel gehoben wird, daß sie eine ächte Chinesische Art ist. Die Luft ist in dieser Jahreszeit mit den süßesten Wohlgerüchen von *Olea fragrans* und *Magnolia fuscata* erfüllt, welche beide in diesen Gärten in ausgedehntem Maße gezogen werden. Zwergbäume nehmen, wie man sich denken kann, den ersten Rang ein und werden oft in die wunderlichsten Formen gezogen. Nächst diesen stehen bei den Chinesen die *Chrysanthema* sehr in Gunst, die sie sehr gut, vielleicht besser, als irgend eine andere Pflanze behandeln. Diese Pflanzen sind bei den chinesischen Gärtnern so beliebt, daß sie solche, selbst gegen den Willen der Garteibesitzer, bauen, und häufig lieber ihre Stelle aufgeben, als den Anbau dieser Lieblingspflanze unterlassen.

„Baum-Päonien sind in dem Süden von China nicht heimisch, werden aber um den Monat Januar in großen Quantitäten aus den nördlichen Provinzen herab gebracht. Bald nach ihrer Ankunft treten sie in Blüthe und werden von den Chinesen schnell aufgekauft, um ihre Zimmer damit zu schmücken; nach gemachtem Gebrauch wirft man sie fort, da sie so weit südlich, wie Canton und Macao, nicht so gut gedeihen, um ein zweites Mal in Blüthe zu kommen. Sie werden nach der Anzahl der Blüthenknospen bezahlt und erreichen mitunter hohe Preise.“

In Ningpo bewunderte Fortune die schönen Gärten der Mandarinern. In Schanghai boten die Handelsgärten viel Interesse. Ungefähr 2 engl. Meilen von der Stadt liegt einer der beträchtlichsten derselben, der unter dem Namen „Garten des Südens“ bekannt ist. Aus diesem Garten erhielt Fortune eine Menge von Pflanzen, die er nach der Rückkehr von seiner ersten Reise in China in Europa einführte. In einem großen

einstöckigen Hause wohnte die ganze Familie des Gärtners, eines alten Mannes, nebst zwei verheiratheten Söhnen und Töchtern und vielen Enkeln. Es ist dieß überhaupt die Sitte der Chinesen, daß Alle, Eltern, Kinder und Kindeskinde im Stammhause zusammenwohnen, und nur selten kommt es vor, daß irgend ein Glied der Familie dasselbe verläßt, um sich anderswo anzusiedeln. Sehr freundlich wurde Fortune von dem alten Gärtner und dessen Söhnen empfangen, und eifrig erkundigten sie sich nach den Pflanzen, ob dieselben gut in England angekommen und ob sie dort Aufsehen gemacht hätten. Nicht wenig erfreut waren sie, als sie die Bejahung der Fragen vernahmen. In dem Garten bemerkte Fortune außer andern schönen Blumen auch die gefüllte gelbe Rose, welche von ihm in Europa eingeführt ist. In der Mitte des Gartens erhob sich ein mit Blumen bekränzter Hügel; unter diesem ruhten die Vorfahren des alten Gärtners und wollte auch er sich einst mitten unter seinen Lieblingen zur Ruhe legen.

Große Ähnlichkeit mit dem chinesischen Gartenbau hat derjenige der Japanesen. Auch diese haben sich seit mehr als tausend Jahren mit der Cultur und Veredlung der Pflanzen beschäftigt. Die künstliche Befruchtung der Blumen scheint seit Jahrhunderten in Japan heimisch gewesen zu sein, wurde aber von den japanesischen Geistlichen als strengstes Religionsgeheimniß zu den heiligsten Mysterien gehalten und als solches geheim und verschwiegen gehalten <sup>1)</sup>. Die Religion ist in Japan so eng mit der Blumen- und Pflanzencultur verschwistert,

---

<sup>1)</sup> Vgl. Deutsches Magazin für Garten- und Blumenfreunde, 1853, S. 154 ff.

daß man fast sagen möchte, die Blumen und Pflanzen können in Japan ohne Religion nicht vegetiren, und umgekehrt, die Religion kann daselbst ohne Pflanzen und Blumen nicht existiren. In die japanische Religion sind daher die schönsten Blumen und seltensten Pflanzen verflochten, und da den Göttern der Japanesen an gewissen Festtagen auch gewisse seltene Blumen geweiht sind, so ist fast jeder religiöse Japanese genöthigt, alle Pflanzen, die in seiner Religion vorgeschrieben, zu cultiviren, damit er an dem bestimmten Festtage die dem Gott geweihte Blume auf dessen Altar zu stellen im Stande sei.

Die sogenannte *Glycine chinensis*, diese Brachtpflanze mit ihren blauen Rispen und ausnehmend schön gefiederten Blättern ziert beinahe jeden gottgeweihten Tempel Japans. Das Geheimniß der künstlichen Befruchtung im Gebiet des Blumenreiches war einzig und allein in den Händen der japanesischen Priesterschaft, und gerade dieses Geheimniß trug ihr unendlich viele Spenden ein, *Glycine chinensis* aber war eine ihrer einträglichsten Revenuen. Wenn ein junger Japanese ein Mädchen zu seiner Frau, oder wenn eine junge Japanesin einen Jüngling zu ihrem Mann zu erhalten wünscht, so ist es Brauch und Sitte in Japan, den Priester ihres Bezirks davon in Kenntniß zu setzen. Der Jüngling oder die Jungfrau schreibt dann auf einen kleinen Zettel seinen oder ihren Namen, so wie den Namen seiner Geliebten oder ihres Geliebten und gibt den Zettel dem Priester, der denselben an eine aufblühende Rispe der *Glycine chinensis* befestigt. Von diesem Augenblick an tritt die Priesterschaft in Wirksamkeit, das heißt: der betreffende Priester beginnt, wenn ihm die Sache einträglich genug scheint, seine

Amthandlung. Bei uns heißt es: Wer das Glück hat, führt die Braut heim: in Japan dagegen: Wer durch Gold die Gunst der Götter, d. h. der Priester, zu erkaufen vermag, der kann ohne Scheu seine Thürpfeiler mit Blumengewinden verzieren. Wenn nemlich der Bräutigam oder die Braut die Gunst des Priesters im vollsten Sinne des Wortes mit Gold oder Silber aufgewogen, so muß dagegen der Priester die Gunst der Gottheit um Gedeihen und Segen für das Brautpaar anflehen, d. h. er zwingt bei hoher Sonne die blühenden Rispen der *Glycine chinensis* durch künstliche Befruchtung, Samenschoten zu erzeugen, nach deren Erzeugung der Priester kraft seiner Religion verpflichtet ist, die Ehe zu vollziehen; durch sein Ansehen, seine überwiegende Talente und seine religiöse Beredsamkeit weiß er die Einwilligung der beiderseitigen Eltern zu erlangen; er stellt dieß Ehebündniß als ein den Göttern wohlgefälliges Werk, als einen Segen des Himmels dar, der sich auf so wunderbare Weise offenbart, indem die *Glycine chinensis* im natürlichen Verlauf der Dinge nur selten Samen trägt. Das Ereigniß wird daher von den Laien als höchst wunderbar und die Ehe als von den Göttern gesegnet betrachtet.

### i. Madeira.

Wir schließen unsere Reise um die Welt mit einem Blick auf die Gärten von Madeira <sup>1)</sup>. In den Gärten des mittleren und nördlichen Europa sind wir gewohnt, überall die großen Erfolge der Gartenkunst zu bewun-

---

<sup>1)</sup> Nach einem Vortrage des Prof. D. Heer in der Zürcherischen Gartenbaugesellschaft, vgl. Gartenflora, von Regel, 1852, S. 17 ff.

dern; wir staunen, welchen Einfluß der Mensch auf die Pflanzenwelt hervorzubringen vermag, wie er die Gewächse aller Klimate nicht allein in ihrer Lebensthätigkeit unterhalten, sondern auch sie veredeln und aus ihnen Eigenschaften herausbilden kann, die in ihrer Heimath nie zur Entfaltung gekommen wären. Im Winter sehen wir in unsern Gewächshäusern die Pflanzen der Tropen, im Sommer aber im freien Lande die der gemäßigten und wärmern Klimate zu sinnreichen Gruppen vereinigt, welche durch die geschmackvolle Vertheilung der Formen und Farben auf das Gemüth den wohlthuendsten Eindruck hervorbringen. In den Gärten von Madeira ist von dieser Kunst nichts zu sehen; hier ist Alles Natur. Die menschliche Beihülfe beschränkt sich auf das Reinhalten der Beete und Wege, so wie auf das regelmäßige Bewässern des Landes.

Die Gärten von Funchal, der Hauptstadt von Madeira, liegen fast alle an einem ziemlich stark ansteigenden Abhang und sind daher in Terrassen abgetheilt. Das Bewässern wird in der Weise ausgeführt, daß von der obersten Terrasse aus das Wasser über alle Theile des Gartens geleitet und so der Boden ganz durchtränkt wird. Nur wer genugsam Wasser hat, kann einen Garten anlegen, denn in diesen südlichen Ländern, in welchen oft Monate lang kein Tropfen Regen fällt, ist das Wasser noch von viel höherer Bedeutung als bei uns, und erst hier lernt man seinen wahren Werth schätzen.

Trotzdem, daß also die höhere Gartenkunst auf Madeira unbekannt ist, sind doch die Gärten von unvergleichlicher Schönheit, und die Natur ersetzt hier in reichlicher Fülle den Mangel menschlicher Pflege. Funchal hat eine mittlere Jahrestemperatur von  $14\frac{1}{2}^{\circ}$  R., der Sommer ist dabei um wenige Grade wärmer, als



bei uns, wogegen der Winter fast dieselbe mittlere Wärme hat, wie unser Sommer. Dabei ist diese Wärme fast gleichmäßig über alle Wintermonate, vom November bis April, vertheilt, und nie fällt das Thermometer in Funchal unter 7° R. hinab. Bei dieser sommerlichen, so gleichmäßig über das ganze Jahr vertheilten Wärme müssen hier alle Pflanzen der warmen Länder, zugleich aber auch die der gemäßigten Zonen gedeihen. In der That dürfte man wenige Punkte der Erde finden, wo tropische Bäume neben unsern europäischen Waldbäumen so freudig und üppig gedeihen. Der Besuch der Gärten von Funchal bekommt durch diese Mischung einen eigenthümlichen Reiz, der noch für den Europäer, wenn er im Winter in denselben wandelt, dadurch sehr erhöht wird, daß er inmitten der üppigsten Blumenwelt durch die entlaubten europäischen Bäume stets an die ferne Heimath, welche eben in tiefem Schnee begraben liegt, erinnert wird. Um das Aussehen der Gärten von Funchal genauer zu versinnlichen, schilderte Prof. Heer<sup>1)</sup> den Garten des verstorbenen Dr. Renton, welcher an einem Bergabhang ob Funchal, etwa 500 Fuß über dem Meere liegt, und den er im Winter 1850—1851 besuchte.

Durch eine Arkade, deren Decke mit *Tamarix indica*, *Jasminum grandiflorum* und *Rosa nivea* bekleidet und deren Pfosten Passifloren und Bignonien umschlingen, gelangen wir zum Hause, dessen Eingang von Ruffelien und Maurandien umgeben ist, welche zu hohen Spalieren gezogen sind. Vor demselben breitet sich ein Rasenplatz aus, auf welchem eine Reihe mäch-

---

<sup>1)</sup> N. a. D., S. 18 ff.

tiger Bäume steht. Dieselbe eröffnet ein etwa 90 Fuß hoher Tulpenbaum, der seine jetzt kahlen Aeste weit hin ausbreitet. An denselben schließen sich mehre etwa 50 Fuß hohe Magnolien an, deren prachtvolle dunkle Belaubung man nicht genug bewundern kann. Sie gehören zu einer Abart der *Magnolia grandiflora*, bei welcher die Unterseite der Blätter durch viel dunklere, rostrothe Färbung sich auszeichnet, wodurch das glänzende Grün der oberen Blattseite noch mehr gehoben wird. Sie blüht hier im Juni; im Winter sind die Bäume mit jungen Fruchtzapfen bedeckt, aus welchen im Frühling die rothen Samen hervorbrechen. Mit diesen Magnolien wetteifert durch prachtvolle, glänzende Belaubung der nahe bei ihnen stehende Pimentbaum (*Myrtus Pimenta L.*), der auch gegen 40 Fuß Höhe erreicht hat und Ende März seine kleinen weißlichen Blumen entfaltet. Eine total verschiedene Tracht hat dagegen die *Erythrina crista galli L.*, die in mehreren über 30 Fuß hohen Exemplaren dasteht. Von dem knorrigen, dicken, weißgrau berindeten Stamme laufen unzählige verkrümmte, in einander verschlungene Aeste nach allen Seiten aus und geben dem Baume das Aussehen eines riesenhaften Korallenstammes. Auf diese Art wird daher hier, wie die *Erythrina corallodendron L.*, mit dem Namen des Korallenbaumes belegt. Der Baum ist mehr sonderbar, als schön, und nur die allbekannten prächtigen Blüthentrauben, die in Masse aus dem niedrigen Laube hervorleuchten, sind an demselben zu rühmen. Eben so sonderbar in seiner Verzästelung ist der unmittelbar vor dem Hause stehende Kautschukbaum (*Ficus elastica L.*). Er sieht so vollkommen von den bei uns gemeinen Exemplaren verschieden aus, daß ihn der Europäer schwer wiedererkennt.

Der dicke Stamm löst sich bald über der Wurzel in eine Menge fast gleich großer, sich weiter verzweigender Aeste auf. Wir erhalten dadurch ein mächtiges, aus gleich dicken, fast gleich langen Gliedern bestehendes Astwerk, das dicht mit dem glänzend grünen Laube bekleidet ist und sich so als eine große grüne Masse darstellt. Ebenfalls ein prächtiges Laubwerk zeigen die etwa 40 Fuß hohen Exemplare des *Chrysophyllum monopyrenum* W. und die schönen immergrünen Eichen (*Quercus Ilex* L.), die auf dem Rasen stehen. Kleinere Baum- und Gebüschgruppen werden auf demselben durch die mit Blüthen bedeckten Fuchsen und *Callistemon*-Arten gebildet.

Neben dem Hause führt ein eisernes Thor in den eigentlichen Garten ein. Vor uns liegt eine lange Terrasse, durch deren Mitte ein mit Basaltfies bedeckter Weg führt. Zu beiden Seiten haben wir einen mit Buchs eingefassten Streifen Landes, welcher mit Bäumen und Sträuchern bepflanzt ist, während die Mauer, welche diese Terrasse von einer zweiten, höheren trennt, ganz von *Ruscus androgynus* L. und *Ficus scandens* Lam. überwoben ist. Mächtige Eucalypten, mit blauen Blumen und rothen Früchten behangene Duranten, Mango- und Drangenbäume, hohe Phytolacken und Sterculien bilden die Bäume dieser Beete; Camellien, Myrten, *Abutilon striatum*, Fuchsen, Cassien, hohe Aloe-Arten und sonderbare *Opuntien* das Strauchwerk, aus welchem die Blüthen der *Pardanthen*, *Scillen*, *Alpinien*, *Pelargonien* und *Semperviven* gar lieblich hervorschauen. Mit Blumen bedeckte Trompetenbäume, über welche zwei mehr als 20 Fuß hohe *Yuccen* und baumartige *Opuntien* sich erheben, schließen diese Gruppe auf der andern Seite ab.

Wir steigen zur zweiten Terrasse hinauf, auf welcher über den Weg sich eine Laube wölbt, die mit Ruffelien, Maurandien und Pelargonien, mit *Passiflora quadrangularis* L. und *Bignonia venusta* Ker bekleidet ist. Von all diesen Pflanzen kommt der letztgenannten der Preis zu. Sie zeichnet sich eben so wohl durch ihr glänzend grünes Laub, wie durch die prachtvollen, orangefarbigten Blüthen aus, welche in großer Zahl zu zierlichen Büscheln vereinigt sind. Sie ist viel schöner, als *Tecoma capensis* Thb., und wird daher auf Madeira viel häufiger, als diese, zur Bekleidung von Gartenlauben und Hauspalieren verwendet. Man kann in der That nichts Schöneres sehen, als solche glänzend grüne, ganz mit Blumenglocken bedeckte Gartenlauben, wie sie um Weihnachten und Neujahr überall um Funchal uns entgegen leuchten. Blicken wir aus unserm Laubengang im Renton-Garten auf die zu beiden Seiten liegenden Beete, so begegnen uns zunächst ein paar große Myrtenbäume, welche indeß durch die knorrigen, gewundenen Stämme und die spärlichen Aeste einen unschönen Anblick gewähren; ferner *Erythrina enneandra* DC., deren brennendrothen Blüthen die winterliche Laublosigkeit der Aeste wohl zu mildern, aber nicht zu verhüllen vermögen; weiter hin *Persea gratissima*, *Anona muricata*, *Jambosa vulgaris*, *Biota orientalis* und *Viburnum Tinus*. Eine Menge Rosen, die immer in Blüthe stehen, schönblüthige Salvien, Fuchsen, *Musa coccinea* mit den prächtig rothen Deckblättern, und *Olea fragrans* sind zwischen den Bäumen ausgestreut und bilden mit einigen krautartigen Pflanzen, wie Aggeraten, Richardien, Nelken und Verbenen einen bunten Blüthenteppich, aus welchem uns die herrlichsten Wohlgerüche zuströmen. Näher dem Hause treten wir in

eine kleine Anlage, deren Geländer von *Hoya carnosae*, *Ipomoea rubro-coerulea* und *tuberosa*, so wie *Heliotropium peruvianum* überkleidet ist. In der Mitte eines Rundtheils steht ein mächtig großes Exemplar der *Euphorbia fulgens* voll brennend rother Blüthen und umgeben von mannigfachen Cactusformen. Um dieses Rundtheil breiten sich mehre Beete aus, auf welchen Theerosen, Azaleen, Strelizien, *Fuchsia corymbiflora*, *Vinca rosea*, *Asclepias curassavica*, *Musa coccinea*, *Veltheimia uvaria*, *Rochea falcata*, *Salvia cardinalis*, *Calceolaria pinnata*, *Tradescantia discolor*, *Begonia manicata*, aber auch Kapuzinerkressen, Mohn, Balsaminen und Betunien blühten. Alle diese Pflanzen überstrahlt aber weit die *Poinsettia pulcherrima*, welche unbedingt die prachtvollste Pflanze der Gärten von Madeira ist. Der 10–16 Fuß hohe, sehr breite, dunkelgrüne Strauch ist ringsum von rothen Blumendolden bedeckt, von denen jede an Umfang unsere größten Sonnenblumen übertrifft. Die feurig rothen Deckblätter, welche die gelben Blumen umgeben, sind so gestellt, daß der Blüthenstand ganz den Eindruck einer einfachen Blume macht.

Doch wir haben noch eine dritte Terrasse zu besuchen, zu welcher wir längs einer grünen, mit *Ficus scandens* überkleideten Mauer gelangen. Unmöglich können wir aber hier vorbeigehen, ohne einen Blick auf die Bucht von Funchal zu werfen, welche zu unsern Füßen liegt. Die Stadt mit ihren Thürmen und Felsenforts, mit ihrer von Schiffen belebten Rhede, mit ihren Orangen- und Kaffeegärten, ist hier durch hohe Yuccen und Pisangs so lieblich eingefast, daß man dieses Bild immer mit neuem Entzücken betrachtet. Die dritte Terrasse ist die breiteste und größte, und enthält daher die meisten

Pflanzen. Die Mitte derselben durchzieht der breite Weg, über den eine mit Weinreben bekleidete Arkade gespannt ist. Da die Reben jetzt blattlos, so ist der Blick durch die Laube etwas kahl, doch hängen von den Beeten, die beiderseits sich ausbreiten, eine Menge von Rosen, Pelargonien und Cassien über die Mauer hinein, auf welcher die das Laubdach tragenden Pfeiler sich erheben, und fassen auch hier den Weg mit grünem Blattwerk und bunten Blumen ein. Treten wir aus dem Bogengange in die rechts liegenden Beete ein, so werden wir durch eine Reihe prächtiger Pflanzen überrascht. Wir sehen hier zunächst riesenhafte Exemplare der *Fourcroya gigantea Vent.*, welche einen imposanten Anblick gewähren. Es ist diese Pflanze viel größer, als die *Agave americana*, auch viel schöner gebaut und wäre in dieser Größe ein herrlicher Schmuck unserer Gemächshäuser. Neben diesen *Fourcroynen* steht eine Fiederpalme, *Eriobotrya japonica*, *Prunus lusitanica*, *Oleander* u. a. Die *Eriobotryen* hatten im November ihre weißen Blüthendolden getrieben, welche einen herrlichen Geruch verbreiten; im Mai aber waren sie voll Früchte von der Größe unserer Pflaumen und angenehmem, säuerlichem Geschmack. Dieser Früchte, wie der wohlriechenden Blumen wegen, wird dieser Baum allermärs in Madeira in den Gärten angepflanzt. Der *Schinus Molle L.* war während des ganzen Winters ununterbrochen mit seinen großen Blüthenrispen bekleidet, während der *Sapindus* seine Blätter schon im Spätherbst verloren hatte. Seine glänzend-schwarzen, kugelförmigen Samen werden vielfach zur Fertigung von Halsbändern benützt. Von Sträuchern, welche zwischen diesen Bäumen stehen, heben wir die wunderniedliche *Inga Houstoni*, *Acacia verticillata*, *Phyllan-*

thus falcatus und *Vachelia Farnesiana* hervor, welche letztere hier eine beträchtliche Höhe erreicht und ihren wohlriechenden Blumen den Namen Aroma verdankt, unter welchem sie überall in den Gärten von Madeira gehalten wird. Auch verwildert trifft man sie nicht selten in der Umgegend von Funchal an.

Wenden wir uns zu der an der linken Seite des Bogenganges liegenden Anlage, so wird uns hier noch ein weit größerer Pflanzenreichthum entgegentreten; es erweitert sich nemlich nach dem östlichen Ende zu diese Terrasse und wird zu einer größern Anlage, welche mit mächtigen Bäumen bepflanzt ist. Zwischen den Stämmen dieser Bäume hindurch sieht man die Mauer, welche den Garten nach jener Seite umschließt, doch sieht man nicht das nackte Mauerwerk, sondern einen Teppich, der von der immer in Blüthe stehenden *Lantana aculeata* L., von mächtigen Exemplaren des *Cereus triangularis* L., von dunkelgrünem *Ruscus*, von *Perescia aculeata* Haw. u. s. w. gebildet wird. Der *Cereus* wächst nicht nur bis zum obern Rande der Mauer hinauf, sondern biegt sich zu einem mächtigen Cypressenstamme hinüber und klettert an demselben bis zu seinem Astwerke hinauf. Unter den Bäumen sehen wir zunächst an der westlichen Ecke prächtige Magnolien, eine 30—40 Fuß hohe *Cercis Siliquastrum* L., welche weithin ihre langen Aeste ausbreitet, die im März mit Blumen garnirt waren; daneben eine in Folge des Winters kahle *Robinia Pseudacacia* L., einen *Hibiscus mutabilis* voll weiß und rother Blumen, und einen riesengroßen *Eucalyptus*, der durch seine an der Sonne weiß glänzende Belaubung und weißgelben Blüthensträufte schon von weitem uns in die Augen fällt; dann neben der jetzt blattlosen Buche hohe Guajavenbäume, *Araucaria* im-

*bricata Pav.*, *Myrica Faya* und die hohe *Oreodaphne foetens*, aus deren dunkeln Laub die weißen Blüthenrispen schauen. Einen ungeheuer großen Baum oder vielmehr Riesenbusch bildet der Johannisbrotbaum, dessen von Furchen durchzogenen, etwa 40 Fuß hohen Stamm 3 Mann kaum zu umklatern vermögen; schon bei 6 Höhe laufen die ungemein langen, knorrig gewundenen Aeste aus, die fast horizontal verlaufen und nach allen Seiten hin neue Zweige aussenden. In der Nähe erscheint sein Laubwerk ziemlich mager, in einiger Entfernung aber bildet der Baum eine mächtig breite, grüne Masse und deckt eine große Strecke Landes, auf welchem *Agapanthen* und *Aloen* herrlich blühen. Neben diesem Johannisbrotbaume erheben sich prachtvolle Cypressenbäume bis zu 50 und 60 Fuß Höhe. Es ist die *Cupressus glauca Lam.*; ihr Stamm ist bis zu etwa 20 Fuß Höhe astlos und von gleicher Dicke; von dort an laufen viele Aeste in fast horizontaler Richtung aus und bilden so eine ungemein breite, fast schirmförmige Krone. Die blau angelautenen, sehr dicht beisammen stehenden Blätter und die zahllosen blaubereiften Früchte geben ihr eine blaugrüne Farbe. An diese Cypressengruppe schließt sich eine hohe Korkeiche und ein Drachenbaum an. Durchaus verschiedene Tracht zeigt dann vor allen andern Bäumen der Drachenbaum, neben welchem wieder ein 60 Fuß hoher Kampherbaum steht. Das Unterholz zwischen diesen Bäumen bildet eine Masse von Sträuchern: *Polygala myrtifolia L.*, die den ganzen Winter hindurch mit Blüthen bedeckt war, *Cassia laevigata* mit tausenden goldgelber, aus dem dunkelgrünen Laube hervorschauender Blumen, bis 20 Fuß hohe *Fustizien*, dicht buschige *Melaleucen*, *Fuchsen*, *Pittosporen*, *Acacien*, *Gibiscen* und *Clerodendren*, zwischen



welchen steife Aloen, Agaven, Mesembryanthemen und Euphorbien zerstreut stehen. Auch hier imponiren uns einige Fouquieren und die stolze *Strelitzia augusta* Ait., die eben so sehr durch mächtige Blätter, wie durch ihre großen weißen Blumen sich auszeichnet.

Von dieser dritten Terrasse ist durch eine Hecke eine Anlage getrennt, die wir nicht ganz mit Stillschweigen übergehen können, da sie in zwei durch eine Mauer geschiedenen Partieen eine Zahl von schönen Bäumen enthält. In der unteren sehen wir etwa 50—60 Fuß hohe Gleditschien, eben so hohe dicke Acacien mit ganz ausgespreizten Aesten und zierlich gefiedertem Laubwerk, die *Sterculia platanifolia* L. und *Celtis australis* L., die aber wie die Gleditschien im Spätherbst das Laub verloren hatten. Dazwischen stehen schöne Bäumchen der *Eugenia Michellii* Lam., deren an feinen Stielen hängende, hochrothe und niedlich geformte Früchte gegessen werden. — In der andern Abtheilung stehen 20 schöne Drängenbäume, ein Mango- und ein Camellienbaum. Dieser ist etwa 20 Fuß hoch und stellt bei seiner dichten Verzweigung eine schöne grüne Masse dar; die Blumen jedoch sind (wie bei allen Camellienbäumen) klein und einfach, die Blumenblätter nicht ausgebreitet, sondern aufrecht gestellt. Sie sind daher bei weitem nicht so schön, wie die der strauchartigen Camellien, welche auch in den Gärten von Funchal in einer Menge von Abarten gezogen werden, die durch große Blumenpracht sich auszeichnen. Der Grund der Beete ist mit Erdbeeren bepflanzt und mit einer Reihe von Ananas, welche wohl große, aber keine besonders schmackhafte Früchte liefern. —

So wie in diesem Garten, herrschen in allen Gärten von Funchal die Bäume, Gesträuche und eine Zahl von

Saftpflanzen vor. Krautartige und namentlich einjährige Pflanzen werden in den Gärten von Madeira nur wenig gezogen, weil deren Cultur mehr Mühe und Sorgfalt erfordert. Was wir Sommerflor nennen, ist dort nur spärlich vertreten, dagegen sind die Bäume und Sträucher in solcher Fülle und Mannigfaltigkeit vorhanden, daß Prof. Heer jedes Mal mit neuem Wohlbehagen, mit neuem Entzücken in diesen Gärten lustwandelte. Wohl hatte er früher schon die meisten Arten in den europäischen Gewächshäusern gesehen, allein gar viele sah er hier zum ersten Male in Blüthe und alle in einer Größe und Pracht, von welcher in Häusern erzogene Exemplare keinen Begriff zu geben vermögen.

---

#### 14. Beiträge zur Geschichte der Lieblingsblumen und Modepflanzen.

Wahrscheinlich ist die Ziergärtnerei in ihren Anfängen eben so alt, wie die Pflanzencultur überhaupt. Bei jedem Kinde erblicken wir die Freude an Blumen und den Wunsch, dieselben durch Einpflanzen in die Erde zu vermehren und zu erhalten. Warum sollten also nicht auch die ersten Menschen bereits die ihr Auge oder ihrem Geruchssinn erfreuenden Blumen, welche sie wild wachsend fanden, ausgehoben und in der Nähe ihrer Wohnungen angepflanzt haben, um ihr Dasein mit denselben zu verschönern? So weit Geschichte und selbst Sage zurückreichen, sehen wir auch in der That die Blumencultur bereits ausgeübt.

Leider artete aber die Blumencultur namentlich auf den sogenannten höhern Culturstufen der Menschheit oft aus, so daß nicht mehr die Schönheit, sondern die Seltenheit oder Sonderbarkeit, selbst stark ausgeprägte Häßlichkeit zu einem Werthmesser wurden. Natürlich lehrte man jedoch von solchen Ausschweifungen in wechselnden Zeiträumen immer wieder zur Natürlichkeit zurück und blieben einige vorzüglich schöne Blumen, namentlich die Rose, stets von dem wechselnden Geschmack unberührt, wenn auch bei der größern Anzahl der Zierpflanzen die Mode immer sehr vorherrschend war. So wurde gegen die Mitte des zweiten Jahrzehnts in unserm Jahrhundert die etwa 12 Jahre früher bekannt gewordene, fast vergötterte Hortensie durch die wunderlichen, unansehnlich blühenden Mesembrianthen verdrängt, denen dann die Vorliebe für Heiden und Pelargonien folgte. Eben so gingen die anfangs sehr armseligen Georginen der Cacteenzucht voraus, welche letztere ebenfalls ihre Endschafft erreichte. Dazwischen lagen Perioden, wo man nur darauf bedacht war, Varietäten von Calceolarien, Chrysanthemum, Lupinen und Phlox zu erzeugen, worauf wieder das Zeitalter der Pensee's, Cinerarien, Verbenen und Camellien folgte. Die kostspielige Zucht der Orchideen und Palmen ist ihrer Natur nach nur den Reichen erlaubt.

Ein aufmerksamer Forscher möchte wohl bald einen Zusammenhang zwischen dem in der Ziergärtnerei sich ändernden Geschmack und den allgemeinen Aeußerungen des Zeitgeistes entdecken, und eine gründliche Geschichte der Mode-Ziergewächse würde daher ein bedeutsames Capitel in der Culturgeschichte bilden. Allein zur Abfassung einer solchen vollständigen und gründlichen Geschichte würden weitläufige und zum Theil sehr schwie-

rige Vorarbeiten gehören. Hier beschränken wir uns daher nur auf einzelne Beiträge, welche einem späteren Bearbeiter des Ganzen als einzelne Bausteine dienen mögen.

### a. Die Rose.

Mit Recht beginnen wir wohl mit der anerkannten Königin der Blumen, welche seit Jahrtausenden ihre Herrschaft behauptet hat und nie der Mode zu weichen genöthigt ist<sup>1)</sup>. Was unter den Vögeln des Himmels die Nachtigall, unter den Erzen der Tiefe das Gold und unter den Säften der Pflanzenwelt das Blut der Traube ist, das ist unter den Blumen die Rose. Sie stellt für das sinnige Auge das Höchste dar, was die dem Seelenleben zustrebende unbeseelte Schöpfung auf der Stufe erreicht, wo sie ihre Sehnsucht nur in Farben und Düften kund zu geben vermag. Wie der Dichter in der Nachtigall die zur Stimme gewordene Schönheit, im Golde versteinertes Licht, im Wein trinkbaren Geist besingt, so preist er in der Königin der Gärten die zur Blume verkörperte Anmuth der Natur. Wie viele holde Blüthen auch Baumwipfel und Wiesenplan schmücken, wie viele deren die Schatten des Waldgebirges bergen und die Fluthen der Bäche des Gebirges tränken, wie mächtig auch die farben- und duftreichen Kinder des Urwaldes, wo Sakuntale wandelte, unsere Sinne gefangen nehmen, wie überwältigend auch die Fülle von bunten Kelchen und Sternen, Glocken und Dolben auf

---

<sup>1)</sup> Wir benugen im Folgenden, wo nicht besondere Quellen angegeben sind, vorzugsweise einen Aufsatz „Die Geschichte der Rose“ überschrieben, im Morgenblatt, 1855, Nr. 24. 25.

uns wirken mag, mit denen die Inselnatur, wo Paul und Virginie wohnten, die Einöden des Maranthon und das Dronoko, die üppigen Inseln der Südsee uns entgegen prunken: immer wird die Rose bleiben, was sie schon beim Erwachen des geistigen Lebens in der Menschheit war, die Krone der Blumenwelt, das edelste der Kinder Flora's, die vor allen Geliebte der Frauen und Dichter.

Wo zuerst die Rose erblühte, in welche Epoche der Erdgeschichte ihr Geburtstag fällt, das ist uns verborgen. Anakreon erzählt, sie sei entstanden, als Aphrodite dem Meere entstieg. Ein Tropfen des Meeresschaums an den göttlichen Gliedern sei auf die Stelle gefallen, wo sie zuerst das Land betreten habe und hier der Keim zu einem Rosenstrauche geworden. Dieser habe sogleich Wurzeln getrieben und sei hoch emporgeschossen, um den Geburtsort der Göttin zu bezeichnen und die Luft, die sie zuerst eingeathmet, mit süßen Düften zu erfüllen. (Eben so wurde Pagodasiri, die Gattin Wischnu's, nach der indischen Mythe in einer Rose gefunden.) Jene erste Rose des griechischen Mythos war aber weiß wie der Schaum, aus dem sie hervorgegangen. Ihre rothe Farbe erhielt sie nach Bion und Ovid von dem Blute des Adonis, während die Thränen, mit denen Aphrodite den todtten Geliebten beweinte, der Anemone ihre Entstehung gaben. Apthionius dagegen läßt das Incarnat der Blume von dem Blute der Göttin selbst herrühren. Als Adonis trotz den Bitten der Cypris sich auf die Jagd begeben und dort von dem Zahn des Ebers den Tod gefunden, habe sich die Göttin in der Hast, ihrem Lieblinge zu Hilfe zu eilen, an dem Dorn eines Rosenstrauchs den Fuß verletzt. Einige Tropfen ihres Blutes seien auf die Rosen gespritzt und sofort habe die Blume

eine Purpurfarbe angenommen und einen lieblichen Duft entströmen lassen. Wieder bei andern Dichtern findet sich die Sage, Groß habe an der Tafel der Himmlischen spielend einen Becher mit Nektar umgestoßen und die Flüssigkeit habe die auf der Tafel liegenden Rosen benetzt und ihnen so ihre Farbe mitgetheilt. Die römischen Dichter der spätern Zeit lassen die Göttin des Morgenroths der Blume einen Theil ihres Purpurschimmers verleihen.

Liebtlich ist auch die Dichtung des Rhetors Libanios, die Wüstemann <sup>1)</sup> mittheilt. Als die drei Göttinnen, den Preis der Schönheit zu erringen, nach dem Ida gewandert waren, wollten Here und Athene sich nicht eher in den Wettstreit einlassen, bis Aphrodite ihren Gürtel abgelegt habe, welcher nach Homer jeden Liebreiz und alles sehnstichtige Verlangen in sich trug. Die Göttin erwiederte, daß auch ihre Nebenbuhlerinnen nicht ohne besondern Schmuck gekommen seien: Here mit einem goldenen, in's Haar geflochtenen Diadem, Pallas mit einem goldenen Helm auf dem Haupte; sie sei jedoch bereit, den Gürtel abzulegen, wenn es ihr gestattet sei, einen andern Schmuck aufzusuchen. Da ihr dieß zugestanden wurde, so ging sie auf eine Wiese am Skamander und badete sich dort im Quellwasser. Dann sammelte sie Lilien, Veilchen und andere Blumen; aber bald gewahrte sie, daß der lieblichste Duft der Rose entströmt. Sie legte die andern Blumen bei Seite und wand einen Rosenkranz in's Haupthaar. Mit diesem geschmückt trat sie wieder in den Kreis. Da warteten die Göttinnen nicht erst den Spruch des Hirten ab,

---

<sup>1)</sup> „Unterhaltungen aus der alten Welt für Blumen- und Gartenfreunde.“

sondern entfernten sich, nachdem sie die Blumen geküßt und der Aphrodite den Kranz erst vom Kopf genommen und dann wieder aufgesetzt hatten.

Eine spätere griechische Sage erzählt: Roselia war schon in früher Jugend dem Dienste der Diana geweiht, allein ihre Mutter, die sich dieses grausame Opfer lediglich auferlegt hatte, um das Leben eines theuren Kindes zu retten, dessen Verlust sie zu befürchten hatte, ließ sich später von derselben Zärtlichkeit verleiten, das Mädchen dem Tempel wieder zu entreißen und einem schönen Jüngling zu vermählen. Roselia mußte nicht, daß sie dadurch einen Frevel beging; aber ihr Bräutigam war sich dessen wohl bewußt. Voll Bangen eilte er, seine junge Gattin aus der Nähe der beleidigten Göttin zu bringen. Schon hatten sie die letzten Stufen des Tempels überschritten, als Diana sie bemerkte. Nicht ungestraft trogt man dem Zorne der Götter: ein Pfeil von Diana's Bogen durchbohrt Roselia's Herz. Im Uebermaß seines Schmerzes wirft sich der Bräutigam auf den Leichnam seiner Braut; aber, o Wunder! er umarmte nur einen, damals noch unbekannten, mit Dornen bewehrten Strauch, welchem die Göttin in ihrer Reue über die rasche That schöne, wohlriechende Blumen verlieh, die den Namen der unglücklichen Roselia erhielten.

Von neuern Dichtern führen wir nur Gessner's Phantasie über die Entstehung der Rose an. In seinen Idyllen läßt er Bacchus erzählen: „Ich verfolgte eine junge Nymphe. Die schöne Flüchtige flog leichten Fußes über die Blumen dahin und blickte rückwärts. Sie lachte boshaft, als sie mich wanden und unsichern Schrittes sie verfolgen sah. Beim Styr! niemals würde ich die schöne Nymphe erreicht haben, hätte sich nicht ein Zipfel ihres Gewandes in einen Dornstrauch ver-

wickelt. Entzückt über diesen glücklichen Unfall trat ich zu ihr und sprach; „Mergere Dich nicht allzusehr. Ich bin Bacchus, der Gott des Weines, der Gott der Freude, der ewig junge Gott.“ Von Ehrfurcht ergriffen, senkte sie die Augen und erröthete. Um dem Dornstrauch meine Dankbarkeit zu beweisen, berührte ich ihn mit meinem Stabe und gebot ihm, daß er sich von Stunde an mit Blüthen bedecke, deren liebliches Roth das Farbenspiel auf den Wangen der schamhaft erröthenden Nymphe nachahmen sollte. Mein Befehl war ausgesprochen und die erste Rose blühte.“

Ziemlich seltsam ist die muhamedanische Mythe, nach welcher die Königin der Blumen gleich dem Reis aus dem Schweiße des Propheten entsprossen ist, weshalb sich gläubige Moslemim in Acht nehmen, auf ein Rosenblatt zu treten, ja es sogar sorgfältig vom Boden aufheben, damit es nicht von dem Fuße eines Andern zertreten werde. Ferner ist als Merkwürdigkeit zu erwähnen, daß die Muselmänner des Mittelalters das Rosenwasser zur Weihe kirchlicher Gebäude benutzten. Nach der Eroberung von Constantinopel wenigstens wurde die Sophienkirche vor ihrer Verwandlung in eine Moschee durchaus mit Rosenwasser abgewaschen und schon Saladin wollte 1188 nach der Einnahme von Jerusalem nicht in den in eine Moschee umgeschaffenen Tempel einziehen, bevor nicht alle Wände mit Rosenwasser gewaschen wären. Kaum reichten 500 Kameele aus, um den Bedarf an diesem Parfum herbeizuschaffen.

Hier mag eingeschaltet werden, daß schon bei den alten Hebräern der opfernde Priester bei gewissen Gelegenheiten das Haupt mit Rosen befränzte, daß die Synode zu Nismes den Juden gebot, zur Unterscheidung



von den Christen eine Rose auf der Brust zu tragen und daß die Juden noch jetzt ein „Blumenpasha“ feiern, wobei sie ihre Lampen und Leuchter, Tische und Betten mit Rosen schmücken.

Kehren wir zu dem griechischen Alterthum zurück, so sehen wir, daß die Rose vorzugsweise der Aphrodite geweiht war. Darauf deutet auch folgende Sage: Herostratos, ein Kaufmann aus Neuthracien, hatte zu Paphos eine Statue der Aphrodite gekauft und auf sein Schiff genommen. Während er an der ägyptischen Küste hinsegelte, erhob sich ein fürchterlicher Sturm, und die erschreckten Seeleute warfen sich vor der Bildsäule der Göttin auf die Knie und flehten um Rettung. Unverweilt bedeckte sich die ganze Bildsäule mit Rosen und Myrten, die rings um das Fahrzeug gethürmten Wetterwolken zertheilten sich, der Himmel wurde rein und blau. Dankbar widmete des Schiffes Besizer bei seiner Heimkehr das Götterbild dem Tempel der Aphrodite und ordnete glänzende Opfer an. Seine Freunde wurden zu einem großen Festmahle geladen, bei dem jeder Gast einen Kranz von Rosen und Myrten trug. Solche Kränze hießen später Neutratiten.

Auch dem Dionysos, dem Gotte nicht nur der Reben, sondern der gesammten blühenden Natur, finden wir die Rose geweiht, eben so der Diana von Ephesos, die das Sinnbild überschwänglicher Fruchtbarkeit der Erde war. Der Duft, der uns aus der Rose entgegenweht, entspricht der Lieblichkeit, womit Dichtung und Gesang uns zu Herzen dringen. So war die Rose auch nebst dem Quendel den Musen geheiligt und namentlich Erato war mit Rosen und Myrten geschmückt. Die Rose war ferner Sinnbild der Anmuth und der Jugend, somit Attribut der Huldgöttinnen. Zu Elis sah man

drei Bildsäulen der Charitinnen; die erste hielt eine Rose, die zweite einen Myrtenzweig und die dritte einen Würfel in der Hand. Sodann trugen Hymen, Komos, der Gott festlicher Gelage, und der Genius des Lebens Rosenkränze auf dem Haupte. Den Frieden stellte die alte Kunst mit einem Strauße von Kornähren, Delzweigen und Rosen dar. Der Hore des Frühlings gab man eine Rose in die Hand. Endlich hat man behauptet, daß bei den Griechen die Rose ein Bild der Verschwiegenheit gewesen sei. Harpokrates, der Gott des Schweigens, habe von Eros die erste Rose, die je gesehen worden, unter der Bedingung zum Geschenk erhalten, daß er über die Liebeshändel der Cypria reinen Mund halte. Damit habe die altgriechische Sitte in Verbindung gestanden, über der Tafel einer fröhlichen Tischgesellschaft eine Rose aufzuhängen, zum Zeichen, daß Alles, was gesprochen werde, unter Freunden bleiben sollte. Wie man aber damit den Ausdruck „etwas sub rosa sagen“ in Verbindung hat sehen wollen, begreifen wir nicht. „Sub rosa sagen“ heißt: auf zarte Weise, nicht unter dem Siegel der Verschwiegenheit, etwas sagen.

Wie hoch die Alten die Rose schätzten, beweisen außer den mitgetheilten Mythen zahlreiche Stellen der Dichter. Schon Homer läßt den Schild Achills mit Rosen geschmückt sein und Rosen unter die Wohlgerüche mischen, mit denen Hektors Leichnam von Aphrodite einbalsamirt wird. Bekannt ist die schöne Ode Anacreons auf die Rose; Horaz feiert sie ebenfalls. Eine Menge Epigramme sind ihrem Preise gewidmet. „Wenn Zeus der Blumenwelt eine Königin habe geben wollen,“ läßt Latius die reizende Leutippe sagen; „so würde es die Rose gewesen sein. Sie ist die Zierde der Erde, der

Stolz der Pflanzenwelt, die Krone der Blumen, der Purpur der Wiesen, der Abglanz des Schönen."

Die Rose war von jeher in der ganzen, den Römern bekannten Welt heimisch. Ihr Name scheint mit der Insel Rhodos in Verbindung zu stehen. Die Anzahl der den Alten bekannten Rosenarten war nicht groß. Sie wußten im Grunde nur von vier Rosenarten, die noch jetzt in Griechenland heimisch sind: von der Heckenrose oder Hundrose, der Hagebutte, von welcher die duftreiche, besonders in Syrene fleißig angebaute Moschusrose eine Abart ist, der Pimpinellrose und der Centifolie. Für die älteste Sorte galt, wie die erwähnte Mythe zeigt, die weiße. Die Frührose war in Campanien zu Hause, später blühte die milesische, von allen zuletzt die von Päneste. Ein Vorzug der von Karthago bestand darin, daß sie in jedem Monat blühte. Vor allen beliebt war natürlich die Centifolie, welche in Schirman ihre Heimath zu haben scheint und von der wir im Folgenden vorzüglich sprechen werden. Wahrscheinlich kam sie erst zur Zeit Alexanders des Großen nach Europa. Doch erzählt schon Herodot, daß es in den Gärten des Midas, eines Sohnes des Gordius, in Phrygien Rosen mit 60 Blumenblättern gegeben habe, welche von selbst gewachsen seien und herrlicher als alle andern Arten gerochen hätten. Dieser Garten des Midas war noch in späterer Zeit so berühmt, daß Tertullian, wenn er die Erde nach Ausrottung alles Bösen als einen lieblichen Wohnsitz bezeichnen will, sagt; ein solcher Platz sei anmuthiger als der Obstgarten des Alkinous und der Rosengarten des Midas.

Als die schönsten Rosen galten die von Campanien, als die wohlriechendsten die von Malta, als die geeig-

netsten zur Bereitung von Rosenöl die von Kyrene. Besonders berühmt waren aber die Rosen von Pästum. Dort wuchsen sie in ungewöhnlicher Fülle und blühten zwei Mal im Jahre. Jetzt sieht der Reisende dort nur großartige Tempelreste, Rosen aber sucht er selbst in dem Garten des Bischofs vergeblich.

Die Rosen wurden nach Mittheilungen des Palladius entweder einzeln in Gärten gepflanzt oder in Gruppen auf Beeten vereinigt; ja man hatte ganze Rosenplantagen. Die Anlage der Rosengärten soll nach jenem lateinischen Schriftsteller schon im Februar vorgenommen werden. „Hat man Samen, so streut man ihn in Furchen; benutzt man Ableger, so macht man Löcher in die Erde. Besteht die Pflanzung schon länger, so nimmt man im Februar das Ausputzen und Beschneiden der Stöcke vor, auch die Ergänzung der eingegangenen Sträucher wird in diesem Monat besorgt. Will man frühzeitig Rosen haben, so zieht man um die Wurzel einen Graben in der Tiefe eines Fußes und wendet zum öftern einen Guß mit lauwarmem Wasser an. Wer alles dieses im Februar nicht hat bewirken können, muß es zu Anfang des März nachholen. In wärmern Strichen kann die Rosenanlage mit Wurzelsproßlingen schon im November vorgenommen werden.“

— Man glaubte, daß die an trocknen, sonnigen Orten gezogenen Rosen duftreicher seien, auch sollten die Blumen einen stärkeren Geruch annehmen, wenn Knoblauch in ihrer Nähe stehe. Aristoteles behauptet, daß die Rosen mit rauhem Stiel einen stärkeren Duft als die glattstieligen haben. Um im Frühjahr bald blühende Rosen zu haben, pflanzte man junge Stöcke im Herbst in Töpfe und trieb sie im Februar an. Sobald es die Witterung erlaubte, wurden die Töpfe zerschlagen und

die Stöcke mit unverlegtem Erdballen in freies Land verlegt. Da die Römer die Rosen auch im Winter nicht entbehren mochten, so waren sie auf Anstalten zu ihrer Treiberei bedacht. Zwar ließ das milde Klima Italiens die Rosen noch spät im Freien blühen und eifrig suchte man einzelne Spätlinge auf; den Bedarf aber deckten diese einzelnen nicht. Man bezog sie daher vom Auslande, und namentlich kamen ganze Schiffsloadungen davon aus Alexandrien. Später, und zwar schon zur Zeit des Horaz, hatte man Glashäuser. Doch wurden sie erst unter Domitian allgemeiner, auch darf man dabei schwerlich an Erwärmung derselben durch Heizung denken. Man schützte die Blumen durch die Glasbedeckung vor dem Zutritt der rauhen Luft, gerade wie heutzutage in dem Gewächshause der botanischen Gärten im südlichen Italien tropische Gewächse durch bloßes Schließen der Fenster hinreichend gegen die kalte Temperatur, die selten unter 3 Grad über Null fällt, gesichert sind.

Am meisten wurden die Rosen zu Kränzen verwendet, gewöhnlich in Verbindung mit Beilchen und Myrten. Ein besonderes Raffinement dabei war es, daß nicht die ganzen Blumen eingeflochten wurden, sondern die einzelnen Blumenblätter, schuppenförmig auf Lindenbast über einander geheftet, einen dicken Wulst bildeten. Man trug derartige Kränze namentlich bei Gastmählern (weil sie gegen Verausung sichern sollten) und bei Opfern. Bei den Hymenäen in Athen führten die jungen Leute beider Geschlechter, reich mit Blumen, namentlich aber mit Rosen geschmückt, Tänze auf, welche die Unschuld der Urzeit darstellten. Bei den Festen der Here zu Argos war die Bildsäule der Göttin mit Rosen und Lilien umwunden. Einen Kranz von Myrten und

Rosen trug die römische Braut unter ihrem purpurnen Schleier. Rosenkränze setzte man allen Bildsäulen von Göttern oder berühmten Menschen auf, mit Rosengewinden verzierte man die Thore, durch welche triumphirende Feldherren einzogen, Rosen warf man ihnen in den Wagen. Bei den öffentlichen Spielen der Römer erhielten die Senatoren, später sogar die Zuschauer und die Schauspieler Rosenkränze aus den Händen der Aedilen. Als Publius Cornelius Scipio, der Besieger Hannibals, aus Africa zurückkehrte, gebot er den Soldaten der achten Legion, welche zuerst in das Lager der Karthager eingedrungen waren, am Tage des Triumphs Rosensträuße in der Hand zu tragen und diese Blume als Erinnerung an ihren Sieg künftig auf ihren Schildern zu führen. Und als später Scipio Aemilianus nach der Zerstörung von Karthago seinen Triumph feierte, schmückte er die Waffen und Schilde der ersten Legion, welche die erste auf den Mauern der eroberten Stadt gewesen war, mit Rosen.

Besonders häufig diente die Rose als Schmuck der Gräber. Griechen, wie Römer, verordneten in ihren Testamenten die Anlegung und Pflege eigener Gärten, aus denen die Rosen für ihre Kenotaphe genommen werden sollten. Bisweilen geboten diese Testamente den Erben, sich jährlich am Todestage des Erblassers zu versammeln, ein Gastmahl am Grabe zu halten und dabei mit Rosen aus dem Grabesgarten zu erscheinen. In jenen Gärten baute man eigne Wohnhäuschen für einen Sklaven, der nichts anderes zu thun hatte, als zu gewissen Zeiten die Gräber mit Rosengewinden zu behängen. Ein römisches Gesetz untersagte allen Schmuck bei Leichenbegängnissen, aber die Decemviren nahmen davon die Rosenkränze aus, weil damit das Haupt des

Verstorbenen bedeckt werden sollte. Wurde der Leichnam verbrannt, so besprengte man die zu Asche gewordenen Gebeine vor ihrer Beisetzung in der Urne mit Wein und fügte Rosenblätter und andere aromatische Substanzen hinzu. Auf alten Epitaphien liest man häufig, daß die Verwandten sich verpflichteten, die Gräber alljährlich mit Rosen zu bestreuen. Ferner geschah es, daß dankbare Kinder eine bedeutende Summe vermachten, um jedes Jahr am Tage der glücklichen Rückkunft ihrer Eltern einen Rosenstock zu pflanzen. Ein Soldat setzte eine Summe Geldes aus, um zur Feier seiner Heimkehr aus einem Feldzuge jährlich Rosen anpflanzen zu lassen. In einem andern Testamente war bestimmt, daß der Geburtstag des Todten jährlich durch Anpflanzung von drei Myrten und drei Rosenstöcken gefeiert werden solle — ein ungemein anmuthiger Zug des Alterthums.

Wie die Römer die Kunst verstanden, jeden Lebensgenuß zu potenciren, so mußten sie auch durch den Duft der Rosen beim fröhlichen Mahl sich einen besondern Genuß zu verschaffen. Waren die mit ihnen geschmückten Tischgäste recht heiter, so pflückten sie wohl die Rosenblätter aus den Kränzen und warfen sie in den Wein, der dadurch einen lieblichen Geschmack annahm. Pacatus erzählt: „Schon in den Zeiten, wo die Republik noch bestand, waren sie unzufrieden, wenn nicht auf dem ihnen gebotenen Becher Falernerweins Rosen schwammen.“ Auch die spartanischen Soldaten waren nach dem Feldzuge von Cirra so üppig, daß sie nur solchen Wein trinken wollten, der mit Rosen parfümirt war. Später steigerte sich dieser Luxus ins Unglaubliche. „Unter Domitian,“ erzählt Martial, „athmete man in allen Straßen Roms betäubende Düste, die von den in Gewinden täglich frisch aufgehängenen Rosen

ausströmten. Sendet uns Getreide, ihr Aegyptier, wir wollen euch Rosen dafür geben!" Bei dem berühmten Wasserfeste zu Bajä war die ganze Oberfläche des See's Lucrinus mit Rosen bedeckt. Nero ließ bei seinen Schwelgermahlen durch Oeffnungen in der Decke des Saales Rosen auf die Gäste hinabregnen. Wie Helio-gabalus dieß in so wahnwitzig ungeheuerlicher Weise übertrieb, daß eine Anzahl der Schmausenden, die sich nicht herausarbeiten konnten, in den Blumenhaufen erstickten, haben wir schon früher erzählt. Die Sybariten schon pflegten auf Betten zu schlafen, die mit Rosenblättern gefüllt waren, und bekannt ist die Anekdote von dem Weichling Sminthides, der nicht schlafen konnte, weil ihn ein Rosenblättchen drückte, das sich unter ihm zusammengefaltet hatte. Aehnlich war der Luxus, der später in Griechenland und Rom mit dieser Blume getrieben wurde. Man saß während der Mahlzeit auf Rosenkissen und ruhte des Nachts auf solchen. Der Tyrann Dionys ließ sich zu seinen Ausschweifungen Lagerstätten von Rosen bereiten. Verres bediente sich bei seinen Reisen einer Sänfte, in welcher er auf einer mit diesen Blumen ausgestopften Matraze lag; dabei hatte er einen Rosenkranz auf dem Kopfe und einen zweiten um den Hals, überdieß führte er ein mit dünnen Maschen versehenes, mit Rosen gefülltes Netz mit sich, an das er fleißig roch. Als sich Antiochus den Lüsten ergab, schlief er auch im Winter unter Zelten von Gold und Seide auf Betten von Rosen. Kleopatra ließ zu einem Gastmahl, welches sie dem Antonius zu Ehren veranstaltete, für ungeheure Summen Rosen herbeischaffen, den Fußboden der Speisezimmer eine Elle hoch damit bedecken und über die Blumen Netze ausspannen. Als Kaiser Vitellius nach der Schlacht bei Bedriacum



die Wahlstatt besuchte, hatten die Einwohner Cremona's in gemeiner Kriecherei einen großen Theil des Weges mit Vorbeerzweigen und Rosen bestreut.

Natürlich hatte dieser übermäßige Gebrauch der Rosen häufig üble Folgen. Das Alterthum lieferte mehrere Beispiele plötzlicher Todesfälle, welche die Unvorsichtigkeit, auf Rosen zu schlafen, veranlaßte. Dergleichen Vorkommnisse veranlaßten bisweilen großes Geschrei gegen die Rosen und ihren Gebrauch. Aristipp geriet h eines Tages in solches Entzücken über den Duft einer Rose, daß er ausrief: „Verwünscht seien die weibischen Weichlinge, welche gegen so süße Empfindungen einen so schlimmen Verdacht hervorriefen!“

War der Gebrauch der Rosen selbst für das Leben der Alten schon äußerst bedeutend, so wurde die Verwendung derselben durch vielfache anderweitige Benutzung der Blume noch erheblich gesteigert. Diese galt nemlich als Arznei, und zwar als kühlendes, adstringirendes und somit austrocknendes Mittel. Bei Hippokrates kommt nur die Hundrose als Medicin vor. Milto, die Geliebte des jüngern Cyrus, welche den Beinamen Aspasia führte, aber nicht mit der berühmten Geliebten des Perikles zu verwechseln ist, hatte in ihrer Jugend eine Geschwulst am Kinn, welche kein Arzt zu vertreiben vermochte und die ihr deßhalb großen Kummer verursachte. Endlich erhielt sie im Traum guten Rath. Sie erblickte eine Taube, die sich in eine Jungfrau verwandelte und zu ihr sprach: „Sei guten Muths, nimm von den der Aphrodite geopfertem und schon verwelkten Rosen, zerreiße sie mit den Händen und lege sie auf die Geschwulst.“ Milto that, wie ihr geheßen und wirklich verschwand die Geschwulst alsbald. Die Rose war aber auch ein Mittel gegen den Zauber. So wurde

der junge Mann bei Lucian, der durch den Mißgriff der Magd einer Heze in einen Esel verwandelt war, nach manchen traurigen Schicksalen durch die Verspeisung einer Rose wieder zum Menschen. Sodann diente die Rose in Griechenland Liebenden zum Orakel. Dieselben legten, wie es noch jetzt die Kinder machen, die Blätter der Blume auf die Hand, schlugen mit der andern Hand darauf und schlossen aus dem mehr oder minder starken Knall des berstenden Blattes auf glückliche oder unglückliche Liebe. Unheil bedeutete es, wenn die Blätter nicht zersprangen. Endlich verbrauchten die thessalischen Zauberinnen zahllose Rosen zur Bereitung von Liebestränken, eine Benutzung der Blume, die an einen noch heute lebendigen Aberglauben anklingt. „Trage drei Rosen, eine dunkelrothe, eine blaßrothe und eine weiße drei Tage, drei Nächte und drei Stunden lang auf deinem Herzen, daß Niemand sie sehen kann, bete drei Mal das Paternoster, drei Mal das Ave Maria, und mache das Zeichen des heiligen Kreuzes, hänge dann diese drei Rosen drei Tage, drei Nächte und drei Stunden lang in eine Flasche Wein und laß diesen Wein den Gegenstand deiner Liebe trinken, ohne daß er wisse, was darin war, und er wird dich lieben mit ganzer Seele und dir treu sein dein Leben lang,“ so sagt die weiße Frau zu dem liebefranken Mädchen und dieses versucht gläubig den Zauber.

Eine Verwendung der Rose verständigerer Art war die, daß man verschiedene Gerichte damit würzte. Man setzte Rosenblätter den Speisen zu. Zu diesem Zwecke wurden sie gleich dem Sauerampfer eingemacht; doch war dabei Vorsicht nöthig, damit die Blätter nicht schimmelten. Auch eine Art Rosencompot bereitete man im Alterthum. Es wurden Quitten, die in Honig ein-

gemacht waren, gekocht und dann mit abgeseihtenen Rosenblättern umgerührt. Dieser Brei diente als Magenstärkung. Später hatte man in der Feinschmiederei und ihrer Befriedigung große Fortschritte gemacht, und im Kochbuch des Apicius finden wir die Anweisung zur Bereitung eines Rosenpuddings. „Man nimmt,“ heißt es daselbst, „gereinigte Rosenblätter, schneidet das Weiße am untern Ende sorgfältig ab, thut die Blätter in einen Mörser und zerstößt sie unter fortwährendem Zugießen pikanter Sauce. Später setzt man noch etwa anderthalb Spitzgläser von dieser Sauce zu und seihet Alles durch ein Sieb. Weiter nimmt man das Gehirn von vier Kalbsköpfen, zieht die Haut ab und streut ein Quentchen feingestossenen Pfeffer darauf. Man zerstampft dieses Alles in einen Mörser, während man von dem obengenannten Saft zugießt. Hierauf schlägt man acht Eier aus, rührt sie mit anderthalb Gläsern Wein und einem Glase Sect um, fügt auch etwas Del hinzu. Endlich bestreicht man die Form, in die man die Masse thut, mit Del und läßt diese so backen, daß sie von oben und unten zugleich Hitze erhält. Der Pudding wird dann noch heiß aufgetragen.“

Außer zu Speisen wurden die Rosenblätter zur Bereitung von Getränken, besonders des bei den Alten sehr beliebten Rosenweins verwendet. Die einfachste Bereitung desselben ist die, welche uns Plinius angibt. Man nimmt nach seiner Vorschrift vierzig Drachmen Blätter, quetscht dieselben, thut sie in ein leinenes Tuch und beschwert sie mit einem Gewicht, so daß die Rosen auf dem Boden bleiben. Dann gießt man zwanzig Rössel Most dazu und läßt das Ganze 3 Monate stehen. Apicius dagegen läßt die Rosenblätter an einen Faden gereiht in den Wein legen und sieben Tage in dem-

selben. Dieß wird zweimal wiederholt, dann der Wein durchgeseiht und Honig hinzugethan. Besonders empfohlen wird, daß man recht trockne, vom Thau nicht benetzte Blätter wählt. Eine weitere Leckerei wurde von Heliogabal ausgeführt, welcher den Rosenwein durch einen Zusatz von Pinienzapfen pikanter machte. Derselbe Kaiser badete sich auch in Rosenwein. Ja, er trieb die Verschwendung so weit, daß er ganze Behälter, die zum Schwimmen für ein größeres Publicum eingerichtet waren, mit Rosenwein und anderem Weine, der mit Absinth versetzt war, anfüllen ließ, — ein Badevergnügen, welches, da das Rösel Rosenwein unter Diocletian zwanzig Denare kostete, sehr theuer genannt werden muß.

Man benutzte die Blume endlich zur Bereitung des Rosenwassers. Es diente zunächst, wie bei uns, als Mittel gegen Augenentzündungen. Aber auch im gewöhnlichen Leben wurde es des Wohlgeruchs wegen verbraucht, und wenn dasselbe in dieser Beziehung weniger erwähnt wird, so mag ein Hauptgrund darin liegen, daß das stärkere Rosenöl im Alterthum ganz allgemein im Gebrauch war. Man nahm dazu die Rosen von stärkstem Geruch. Das Rosenöl brauchte man besonders, um den künstlichen Rosen den Geruch der natürlichen zu geben. Schon in sehr alter Zeit hatte man nemlich, um auch im Winter Kränze zu haben, Blumen aus feinen Hornblättchen gemacht und diesen die Farbe natürlicher gegeben; später nahm man bunte Seide. Der reiche Crassus ließ zuerst Blumen für die Kränze, die er an die Sieger in seinen Spielen austheilte, aus Gold- und Silberblättchen fertigen.

Das Rosenöl der Alten darf aber nicht mit dem weit kostbareren Rosenöle, welches wir ächt aus dem

Morgenlande erhalten, verwechselt werden. Dieses wird gewonnen, indem man Moschusrosen entblättert und die Blätter in ein mit Wasser gefülltes Gefäß schüttet und der Sonne aussetzt. Bald schwimmen die öligen Theile oben auf. Man sammelt dieselben mittelst ganz reiner Baumwolle, die man sogleich wieder in kleine Gläschen ausdrückt, worauf man diese fest verschließt. Nicht alle Rosenarten geben eine gleiche Menge dieser öligen Substanz, eben so wenig dieselbe Art in verschiedenen Ländern. Das ächteste und beste ist citronenfarbig und fast ganz durchsichtig, bleibt stets in gleicher Dicke und Zähigkeit, außer wenn man das Gläschen erwärmt, wodurch, wenn es auch nur mit der Hand geschieht, das Del flüssig wird. Taucht man nur eine Nadelspize hinein und berührt damit ein Taschentuch, so behält es monatelang den stärksten Wohlgeruch. Dieses von den Orientalen Attar genannte Rosenöl ist das geschätzteste aller Parfüms und ein höchwichtiger Handelsartikel an den Küsten der Berberei, in Syrien und Persien, wo es nach dem Gewichte hoch über dem Goldwerthe verkauft wird. Die köstlichste aller Gattungen von Rosenöl ist die aus Kaschmir, dann kommt das persische, endlich das syrische und das aus der Berberei. Die in der Bibel erwähnte Narde scheint damit verwandt gewesen zu sein, da die Rose im Arabischen durch das Wort Nard bezeichnet wird. Eine morgenländische Sage läßt dagegen des Rosenöls spätern Ursprungs sein. Die berühmte Prinzessin Nurmahal habe einen ganzen Kanal mit Rosenwasser anfüllen lassen und sei an dessen Ufer mit dem Großmogul geluftwandelt. Die Sonnenhige habe dann das in der duftenden Flüssigkeit enthaltene Del gesondert und in Tausenden von Perlen

auf die Oberfläche getrieben. Auf diese Weise sei das köstliche Rosenöl entdeckt.

Bei den Alten geschah die Bereitung dieses Parfüms weit einfacher, aber freilich konnte deshalb der Extract des Rosenduftes in demselben nicht so concentrirt sein, wie in dem unsern. Die Rosenblätter wurden eine Zeitlang in Del gelegt, die Blätter mehrmals erneuert und dann das Del, wenn es genug Duft eingesogen hatte, verwendet. Diese Art von Rosenöl kannte man schon in der Zeit des trojanischen Krieges oder wenigstens in der Zeit, wo die Ilias geschrieben wurde. Später wurde das beste Rosenöl in den Zeiten der Berenike in Kyrene, noch später in Phasalis, Neapel und Capua verfertigt. Als Pausanias schrieb, wurde in Chäronea die Fabrication des Rosenöls, so wie anderer Parfüms, wie aus Lilien, Narcißen und Iris, in bedeutendem Umfange betrieben. Uebrigens bediente man sich des Rosenöls nicht bloß zum Salben und Einreiben, sondern mischte es auch dem Wein bei.

Außer dem Rosenöl wurde auch Rosenpomade im Alterthum viel verbraucht. Auch mochte sie ganz einfach bereitet sein; später erfand der Luxus künstliche Mischungen, zu denen man Olivenoel, Saffran, Zinnober, Extract aus einer Art Schilf, Ochsenzunge, Honig, feines Salz und Wein nahm. Ferner verbrannte man die Blätter zu Asche, versetzte sie mit ägenden Stoffen und machte daraus eine Schminke zur Färbung der Augenbrauen. Endlich wurde nach Plinius aus den für andere Zwecke schon ausgepreßten Blättern, die man gehörig trocknen ließ und dann preßte, ein Pulver, Diapasma genannt, bereitet, welches man nach dem Bade auf die Haut streute und später mit kaltem Wasser abwusch. Es gab der Haut einen angenehmen Geruch.

In den Kämpfen der Völkerwanderung ging mit der antiken Bildung auch die antike Rosencultur fast ohne eine Spur zurückzulassen zu Grunde. In der finstern Zeit, die zunächst der Völkerwanderung folgte, scheint, wie jede andere Cultur, so auch die der Rosen sehr vernachlässigt zu sein. Doch existirt eine Vorschrift Karls des Großen in seinen Capitularien de villis et curtis, welche den Franken die Anpflanzung von Rosen und deren sorgfältigste Pflege an das Herz legt. Später thaten die Benedictiner viel für Verbreitung der Rosencultur; wo ein Kloster dieses auch sonst so verdienstvollen Ordens entstand, da erblühte sehr bald auch ein Rosengarten. Auch die Araber cultivirten und veredelten damals die Rose. Der gelehrte Ebn el Abam gibt in seinem im 12. Jahrhundert geschriebenen „Buche des Ackerbaues“ viele darauf bezügliche Regeln.

Einen interessanten Abschnitt aus der Culturgeschichte des Mittelalters bilden die Rosenfeste, von denen das des „Rosenmädchen's von Salency“ das berühmteste ist. Salency ist ein Dorf bei Noyon, und über das daselbst gefeierte Rosenfest theilt v. Biedenfeld <sup>1)</sup> Folgendes mit.

Die Sage berichtet, daß der 545 gestorbene Bischof von Noyon, der heilige Medardus, der Stifter dieses Festes gewesen sei. Der Zweck war, dem tugendhaftesten Mädchen des Ortes jährlich einen Preis von 25 Livres nebst einem Rosenfranze zu geben. Damit diese Stiftung für ewige Zeiten bestehen könne, widmete er dafür eigens zwölf Hufen Landes, deren Ertrag für jene Geldsumme und alle übrigen Ausgaben zu der

---

<sup>1)</sup> „Buch der Rosen.“ Weimar 1840.

Feierlichkeit vollständig ausreichte. Es heißt, der heilige Medardus habe den ersten Rosenpreis selbst einer seiner Schwestern ertheilt, nachdem die allgemeine Stimme sie zum Rosenmädchen ernannt hatte. Noch jetzt sieht man über der St. Medarduskapelle des Dorfs ein Gemälde, worauf der Bischof im Pontificalschmucke ein Mädchen, welches vor ihm knieet, mit Rosen krönt. Nach der Bestimmung der Stiftungsurkunde soll nicht nur das Rosenmädchen von tadelloser Aufführung sein, sondern auch dessen ganze Familie bis zum vierten Geschlechte zurück sollte sich desselben reinen Rufes erfreuen.

Der Herr von Salency genoss das ausschließliche Recht zur Wahl des Rosenmädchens unter drei von dem Dorfe ihm vorgeschlagenen Jungfrauen. Diese mußten ihm einen Monat vor dem Feste vorgestellt werden, und die deßfallige Untersuchung wurde mit großer Strenge und Unparteilichkeit geführt. Am 8. Juni, dem Namenstage des Stifters, begab sich der Zug mit größter Feierlichkeit in die Kirche und hörte daselbst eine Vesper an, nach welcher der erste Geistliche dem vor ihm knieenden Rosenmädchen in Gegenwart des Guts Herrn und der Justizbeamten das mit einem breiten blauen Bande umschlungene Rosenhütchen aufsetzte und ihm die 25 Livres übergab. Das blaue Band kam erst unter Ludwig XIII. zu dem Gute. Als dieser König sich nemlich in dem benachbarten Schlosse Barennes aufhielt, bat ihn der damalige Guts Herr von Salency, das Rosenmädchen in seinem Namen krönen zu lassen. Der König willfahrte dem Gesuche, schickte den ersten Capitain seiner Garde als seinen Stellvertreter bei der Krönung und befahl diesem, der Rosenkrone einen silbernen Ring und ein blaues Band beizufügen. „Gehen Sie,“ sprach der König, „und überreichen Sie das blaue



Band der Gefrönten. Lange genug war dieses Band lediglich das Zeichen der Gunst. Heute soll es einmal der Preis der Tugend werden.“ Seit jener Zeit erhielt das Rosenmädchen das blaue Band und schmückte sich damit. „Blaues Band“ (*le cordon bleu*) wurde aber unter den Bourbonen der erste und vornehmste Ritterorden Frankreichs, der 1578 von Heinrich III. gestiftete Orden des heiligen Geistes genannt, und die Ertheilung dieses lediglich für den höchsten Adel bestimmten Bandes an ein Bauernmädchen war allerdings ein Ereigniß.

Beim Herausgehen aus der Kirche führte der Gutsherr oder dessen Stellvertreter das Rosenmädchen mitten durch die große Straße von Salency, wo die Vasallen des Rosenlebens ein Gastmahl ganz im Stil der alten einfachen Sitte zu geben durch Vertrag verpflichtet waren. Die Tafel war mit einem Tischtuche bedeckt; sechs Teller, sechs Servietten, zwei Messer, zwei Gläser und ein gefülltes Salzfüßchen befanden sich darauf. Die Gerichte bestanden aus einem bestimmten Maße auf dem Dorfgebiete gewonnenen Weins in zwei Krügen, einem kleinen Krüge frischen Wassers, zwei Weißbrotten zu einem Sou, fünfzig Nüssen und einem Käse für drei Sous. Am Ende dieser magern Mahlzeit überreichten die genannten Vasallen dem Gutsherrn als Beweis der Ehrerbietung einen Blumenstrauß, zwei Bälle zu dem *jeu de paume*, einen Pfeil und ein hölzernes Pfeisken, worauf der Vasall drei Mal pfeifen mußte, ehe er es übergab. Alle diese Pflichten mußten bei Strafe von sechszig Sous genau erfüllt werden. Hiernach verfügte sich die ganze Versammlung in den Hof des Schlosses unter einen großen Baum, wo der Gutsherr dem Rosenmädchen zum ersten Tanze seinen Arm bot. Der Ball im Freien endigte bei Sonnenuntergang. Am folgen-

den Tage lud das Rosenmädchen alle Jungfrauen des Dorfes für den Nachmittag zu sich ein und gab ihnen ein großes Gastmahl, wobei mancherlei Lieder gesungen wurden.

Das Rosenfest zu Salency verursachte 1774 einen Proceß, der bis vor das Parlament von Paris kam. Der damalige Gutsherr glaubte sich berechtigt zur Auswahl des Rosenmädchens ohne Hinzuziehung der Dorfeinwohner, meinte auch das Rosenhütchen aus eigener Machtvollkommenheit, ohne alle herkömmlichen Feierlichkeiten, dem Mädchen aufsetzen zu können, und wollte die an sich so geringen Ausgaben für das Fest noch beträchtlich vermindern. Das königliche Gericht verwarf diese Anmaßungen und bestimmte von neuem alle Formen der Wahl und Krönung. Der Gutsherr appellirte an das Parlament, aber vergeblich, denn dieses sprach sich abermals zu Gunsten der Bauern und gegen die Neuerungen aus, verurtheilte ihn zur Tragung der Proceßkosten und ließ dieses Urtheil veröffentlichen.

Eine bei dieser Gelegenheit erschienene Denkschrift von Delacroix sagt: „Der Adel der Einwohner von Salency ist der Adel der Rose. Sie kennen keinen andern. Die Familie, welche seit dem heiligen Medardus ihre Abkömmlinge am häufigsten gekrönt sah, ist die adeligste, die erlauchteste unter ihnen. Wären die Künste nicht die Sklaven des Reichthums, so würde eine solche Hütte von Salency mit ihrer Gallerie von Rosenmädchen, die alle mit dem blauen Band geschmückt sind, einen erbaulichen, ja höchst rührenden Anblick gewähren — einen Anblick nicht minder erhebend, als die Ansicht eines Ahnensaals gewöhnlichen Adels.“

Ähnliche Rosenfeste wurden für Canor, St. Sauveur, le Vicomte, la Falaise, Nancy, St. Nicolas de

Nantes, Meau, Suresne und andere französische Dörfer gesetzlich angeordnet.

Sahen wir hier die Rose als Lohn der Tugend, so mußte andererseits aber auch im Mittelalter, gleich wie solches im Alterthum der Fall war, die Rose der Ueppigkeit dienen. So wie die Folgen der Völkerwanderung vorüber waren und in den Ländern des mittlern Europa die neuen Bevölkerungen sich geordnet hatten, begann eine Cultur, von der wir leider! zu wenig wissen, die aber keine geringe war. Die Gewerbe und Künste blühten und ihre erhaltenen Rechte sind noch jetzt unerreichte Vorbilder. Zugleich aber entfaltete sich an den Höfen der Großen, so wie in den durch Handel und Gewerbe reich gewordenen Städten ein fast zügelloser Luxus. Damals war es, als man die Bäder durch hineingeschüttete Rosenblätter weichlich und sybaritisch machte<sup>1)</sup>, und daß dieß nicht bloß eine Erfindung der Dichter aus jener Zeit ist, sieht man aus Ulrich von Lichtensteins, eines teutschen Minnesängers, der in der Mitte des 13. Jahrhunderts lebte, „Frauendienst“, einer poetischen Selbstbiographie, in der er nicht nur häufig der Bäder, sondern namentlich auch eines solchen Rosenblätterbades gedenkt<sup>2)</sup>.

---

<sup>1)</sup> Do gebot der fürste märe  
 daz ein bat bereite märe  
 recht umbe den mitten morgens tac  
 zende am teppich, da er da lac.  
 Daz muose des morgens also sin.  
 Man warf da rosen oben in.

Parcival 166, 21.

<sup>2)</sup> „Der Knappe schwieg und gieng, kam aber gleich mit zween andern Knechten wieder, die trugen ihm Rosen nach von schöner Röthe und frisch geblättert, davon freute er so viele auf mich, daß

Bei den französischen Parlamenten herrschte einst eine la Baillée des Roses genannte Feierlichkeit, deren eigentlicher Ursprung eben so unbekannt ist, wie die Zeit ihres Aufhörens. Diese Ceremonie war vorzugsweise bei den Parlamenten von Paris und Toulouse üblich. Die Pairie von Frankreich hatte mit diesem Rosenfeste jährlich im April, Mai oder Juni den Parlamenten gleichsam eine Huldigung darzubringen. Sie wählte dazu einen Tag der großen Plenarsitzung des Parlaments, wobei die Pairierechte aller Pairs untersucht, ihre Namen in das Staatsregister von neuem eingetragen und ihre Personen dem Parlament von dem ältesten Pair vorgestellt wurden. Dieser hatte dazu den ganzen Parlamentspalast mit wohlriechenden Kräutern, Blumen und vor allem mit Rosen bestreuen zu lassen, mußte vor der Sitzung den Präsidenten und Rätthen, auch den Gressiers und Huissiers des Gerichtshofs ein Frühstück geben und sodann von Saal zu Saal gehen, wobei ihm ein Diener voranschritt, der in einer silbernen Schale so viele künstliche oder natürliche Sträuße von Nelken und Rosen trug, wie Parlamentsbeamte vorhanden waren, und eben so viele mit seinem Wappen geschmückte Kränze. Nach dieser feierlichen Huldigung wurde im Plenarsaale der Pairie Audienz ertheilt, dann folgte eine Messe; Oboen erschallten den ganzen Tag, mit Ausnahme der Audienzzeit, verherrlichten auch die Gastmähle bei dem Präsidenten und erfreuten auch den letzten der Schreiber des Gerichts.

---

mich in dem Bade niemand sah, wobei der Knappe kein Wort redete. Was ich auch zürnte und was ich auch hat, er streute immerdar die Rosen über mich, so viel, daß der Fußboden wunniglich von Rosen gefärbt war.“ Ulrich von Eichenstein's Frauendienst, herausg. von Lief, Stuttg. u. Tüb. 1812, S. 114.

Mit Ausnahme der Könige und Königinnen war jeder Pair von Frankreich zu dieser Art von Huldigung verpflichtet; selbst die Könige von Navarra unterwarfen sich ihr, und Heinrich der Vierte äußerte gegen den Generalprocurator, daß weder einer seiner Vorfahren, noch er selbst dieser Ceremonie sich jemals entzogen habe.

Im Jahre 1545 verursachte diese Rosenhuldigung einen gewaltigen Streit wegen des Vortrittsrechts des Herzogs von Montpensier und des Herzogs von Nevers. Ein Parlamentsauspruch schlichtete ihn zu Gunsten des erstern, weil er Prinz und Pair zugleich war.

Das Parlament hatte einen eigenen Rosenanfertiger — *rosier de la cour* — von welchem die Pairs alle zu dieser Feierlichkeit nöthigen Blumen kauften. Das Parlament von Paris erhielt Rosen und Rosenkränze, das von Toulouse Rosen und Rosenhüte.

In der Provence errichtete man am 1. Mai am Eingange jeder Hauptstraße eine Art von Thron, auf welchem ein mit Rosen und Rosengewinden geschmücktes junges Mädchen den ganzen Tag hindurch sitzen blieb, während ihre Gefährtinnen zu Füßen des Thrones standen und von allen Vorübergehenden eine Gabe der Liebe für diese „Schöne des Mai“ (*la Belle de Mai*) erhoben, was in die Reihe der aus dem Heidenthum stammenden Maikönigs- oder Maigrafenfeste gehören mochte.

Zu Luch bei Auxerre hatten die Jünglinge des Dorfs die Verpflichtung, bei Hochzeiten das Brautpaar im Namen der Frau Lebtfissin zu begleiten, wobei sie zwei ins Kreuz gelegte Stäbe von wilden Rosenstöcken, mit Bändern geziert, in der Hand halten mußten. Unter den alten herrschaftlichen Abgaben in Frankreich stießen wir sehr oft auf bedeutenden Lieferungen von

Rosen, damit der gnädige Herr im Stande war, sich die nöthige Quantität Rosenwasser bereiten zu lassen. Zu Gournay sur Marne mußte an den Gutsherrn jährlich ein Rosenhut mit vier Kränzen oder Abtheilungen entrichtet werden, welcher dann als Kopfsputz bei der Procession des Frohnleichnamsfestes diente. Nach den alten Gewohnheiten von Auvergne, Anjou, Tours und Maine gab der adelige Vater, welcher Söhne hatte, seinen Töchtern nur einen Rosenhut zur Mitgift.

In vielen alten Wappen findet sich die Rose als Sinnbild, so z. B. in dem der Fürsten von Lippe und der sächsischen Herzogthümer. Bekannt ist die weiße Rose von York und die rothe des Hauses Lancaster. Auch Luther führte eine Rose im Siegel. Sie spielt überhaupt in der Heraldik eine wichtige Rolle, erscheint mit oder ohne Stiel, einfarbig oder mehrfarbig, aber nie als Knospe. Eine Menge von Ortschaften haben in ihren Namen den der Rose: wir erinnern nur an Rosenau, Rosenthal, Rosenberg und Rosenfeld, so wie an Fontenai la Rose, den Geburtsort des Sängers der Liebeskunst. Häufig kommt die Rose in der Kunst des Mittelalters vor. Ihre Bedeutung in der Architektur der germanischen Dome ist bekannt. Auch die Dichter erwähnen ihrer oft; wir erinnern nur an den Roman von der Rose, an den Amadis, an den Parzival, an den Roman Perceforest, wo eine Königin nach einem Turnier dem Sieger als Preis einen einfachen Rosenhut gibt, weil dieser ein großer Schatz für Liebende sei, und an Ariost, der (beiläufig bemerkt, nach Catull) dem schönen Geschlecht folgende Lehre gibt: „Das junge Mädchen gleicht der Rose, so lange diese noch einsam und unbekannt in irgend einem schönen Garten auf ihrer dornigen Geburtsstätte ruht, so lange sie noch

bewahrt ist vor dem zerstörenden Rahn der Herden und vor der diebischen Hand der Hirten. Der süße Zephyr, die feuchte Dämmerung, die Welt, die Erde, Alles verirrt sich, sie zu verschönern, und die fröhliche Jugend schmückt sich mit ihr so gern ihre Haare und ihren Busen. Aber so bald sie von ihrem mütterlichen grünen Zweige abgelöst ist, verliert sie alle ihre Anmuth, ihre Schönheit und jeden Reiz der Liebenswürdigkeit. So verliert auch das junge Mädchen, welches seine Jugend nicht bewahrt, die ihm theurer, als selbst das Leben sein soll, alle seine natürlichen Vorzüge, sogar die Anhänglichkeit und Liebe seiner Gefährten.“

Zu Provinz ernannte früher der Gärtner alljährlich einen Roi des Rosiers. Seine Herrschaft dauerte vom Tage des heiligen Fiacre, wo er während des Magnificat auf den Thron erhoben wurde, bis zu demselben Tage des nächsten Jahres. — Wenn sich am Johannistag die Bürger von Solothurn zur Wahl des ersten Magistrats versammelten, trug jeder einen Rosenstrauß vor der Brust oder in der Hand, und davon hieß diese Zusammenkunft der „Rosengarten.“ Der Gebrauch der Freimaurer, sich an diesem Tag mit Rosen zu schmücken, beruht auf tiefer sinniger Deutung, welche aber den heutigen Freimaurern nicht mehr bekannt ist, so wie ihnen überhaupt die wahre Deutung aller ihrer Symbole verloren gegangen ist. Auf den Beilen der Fehme stand das Bild eines Ritters mit einem Rosenstrauß in der Hand. So oft ein Mitglied des furchtbaren Bundes eine Rose erblickte, mußte es sie küssen. Noch im 17. und 18. Jahrhundert nahmen verschiedene Orden und Geheimbünde ihren Namen und ihre Symbole von der Rose her. So die Rosenkreuzer, die, von Andrea gestiftet und Verbesserungen in Kirche und Staat

erstrebend, ein Andreaskreuz nebst einer von Dornen umgebenen Rose und der Inschrift *Crux Christi Corona Christianorum* zum Zeichen hatten. Sodann die Gesellschaft der *Rosati* in Paris, in welche Niemand Aufnahme fand, der nicht ein Gedicht zum Preise der Rose gemacht hatte. Endlich erinnern wir an die drei Rosenorden, welche das vorige Jahrhundert entstehen sah: den des Herzogs von Chartres, ein Sammelpunkt aller Pariser Wüflinge und vornehmen Hetären von 1780, den von Don Pedro I., Brasiliens erstem Kaiser gegründeten, der durch die Unmuth des Rosenkranzes um den 5zackigen Stern und sein Rosaband einer der hübschesten Orden der Welt ist, und den deutschen Rosenorden, der 1784 von einem Herrn von Grossinger gestiftet wurde <sup>1)</sup>.

Rehren wir nun nochmals in die Zeiten des Mittelalters zurück, so finden wir, daß auch in der Kirche damals die Rose eine wichtige Stelle einnahm. Bekannt sind die Rosen der heiligen Elisabeth von Thü-

---

<sup>1)</sup> Wir bemerken hier beiläufig des Blumenordens oder Pegnizordens. Es war das eine der im 17. Jahrhundert entstandenen Sprachgenossenschaften, welche den zweitgenannten Namen von der durch Nürnberg fließenden Pegnitz erhielt. Der Orden hieß auch Pegniker Hirtengesellschaft, Löblicher Hirten- und Blumenorden an der Pegnitz, Gekrönter Blumenorden und wurde von Georg Phil. Harßdörfer und Joh. Klaj 1644 zu Nürnberg zur Beförderung der Reinheit der teutschen Sprache, vorzüglich in der Reinkunst, nicht ohne einige Opposition gegen die Rüchternheit der ersten schlesischen Dichterschule gestiftet. Aber bald ließ sich die Gesellschaft von der Zeitrichtung zu süßelnden Ländeleien verleiten, bis endlich ihre ganze Beschäftigung in leere Spielereien mit Sinnbildern, Devisen und Schäferweisen ausartete. Die Zusammenkünfte wurden anfangs in Privatgärten gehalten. In der Folge räumte der Rath zu Nürnberg der Gesellschaft ein Stück Wald,



ringen und die Todesrose im Stifte zu Altenberg. Die heilige Dorothea erhielt von einem Engel einen Rosenstrauch, welcher deßhalb auf den sie darstellenden Bildern erscheint. Nach dem Tode des Bischofs Ludwig, eines Neffen Ludwigs XI. von Frankreich, sproßte eine Rose aus dessen Munde. In der Abtei zum heiligen Kreuz in Poitiers steht eine Säule, die man zum Andenken an ein Wunder über dem Grabe eines Jünglings errichtet hat. Man sah nemlich am Tage nach dem Tode desselben, der deßhalb gestorben war, weil er beim Maifeste keine Gefährtin gefunden hatte, einen Rosenstock mit wenigen Blumen und sehr vielen Dornen aus dem Grabe empor schießen, und als man dasselbe öffnete, fand man im Munde des Todten ein Zettelchen, worauf der Name Marie stand. Während der feierlichen Gebete und Umzüge vor dem Himmelfahrtsfeste erschien das Bild der Mutter Gottes in derselben Kirche stets mit Rosen geschmückt, von denen angeblich Niemand wußte, woher sie kamen. In der Kirche der heiligen Susanne zu Rom sieht man eine alte Mosaik: Karl den Großen knieend, wie er vom heiligen Petrus eine mit Rosen besäete Fahne empfängt. Zu Rom wurde ferner am sogenannten Rosensonntage — dem vierten in der Fasten — vom Papste eine goldne Rose geweiht, um dann bei Gelegenheit einer Kirche oder

---

eine Meile von Nürnberg, ein, welcher nach damaliger Sitte sehr kunstreich angelegt und der Irzhain genannt wurde. Wegen der Entfernung wurden aber später die Versammlungen wieder in Nürnberg gehalten. Jedes Mitglied bekam einen Ordensnamen und das Sinnbild des ganzen Ordens war die Passionsblume. Vgl. Amaranthes (Herdegen), Historische Nachricht von des löblichen Sirten- und Blumenordens an der Pegnitz Anfang und Fortgang, Nürnberg. 1744.

einem gekrönten Haupte geschenkt zu werden. Diese Sitte läßt sich bis in's elfte Jahrhundert zurück verfolgen. Alexander III., dem bei seiner Reise durch Frankreich große Ehre widerfahren war, sandte eine solche Rose Ludwig dem Jungen, indem er das Geschenk mit einem Briefe begleitete, worin er sagte: „Indem ich die Sitte unserer Väter nachahmend am Sonntage Lätare eine Rose in der Hand trage, glaube ich solche keiner würdigeren Person als Dir überreichen zu können, weil Niemand so außerordentliche Ehrfurcht der Kirche und Uns bezeugt hat.“ Aus diesem Acte der Höflichkeit wurde später mehr und mehr ein Act der Autorität, indem die Päpste durch Verleihung der goldenen Rose an einen Fürsten diesen als solchen anerkennen zu wollen andeuteten. So gab Urban V. im Jahr 1388 die goldne Rose an Johanna von Sicilien als Anerkennung ihrer Vorrechte auf den Thron vor dem König von Cypern. Martin V. weihte 1418 feierlich die goldene Rose und ließ sie unter einem prachtvollen Baldachin dem in Rom anwesenden Kaiser überbringen. Die Cardinäle, Erzbischöfe und Bischöfe, die damit beauftragt waren, zogen, von einer unermesslichen Volksmenge begleitet, mit großem Pomp nach dem Quartier des Kaisers, der inzwischen einen Thron bestiegen hatte und das Geschenk des heiligen Vaters mit großer Devotion annahm. Heinrich VIII. von England, der defensor fidei, erhielt zwei solcher Rosen, Kurfürst Friedrich der Weise von Sachsen, der Beschützer Luthers, eine. Endlich sandte Benedict XIII. eine an Violante von Bayern, die Schwägerin des Großherzogs Johann Gaston von Toscana, des letzten Fürsten aus dem Hause der Medici. Bisweilen wurden solche Rosen auch den durch Rom reisenden kleineren Fürsten geschenkt, und in diesem

Falle erheischte das Herkommen, daß der Fürst dem Ueberbringer seinen Dank für die hohe Gabe durch baare 500 Louisd'or zu erkennen gab. Allein diese Rose, oder richtiger dieser Rosenzweig, war oft an Goldgewicht das Doppelte dieser Summe gleich.

Früher trug man in Frankreich zum Behuf der Taufen große, mit Rosenwasser gefüllte Krüge nach der Kirche. Nach der Geburt Konhards, des angesehensten Dichters unter Heinrich II. (er starb 1585), ließ ihn die Amme beim Kirchgange auf einen Haufen Blumen fallen, und die Frau, welche das Rosenwasser trug, goß in ihrem Schrecken auch dieses über ihn aus. Dieser Unfall wurde als eine glückliche Vorbedeutung für die Zukunft des Kindes angesehen, und deßhalb sollen seine (übrigens äußerst mittelmäßigen) Poesieen in so guten Geruch gekommen sein. Dieß war in der That der Fall: er erfreute sich allenthalben großer Anerkennung, der König war sein Gönner, die Akademie der Jeux floraux schenkte ihm die silberne Minerva, und Maria Stuart liebte ihn so sehr, daß sie ihm einen prachtvollen Rosenstock von Silber, 2000 Thaler werth, übersandte, dessen Inschrift Konhard für „Apoll an der Quelle der Musen“ erklärte. —

In der Gegenwart sind all dergleichen sinnige Gebräuche ausgestorben. Dagegen hat die Wissenschaft ihre kalten, aber forschenden Arme um die schöne Gattung geschlungen und gegen 3000 Arten und Abarten derselben aufgezählt. Wie viele Arten vor den Kreuzzügen in dem Abendlande gezählt wurden, läßt sich nicht bestimmen. Während der Kreuzzüge wurden aber die vorhandenen durch mehrere neue vermehrt. So kam z. B. die Damascener-Rose um das Jahr 1100 nach der Provence. Dagegen war die Centifolie, wie

es scheint, eine Seltenheit im Abendlande geworden, denn der Botaniker Clusius (Charles l'Ecluse) spricht in einem 1589 erschienenen Werke als von etwas Außerordentlichem davon, daß es in Holland Centifolien gab; dann setzt er hinzu, er habe dergleichen auch in Frankfurt am Main in den Gärten einiger vornehmen Männer gesehen. In der 2. Hälfte des 16. Jahrhunderts mehrten sich die wissenschaftlichen Bestrebungen für die Rosen, wie für die Blumen überhaupt, und jene fand einen geschickten Geschichtschreiber in Lobel, welcher 1581 eine Beschreibung von zehn Rosenarten herausgab. Bauhin kannte 1620 bereits neunzehn Species, Willdenow im Jahr 1797 sechsunddreißig, und Persoon in seiner 1798 veröffentlichten Synopsis plantarum sechsundvierzig, darunter die schöne Bengalische Rose.

Die erste Bengalische Rose (Monatsrose) kam im Jahr 1780 durch den bekannten Botaniker Ker aus Canton in den königlichen Garten von Kew<sup>1)</sup>. Flatterhaftig, wenig gefüllt, von einer wenig bestimmten Färbung blieb sie dort unbeachtet. Es vergingen volle 20 Jahre, bis die erste bengalische Rose sich von Kew nach Paris verirrte. Sie wurde dort von den größten Botanikern untersucht, und die Herren erkannten in ihr einstimmig eine Spielart der gewöhnlichen Rose; die bedeutenden Unterschiede, welche sie in den Augen eines jeden Unbefangenen sofort zur Art stempeln müssen, wurde von den gelehrten Herren übersehen. Die im Jahre 1800 nach Paris gebrachte bengalische Rose trug im Jahr 1803 einige Samenkörner. Drei davon wurden von Dr. Cartier 1804 ausgesät und einer der

---

<sup>1)</sup> Vgl. Reubert's Deutsches Magazin für Garten- und Blumenkunde, 1856, S. 167 ff.

Sämlinge brachte eine gefüllte Rose. Seitdem hat sich die Zahl der Spielarten ungemein vermehrt.

Im Jahre 1802 fand eine andere Rose, die mit der bengalischen nahe verwandt war, ihren Weg aus Indien nach Paris. Weniger gefüllt, als ihre bengalische Schwester, und von dunklerem Holze, empfahl sie sich durch dunkel carminrothe Blumen. Nach wiederholt angestellten Aussaaten erzielte man eine weißliche Rose von unregelmäßiger Form. Gleichzeitig kam aus Calcutta eine Zwergrose mit einfach blaß rosenfarbener Blume nach Europa. Von Miß Lawrence zuerst beschrieben und abgebildet, erhielt sie den Namen *Rosa Lawrenceana*. Sie war die Liliput unter ihren Schwestern, den verschiedenen Varietäten der Bengal-Rose (*Rosa indica*) und ist als zu niedlich und zierlich bis jetzt nicht zu genügender Anerkennung gelangt.

Im Jahr 1809 kam abermals eine neue Varietät der *Rosa indica*, die Theerose, nach Malmaison. Ihre schöne Färbung, der köstliche Geruch, die graciöse, wenn auch etwas nachlässige Haltung erregten großes Aufsehen, daher man sie namentlich benutzte, durch Kreuzung mit ihren Schwestern die Zahl der schon vorhandenen Spielarten zu vermehren. Im Frühjahr 1826 erschien dazu, aus Calcutta eingeführt, noch die gelbe Theerose. Eine andere Spielart der *Rosa indica*, die Noisette-Rose ist in Nordamerika entstanden. Im Jahre 1814 erhielt nemlich der Rosenzüchter Noisette von seinem Bruder Philipp zu Charlestown in Nordamerika einen Bastard der Bengal- und der Bisam-Rose, welcher von dieser den Geruch, von jener das öftere Blühen ererbt hatte — es war die seitdem unter dem Namen der Noisetterose bekannt gewordene. — Eine andere, auf der Insel Bourbon entstandene Spiel-

art der *Rosa indica* ist die Bourbon-Rose<sup>1)</sup>. Nach einer Mittheilung des Herrn Loiseleur-Deslongchamps hat Herr Jacques, Gärtner der Domaine Neuilly, im Jahre 1819 von Herrn Bréon, welcher zu jener Zeit Director der k. Gärten auf der Insel Bourbon war, Samen von einer Rose von dieser Insel erhalten, welche eine neue, merkwürdige Spielart erzeugte. Wegen der Unterschiede derselben von der gewöhnlichen Bengalrose betrachteten die Züchter sie als eine neue Spielart und gaben ihr den Namen Bengal-Rose. Herr Bréon, sagt Loiseleur weiter, hatte diese Rose zum ersten Male 1817 zu Bourbon gesehen, wo sie aus einer gegenseitigen Befruchtung der Bengal- und der Damascener-Rose entstanden sein mag, aus denen beiden man dort Hecken zu bilden pflegt. — Nach andern Nachrichten ist die Bourbon-Rose schon seit längerer Zeit auf der Insel Bourbon verbreitet und dort zur Bildung von Hecken verwandt, und nach Pirolle kamen die ersten Stämme derselben 1823 oder 1824 nach Frankreich.

Die Rosenzucht ist in dem 19. Jahrhundert in England, den Niederlanden, Frankreich und Deutschland mit gleichem Eifer betrieben. In Frankreich gab die mächtigste Anregung die Kaiserin Josephine. Sie ließ durch den großen Gartenkünstler Dupont auf dem Parterre von Malmaison alle Buchstaben ihres Namens mit einer Sammlung der seltensten Rosen pflanzen. Dupont begründete auch die berühmte Rosenschule im Garten des Luxembourg, an deren Verbesserung später der rastlose Hardy ein Vierteljahrhundert arbeitete. Andere namhafte Rosengärtner in Paris sind Noisette

---

<sup>1)</sup> Vgl. über deren Geschichte die Flore des serres VII, p. 77.

und Vassay. Sonst sind in Frankreich die Rosenschulen von Rouen, von Lyon und von Versailles berühmt. In letzterer hat man Rosenbäumchen, die mit 20—30 verschiedenen darauf gepfropften Varietäten prangen. In Italien hat der von Billaresi geleitete Garten in Monza einen wohlverdienten Ruf. Ueber die Rosenzucht in England gibt the Rosegarden von William Paul einen ausführlichen Bericht.

### b. Die Tulpe und Hyacinthe <sup>1)</sup>.

Es scheint uns unmöglich, daß die Griechen und Römer die in Kleinasien und Thracien heimische Tulpe nicht sollten gekannt und cultivirt haben. Nach der allgemeinen Annahme wurde sie aber erst durch den bekannten Konrad Gesner im Jahre 1559 im westlichen Europa bekannt gemacht und erwarb sich dann bald nach ihrer Einführung viel Freunde, besonders unter den Franzosen, bei denen zu Anfang des 17. Jahrhunderts die Zuneigung in eine Schwärmerei überging, die sich bald über die sonst nicht so beweglichen Niederländer verbreitete. Für vieles Geld wurden aus Frankreich Zwiebeln nach den Niederlanden gebracht und hier standen sie in höherem Preise, als Gold und Edelgestein. So kosteten 400 Gran oder  $1\frac{2}{3}$  Loth von der Zwiebel einer schönen Tulpe, Admiral Vieffen genannt, 4000 Gulden, folglich 1 Gran 10 Gulden und das Pfund 57,600 Gulden. Von einer andern Varietät, dem Semper Augustus, wurde 200 Gran oder  $\frac{5}{6}$  Loth Zwiebeln mit 5500 Gulden bezahlt, wonach 1 Gran

---

<sup>1)</sup> S. Aug. Gerhardt, Cultur der schönblühenden Zwiebelgewächse, S. 224 f.

27 $\frac{1}{2}$ , das Loth 6600 und das Pfund 211,200 holländische Gulden oder mehr als ein großes Rittergut werth war. Ein Besitzer des Semper Augustus verkaufte eine Zwiebel davon, die  $\frac{3}{8}$  Loth wog, für 2000 Gulden, machte aber dem Käufer zur ausdrücklichen Bedingung, ohne seine Erlaubniß keine jungen Zwiebeln davon zu verkaufen. Der neue Besitzer hielt aber sein gegebenes Versprechen nicht, sondern verkaufte einige Nebenzwiebeln für 30,000 Gulden. Um die Jahre 1636 und 1637 war der Handel mit Tulpen in einen gefährlichen Schwindelhandel ausgeartet, welcher dasselbe war, was in neuer Zeit der Handel mit Werthpapieren. Zwiebeln wurden verkauft, welche der Verkäufer selbst noch nicht besaß, sondern ihm erst zugesagt waren. Der Käufer überließ sie wieder für eine höhere Summe an einen Dritten, dieser an einen Vierten und so fort. Zuletzt wuchs die Summe so hoch, daß sie der letzte Käufer nicht mehr bezahlen konnte und sein ganzes Vermögen verlor.

Große Summen wurden bei jedem Tulpenkauf gewonnen oder verloren. So hatte Jemand einen schönen Viceroy, da er blühte, um 900 Gulden gekauft, verkaufte ihn aber nach einigen Tagen wieder und erhielt sogleich das schönste Kleid und, nachdem die Zwiebel aufgenommen und abgeliefert war, noch 1000 Gulden. Eine andere Tulpenzwiebel wurde mit 2 Last oder 4 $\frac{1}{2}$  Wispel Weizen, 4 Last oder 9 Wispel Roggen, 4 fetten Ochsen, 8 fetten Schweinen, 12 fetten Schafen, 2 Drophosten Franzwein, 4 Tonnen Bier, 2 Tonnen Butter, 1200 Pfd. Käse, einem vollständigen Bette, einem ganzen Anzug und einem silbernen Becher bezahlt, was zusammengenommen damals einen Werth von 2500 Gulden hatte. — Für 3 Tulpenzwiebeln wurde ein großes



Haus hingegeben, das in frühren Zeiten eine katholische Kirche gewesen war. Für eine andere Zwiebel von einer eben nicht seltenen Tulpenart wurde in Alkmar 12 Morgen Land geboten, aber nicht angenommen, weil diese einen zu geringen Werth hatten.

Als endlich im Jahre 1636 durch diesen Handel viele wohlhabende Familien verarmt waren und zuletzt die bedungenen Kaufsummen nicht mehr aufgebracht werden konnten, da vereinigten sich die vornehmsten Zwiebelhändler aus den holländischen Städten in einer am 24. Febr. 1637 zu Amsterdam gehaltenen Versammlung zu folgendem Beschlusse: daß zwar alle bis zum Ablauf des Jahres 1636 abgeschlossenen Verkäufe als bindend und zu Recht bestehend angesehen werden sollten; die aber im Jahre 1637 abgeschlossenen wären aufgehoben, doch die Käufer verbunden, für den rückgängigen Handel 10 Procent Entschädigung an die Verkäufer zu zahlen. Diese Uebereinkunft erhielt am 27. April desselben Jahres durch die Staaten von Holland gesetzliche Kraft, wobei zugleich festgesetzt wurde, daß solche Kaufsummen, wie jede andere Schuld, beigetrieben werden könnten. Von der Zeit an stiegen die Tulpenzwiebeln sehr im Preise. Eine Zwiebel, die vorher mit 1200 Gulden bezahlt war, konnte man nicht lange nachher mit 10 Gulden kaufen, doch werden noch jetzt in den Harlemer Verzeichnissen gelegentlich Preise von 25—150 Gulden für einzelne seltene Zwiebeln angesetzt.

Sehr bald legte man sich in Holland, namentlich in Harlem, auch auf die Cultur anderer Zwiebelgewächse, setzte später Ranunkeln, Aurikeln, Anemonen, Nelken u. hinzu und schuf auf diese Weise ein Geschäft, welches um 1776 auf seiner höchsten Stufe stand, aber noch jetzt nicht unansehnlich ist, indem die Liebhaberei, zumal

der Hyacinthen, noch immer dauert. Letztere gelangten zuerst um 1730 in große Gunst und durch vieljährigen Fleiß und die unermüdbare holländische Geduld brachte man die schönen, zierlich geformten einfachen Hyacinthen dahin, daß sie in unförmliche gefüllte Blumenmassen sich umwandelten. Zwar warf man gegen 1740 diese Mißgeburten wieder hinweg, aber Peter Voorhelm brachte sie wieder zu Ehren und das Gefallen an widernatürlich geartete Blumen wurde nun zu einer Art von Wuth. Wer so glücklich war, eine solche Blume allein in seinem Garten zu haben, der war weit eifersüchtiger auf das ausschließende Eigenthum derselben, als auf den Besitz einer Geliebten oder einer Ehefrau. So hatte ein holländischer Hyacinthenliebhaber sich mehrere Jahre unendlich glücklich gefühlt, der einzige auf der Erde zu sein, der eine gewisse Hyacinthensorte besaß, obgleich andere ihr sehr ähnliche sich in andern Gärten befanden. Zufällig erfährt er, daß eine ganz gleiche Blume in Frankreich anzutreffen wäre. Aus Eifersucht eilt er hin, kauft die Zwiebel für mehr als 1000 Ducaten, reißt sie aus und zertritt sie mit den Füßen. Eine Zwiebel von einer neu entstandenen Varietät wurde damals mit 1000 Gulden und drüber verkauft. Die schöne weiße *Passe non plus ultra* verkaufte man im Jahre 1738 für 1850 Gulden.

Obgleich noch in unsern Tagen in den Harlemer Verzeichnissen einzelne neue Spielarten dieser Blumen zu Preisen von 25—100 Gulden ausgebauten werden, so hat die großartige Cultur derselben in Berlin den Holländern viel Schaden gethan. Indeß machen die Harlemer Blumisten noch immer große Versendungen von Zwiebeln, Sämereien, Topfgewächsen und Obstäumen. Namentlich wird auch die Cultur der Rosen

bei Noordwyll in Süd holland auf ansehnlichen, längs den Dünen gelegenen Feldern als Erhaltungsmittel vieler Familien im Großen betrieben.

c. Stiefmütterchen, Reseda, Verbene, Alpenrose, Crocus, Azalea, Geranium, Pelargonien, Camellien, Georgine, Nelke.

Das Stiefmütterchen, welches in seinem wilden Zustande auf Aekern und in Gärten oft lästig wird, durch die Cultur aber zu einer der schönsten Blumen umgebildet ist, hat schon vor Jahrhunderten die teutschen Gärten geschmückt, denn in den Gärten und Blumenberichten aus dem 16. Jahrhundert wird es bereits unter den Nelken, Violeu, Lilien, Maiblumen, Zeltängerjelieber, Tausendschön, Blumen der Liebe, Amaranth, Ringelblumen zc. als eine der schönsten und beliebtesten Gartenblumen aufgeführt. Damals trug es noch den Namen „Tag- und Nachtblümlein“ und glich wohl vorzugeweise der wildwachsenden Stammform. Einer besondern Pflege und Cultur ward das Stiefmütterchen zuerst in England, dann auch in Frankreich, Holland und Teutschland unterworfen und zwar erst in den letzten Jahrzehnten. Man gewann dabei die Riesenblumen, welche gewöhnlich mit dem englischen Namen Hearts ease oder dem französischen Pensée bezeichnet werden, und für die besondern Schönheitsregeln aufgestellt sind.

Die Reseda stammt aus Aegypten und soll erst 1752 aus Afrika nach England eingeführt sein und sich von da weiter über Europa verbreitet haben.

Das Eisenkraut, *Verbena officinalis*, welches im südlichen Teutschland, in England und andern Ländern häufig vorkommt, war schon den Völkern des

Alterthums bekannt, sogar bei ihnen besonders geheiligt, daher es auch bei manchen Festlichkeiten getragen wurde. Die Magier der Elamiter und Perser trugen Sträuße von Eisenkraut in den Händen, wenn sie sich den Altären näherten. Mit ihm schmückten die Griechen an dem Feste Jupiters die Tische und, wie uns Plinius erzählt, ward die Verbene als ein heiliges Kraut betrachtet, das stets auf Jupiters Altare lag und dessen Zweige als Zeichen friedlicher Gesinnung bei feierlichen Gesandtschaften von einem Priester (verbenarius) vorangetragen wurden. Auch die Herolde trugen Verbenensträuße in den Händen. Von den gallischen und britischen Druiden wurde die Pflanze mit derselben Verehrung, wie die Mistel, betrachtet und bevor sie diese Pflanze im Frühjahr abschnitten, was stets mit einer gewissen Festlichkeit verknüpft war, brachten sie, wie es auch die Griechen thaten, der Erde Opfer dar. Sie schmückten ihre Altäre damit, bereiteten aus den Blättern eine Salbe, trugen auch dieselben, weil ihnen große Heilkraft zugeschrieben wurden, auf der Magengegend. Außerdem knüpfte sich mancher Aberglaube an die Pflanze.

Ob diese in Europa heimische Verbene früher bereits unter den Gartenblumen gezogen ist, läßt sich nicht bestimmen. Die gegenwärtig als Zierpflanzen beliebten Verbenen stammen aus Amerika und wurden zuerst seit 1640 in England, dann auch in Deutschland eingeführt. Seit der genannten Zeit bis zu Anfang unsern Jahrhunderts waren es aber nur die *Verbena aubletia* und die *V. Lamberti*, beide aus Virginien und Carolina, welche nach Europa gelangten. Erst seit 1818 kamen zahlreiche schöne neue Arten nach England, gelangten jedoch erst 1822 nach Deutschland, und die schöne blau-

blühende *Verbena pulchella*, welche aus Buenos Ayres stammt, blühte 1829 zum ersten Male in deutschen Gärten. Seit dieser Zeit hat sich die Zahl der Verbenen-Arten und Varietäten von Jahr zu Jahr vermehrt, vergrößert sich auch noch fortwährend, wie uns die Samenverzeichnisse der Handelsgärtner zeigen.

Was die Alpenrosen betrifft, so wurde zuerst *Rhododendron hirsutum* in der Mitte des 17. Jahrhunderts aus seiner Heimath (den Alpen der Schweiz, Tyrols, Piemonts und Savoyens) nach Deutschland und England verpflanzt. Hundert Jahre später, 1752, kam *Rhododendron ferrugineum* aus der Schweiz nach Deutschland. Wann exotische *Rhododendron*-Arten in Europa zuerst eingeführt wurden, ist nicht mit Bestimmtheit nachzuweisen. Im Jahr 1779 wurden in dem Verzeichniß des amerikanischen Gartens, welchen der Herzog Karl von Württemberg angelegt hatte und das bereits 658 Nummern ausländischer Bäume und Sträucher zählte, 4 *Rhododendron*-Arten aufgeführt. Unter diesen war *Rh. punctatum*, welches zuerst 1736 aus Ober-Carolina in Frankreich eingeführt wurde und von dort nach Deutschland gelangte. Dam kamen *Rh. ponticum* und *Rh. dauricum* nach Deutschland. In den letzten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts wurden schöne Alpenrosenarten aus Sibirien, Kamtschatka, Nizal, Java, Canada u. eingeführt, unter ihnen 1797 das *Rh. chrysanthum* aus Kamtschatka und Sibirien, und *Rh. maximum* aus Nordamerika. 1820 kamen *Rh. arboreum* und 17 Jahre später *Rh. Gibsonii* aus Nord-Indien nach England.

Der *Crocus* (*Crocus sativus*, Safran), welcher in Persien und Kleinasien wild wächst, war schon den alten Griechen bekannt. Er war die Blume der Aurora.

Die alten Griechen benutzten diese Blume zugleich als Riechmittel, parfümirten ihre Theater damit, bestreuten auch das Brautbett mit ihr. Durch die Mauren wurde der Saffran in Spanien eingeführt und daselbst als Farbpflanze im Großen angebaut. Von Spanien verbreitete er sich schnell über Frankreich, Deutschland und andern Ländern. Im 15. und 16. Jahrhundert bildete der Saffranbau einen äußerst wichtigen Culturzweig in Europa, denn der Saffran wurde damals bei weitem mehr gesucht und theurer bezahlt, als jetzt. Als Zierpflanze wird der *Crocus* in verschiedenen Arten und Varietäten cultivirt, aber nicht in der Ausdehnung, welche er verdient.

Von der *Azalea* werden in dem Verzeichniß des schon erwähnten amerikanischen Gartens des Herzogs von Württemberg bereits 9 Arten aufgeführt. Die chinesische *Azalea* gelangte erst 1808 nach England.

Geranien wurden bereits in den Gärten Karls des Großen gezogen und waren dann namentlich im 15. Jahrhundert beliebt. Die weit schöneren *Pelargonien* wurden zuerst 1701 vom Cap der guten Hoffnung nach Europa gebracht; ihre Cultur war am meisten in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts in der Mode, wurde dann durch Cacteen, Camellien u. zurück gedrängt, bis sie sich in neuester Zeit in Folge des Strebens der Gärtner, stets neue Bastardvarietäten auf den Markt zu bringen, wieder hob.

Die *Camellie* ist in China und Japan seit den ältesten Zeiten als prachtvolle Zierpflanze cultivirt. In Europa wurde man erst gegen das Ende des 18. Jahrhunderts auf sie aufmerksam. In dem Garten des Herrn Krebs in Harlem blühten 1805 drei Varietäten, die gewöhnliche einfache rothe, eine weiße gefüllte und

eine rothe gefüllte. Andere scheint man damals nicht gekannt zu haben. Die Preise waren außerordentlich. Für ein kleines Stämmchen forderte man 25 Gulden.

Die Georgine wurde von den Botanikern Sessé, Mocino und Cervantes um 1790 aus Mexico in Spanien eingeführt, auch zu derselben Zeit schon durch die Marquisse Bute nach England gebracht. Da aber die kleinen einfachen Blumen erst gegen Ende Septembers zur Blüthe gelangten und meist kurz darauf von den ersten Frösten zerstört wurden, so fanden die Georginen keinen Anklang und verschwanden bald wieder. Erst als Humboldt von seiner Reise in Amerika zurückkehrend sie 1804 wieder nach Europa gebracht hatte, wurde ihnen eine ausgedehntere Cultur zu Theil. Von Deutschland, wo die Georgine zuerst in dem botanischen Garten in Berlin cultivirt wurde, wanderte sie dann nach England und kam etwa um das Jahr 1820 von dort gefüllt nach Deutschland zurück, fand nun allgemeinste Aufnahme und wird seitdem in zahlreichen Varietäten cultivirt.

Die Nelke hieß bei den Griechen „Blume des Zeus“ (daher auch der lateinische Name *Dianthus*), bei den Karthagern hieß sie das „tunische Kraut.“ In der neuern Zeit scheint die Cultur der Nelken von Italien aus über Deutschland nach Frankreich und Holland gelangt zu sein. In Catalogen von 1718 werden schon Hunderte von Spielarten genannt. Die gefüllten Gartennelken scheinen meist in der Schweiz und in Deutschland entstanden, auch waren die Teutschen, nächst ihnen die Holländer, stets die besten Nelkenkenner. Große Liebhaber prangend gefärbter Nelken sind die Franzosen; gern trägt der Franzose eine rothe Nelke im Knopfloch. Besonders berühmt ist Toulouse wegen seinen Nelken. Vor jedem Fenster stehen dergleichen, die Altäre schmückt

man mit ihnen, Braut und Bräutigam puzen sich mit denselben. In England sind die Märkte mit den schönsten Nelken angefüllt und auch in Holland trifft man deren in allen Gärten.

#### d. Drangen.

Die Cultur der Drangen in Kübeln reicht in sehr frühe Zeiten zurück und mußte um so beliebter sein, als die schöne Belaubung, die wohlriechenden Blüthen, die herrlich mit dem Laub contrastirenden Früchte ohne große Mühe erreicht wurden, die Durchwinterung leicht ist und im Sommer die Drangerie zu einer vorzüglichen Ausschmückung des Gartens verwendet werden kann. Schon im Mittelalter und mehr noch im 17. und 18. Jahrhundert hatte jeder fürstliche Garten seine Drangerie und manche unserer heutigen Drangerieen hat ein Alter von hundert und mehr Jahren. So die königliche Drangerie im Zwinger zu Dresden. Im Jahre 1732 schickte nemlich der König von Polen und Kurfürst von Sachsen eine Gesellschaft gelehrter Männer unter Dr. Hebenstreit nach Afrika, um die dortige Natur zu erforschen. Die Gesellschaft, der es bekannt war, daß der König gern drechselte, ließ gegen 400 an Wurzeln und Aesten abgehauene Drangeriebäume aus den tripolitaniſchen Wäldern als Ballast in die Schiffe laden. In Dresden angekommen, fand man, daß die Stämme, denen es im Schiffe nicht an Feuchtigkeit gefehlt hatte, noch Leben zeigten. Der König wünschte, daß man sie zum Treiben bringen möchte, was auch nach vielen Bemühungen endlich mit 300 derselben gelang, die zum Theil noch jetzt die Zierde der Zwinger-Drangerie ausmachen und an Höhe und Stärke in Deutschland kaum ihres Gleichen finden.



### c. Orchideen.

Schon längst hatte die Schönheit, die Seltsamkeit, der Wohlgeruch europäischer Orchideen viele Pflanzenfreunde bewogen, Versuche zu Ansiedlung derselben in ihrem Garten zu machen. Aber die Kinder der Wildniß widerstrebten der Sorgfalt ihrer Pflege und wollten sich nicht zähmen lassen oder gediehen doch nur in seltenen Ausnahmen. Man versuchte Gleiches mit den Erdorchideen anderer Welttheile. Die nordamerikanischen zeigten sich williger, die cap'schen und viele neuholländische blieben aber störrig und vollkommen unbeugsam. An die epiphytischen Orchideen aber wagte man sich lange nicht. Erst als seit 1810—1820 die Reisenden zahlreiche der schönen Lustpflanzen nach Europa, besonders nach England brachten, führte die Aussicht, eine neue seltsame Welt in den Glashäusern sich entwickeln zu sehen und über alle Vorurtheile der Pflanzencultur zu siegen, die Orchideenzucht zu einer früher nicht gekannten Höhe. Fleißige Sammler brachten nun unaufhörlich diese Wunderpflanzen aus allen Welttheilen, und man fand, daß die Anzucht und Erhaltung der Epiphyten, an welcher man so lange Jahre verzweifelt hatte, in den meisten Fällen weniger Schwierigkeiten darbot, als die Cultur vieler andern Gewächse. Selbst die Vanille blühte in Europa, setzte jedoch zuerst 1836 in Rüttich, dann 1838 in Paris Früchte an.

Allmählig gewann man die epiphytischen Orchideen immer mehr lieb und baute ihnen eigene Häuser, um sie naturgemäßer pflegen zu können, vervollkommnete ihre Cultur mehr und mehr, bis eine förmliche Orchideenmanie entstand, die ihre Wurzel in England hat, aber auch auf dem Continent von Europa immer mehr

um sich greift, aber doch edler erscheint, als die einstige Tulipomanie der Holländer. Es mag etwas Uebertriebenes darin liegen, aber wenn man alles Wunderbare dieser Pflanzen, die große immer neue Mannigfaltigkeit und Seltsamkeit ihrer Formen, ihre herrlichen Farben, die reiche Fülle ihres Wohlgeruchs erwägt, so verzeiht man es doch eher, daß der Herzog von Devonshire die erste *Phalaenopsis amabilis* mit 500 Pfund bezahlte, als wenn ein Tulipomane eine ungleich größere Summe für eine Varietät oder gar für den ausschließlichen Besitz einer der tausendfach ähnlichen Tulpen aufwandte.

#### f. Palmen und Cycadeen.

Die Cultur der Palmen und Cycadeen ist erst in den letzten Jahrzehnten zu einer Liebhaberei geworden, wird aber bereits in solcher Ausdehnung betrieben, daß man fast in jedem botanischen und fürstlichen, selbst in zahlreichen Privatgärten Palmenhäuser findet. Manche derselben sind von so riesenhafter Größe und mit so sorgsam und verständig geordnetem Inhalt, daß der Besucher sich leicht in die Mitte eines tropischen Urwaldes versetzt wähnen möchte. So das Palmenhaus zu Kew, welches wir schon im 6. Abschnitt geschildert haben. Auf dem Continent bildeten die Palmen Sammlung im k. botanischen Garten bei Berlin und die auf der Pfaueninsel bei Potsdam zusammengekommen noch vor wenigen Jahren die reichhaltigste Sammlung; jetzt aber werden diese Sammlungen an Zahl der Arten von der im k. Berggarten zu Hannover überboten. Im Jahre 1844 bestand letztere Sammlung nur aus 22 Arten, im Jahre 1846 schon aus 116, 1850 aus 214, und 1854

aus 224 Arten, ohne die *Cyclantheae*, *Cycadeae* und *Pandaneae* zu rechnen. Aber auch Privatleute veranstalten in neuester Zeit großartige Palmen-sammlungen, während noch vor 20 Jahren die Gärtner zum großen Theil die Palmen mit größtem Respect behandelten und diese auf Staatsinstitute beschränkt blieben.

#### g. *Victoria regia*.

Der erste Entdecker dieser prachtvollen Nymphaëacee scheint Th. Hanks gewesen zu sein, der zu Ende des vorigen und zu Anfang dieses Jahrhunderts das tropische Amerika durchforschte. Wir wissen von ihm, daß er einstmal in jenen Gegenden bei dem Anblick einer prachtvollen Wasserpflanze tief ergriffen auf die Knie sank und den anbetete, der die Natur mit ihren Wundern schuf. Man hat nie bezweifelt, daß es eine *Victoria* gewesen sei, welche Hanks so unwiderstehlich zur Andacht hinriß.

Nachdem darauf Bonpland die *Victoria* im Jahre 1819 gefunden hatte, war der dritte Entdecker d'Orbigny, ein französischer Naturforscher, der die ersten Nachrichten über sie gab, denn die beiden ersten Entdecker hatten nur allgemeine Mittheilung über ihre Entdeckung gemacht, welche indeß für d'Orbigny bei der Auffindung der Pflanze als Fingerzeige dienten. D'Orbigny gab die Schilderung seiner Entdeckung der *Victoria* in den *Annales des sciences naturelles* vom Jahr 1840 <sup>1)</sup> und erzählte daselbst, daß er im Anfange des Jahres 1827 in der Provinz Corrientes auf einem Kahne den

---

<sup>1)</sup> Vgl. W. Hochstetter, die *Victoria regia*, Tübingen 1852.

Parana, einen Seitenstrom des la Plata (der trotz seiner Entfernung von 300 Stunden von seiner Mündung in letztern Fluß, dort schon eine Stunde breit ist) beschiffte. In der Nähe des Ortes Arroyo de San José, wo sich die Gewässer noch in große Sümpfe ausdehnen, fand er die Victoria. Indem er dann in dem erwähnten Bericht die vorausgegangene Entdeckung dieser Pflanze durch Hänke und Bonpland bestätigt, erzählt er, daß er einige Jahre später in der Provinz Moros in Bolivia, am Zusammenfluß des Rio Upéré und Tyamuchi auf einen mit denselben in Verbindung stehenden See getroffen sei, in welchem Hänke die Victoria entdeckt habe; doch sei die daselbst wachsende Art von der allgemein bekannten specifisch verschieden.

Als vierter fand E. Pöppig die Victoria unterhalb Montalegre im Amazonenstrom im Jahre 1832 und nannte sie *Euryale amazonica*.

Der fünfte bekannte Entdecker war R. Schomburgk, der die noch immer in Europa ziemlich unbekannt gebliebene Wunderpflanze im britischen Guiana wieder auffand. Es war am 1. Januar 1837. Der unerschrockene Reisende hatte mit tausend Hindernissen zu kämpfen, welche die Natur ihm entgegensetzte, als wollte sie ihn von dem weiteren Vordringen auf dem Rio Verhice abhalten. Da erreichte er eine Stelle, wo der Fluß ein weites und stilles Becken bildete. Ein Gegenstand an dem Südennde dieser seeartigen Ausbreitung fesselte seine Aufmerksamkeit. Durch Verheißung einer Belohnung feuerte er seine Ruderer an, und bald war er in der Nähe des Gegenstandes, welcher seine Aufmerksamkeit erregt hatte und konnte ein Wunder der Natur anstaunen. Alle seine Leiden waren vergessen; er fühlte sich hinreichend belohnt für all das Ungemach,

welches er ausgestanden hatte. Er sah Riesenblätter von 5 bis 6 Fuß im Durchmesser, umgeben von einem Rande, oberhalb glänzend grün, unterhalb lebhaft carminroth. Und während er noch weiter den Fluß hinauffuhr, fand er noch öfter die Riesenpflanze zugleich mit ihren prachtvollen Blumen, welche zuerst durch Schomburgk nach Europa kamen. Gray gab der Pflanze den Namen *Victoria regia* und Lindley beschrieb sie in einem Prachtwerke, von welchem aber nur 25 Exemplare abgezogen wurden.

Mannigfache Versuche, die Pflanze in Europa zu cultiviren, folgten dann. Es war im Jahr 1850, als sie zum ersten Male in Europa blühte, und zwar in dem Etablissement des Herrn L. van Houtte in Gent. Für eine einzige Pflanze der *Victoria* hatte derselbe ein besonderes Treibhaus bauen lassen: es hatte die Gestalt einer Kuppel mit einem Umkreise von 120 Fuß; in der Mitte befand sich das Wasserbecken von 33 Fuß Durchmesser, welches 85,000 niederländische Kannen Wasser enthielt, das durch einfache Vorrichtungen warm und in langsam strömender Bewegung erhalten wurde. In diesem großen Wasserbecken, welches außer dem Gange um dasselbe den ganzen Raum des Treibhauses einnahm, streckte die *Victoria* ihre an 8—15 Fuß langen Stielen befindlichen Blätter nach allen Seiten aus.

Seitdem sah man die *Victoria* an manchen Orten blühen, und in den größern Pflanzengärten der europäischen Hauptstädte blüht sie jetzt jährlich.



[www.books2ebooks.eu](http://www.books2ebooks.eu)